This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

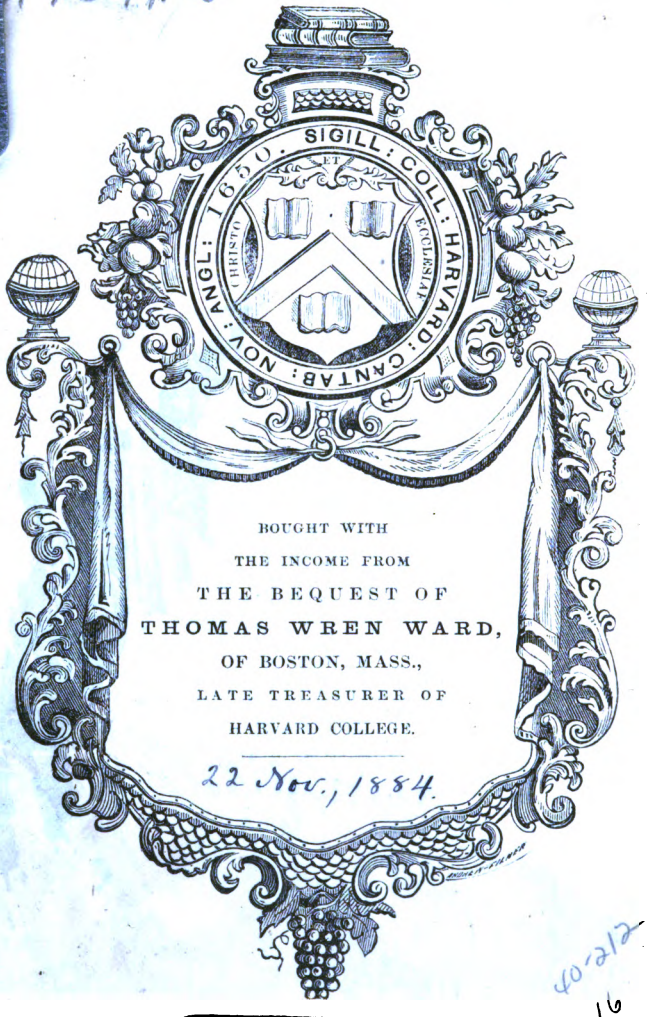
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

HD WIDENER
HW HIKX 8

7341.2




BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD,
OF BOSTON, MASS.,
LATE TREASURER OF
HARVARD COLLEGE.

22 Nov., 1884.

40-212
16

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Wanderungen durch Paris.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Wanderungen durch Paris

aus

## alter und neuer Zeit

von

(Christian Berthold)

Dr. med. Robert Avé-Lallemant.

Ibam forte via sacra sicut meus est mos,
Nescio quid meditans nugarum et totus in illis.
Horaz.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1877.

Digitized by Google

~~652519~~
Fr. 7341.2

NOV 22 1884
Ward fund.

Digitized by Google

Meinem theuren Bruder

# Theodor Avé Lallemant

in Hamburg,

**meinem treusten Freunde in meiner Pariser Studienzeit vor vierzig Jahren,**

sind diese Blätter ganz besonders gewidmet.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhalt.


| | | Seite |
|---|---|---|
| Vorwort | | VII |
| I. | Allgemein Hiſtoriſches und Topographiſches | 1 |
| II. | Die Cité von Paris | 17 |
| III. | Das Lateiniſche Quartier | 31 |
| IV. | Das S. Germain-Viertel | 77 |
| V. | Das Arbeiterviertel | 103 |
| VI. | Das Finanzviertel, das Königsviertel, das Kaiſerviertel | 131 |
| VII. | Tuilerien und Louvre | 186 |
| VIII. | Die Kunſt im Louvre | 217 |
| IX. | Das Palais Royal und die große Oper. — Theaterreminiscenzen | 259 |
| X. | Die Volksbewegung an den Sonntagen und Feſttagen | 306 |
| XI. | Verſailles | 334 |
| XII. | S. Denis | 356 |
| Schlußworte: Feuer, Flammen und Ende | | 376 |


Digitized by Google

Digitized by Google

# Vorwort.

In den Jahren 1836—1837 war es mir vergönnt, meine medicinischen Studien eifrig in Paris zu betreiben und mir damals als wirklichem Studenten des berühmten Quartier latin den vorzüglichsten Stoff zu meiner Doctordissertation de lithotritia zu sammeln, welche im August 1837 in Kiel zum Vorschein kam.

Von allen Seiten nicht nur zu meinen Fachstudien mächtig angeregt, sondern auch hochbegeistert von allen großartigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste im Allgemeinen, zeichnete ich mir, wie das schon bei meinen vorhergegangenen Studien in Berlin und Heidelberg meine Gewohnheit gewesen war, alle Haupterscheinungen, die mir in Paris vorkamen, in der Regel noch an demselben Abend des Tages, an dem sie mir geboten wurden, gewissenhaft auf und nahm so ein ganzes Pariser Leben mit mir hinaus in das weite Weltleben, an welchem Pariser Leben

Digitized by Google

ich mich noch viele Jahre auch jenseits des Atlantischen Oceans freuen durfte.

Zurückkehrend aus fernem Südwesten im Jahr 1855, berührte ich noch einmal wieder Paris und staunte mächtig, wenn auch nur in ganz kurzem Aufenthalte daselbst, über die ungeheuren Wandelungen, die die Stadt bis dahin und grade damals überall zeigte. — Und als ich nun im Jahr 1869 einen ganz flüchtigen Besuch der Weltstadt machte bei Gelegenheit jener merkwürdigen Reise nach und durch Egypten in den Tagen der Suezcanal-Einweihung, welche Reise ich in flüchtigen, sehr flüchtigen Skizzen unter dem Namen einer Fata Morgana veröffentlicht habe, da regte sich der lebhafte Wunsch in mir, noch einmal die „große Babel an der Seine", die ich in meinen Studienjahren recht sorgfältig durchforscht nnd kennen gelernt zu haben glaubte, durchmustern zu dürfen, da sie in so vielen Beziehungen eine wirklich ganz neue Stadt geworden zu sein schien.

Im Hochsommer des Jahres 1875 fand ich endlich einen Grund, vielleicht nur einen Vorwand, in freundlicher Begleitung noch einmal, wohl zum letzten Male in einem bewegten Leben, nach Frankreich und nach Paris gehen zu dürfen. Es war in jenen Tagen, als in Paris ein geographischer Congreß internationaler Art (im Anfang des Augustmonates) tagte. So durchwanderte ich denn noch einmal, freilich fast vierzig Jahre nach meinen ersten Streifzügen

Digitized by Google

durch die Stadt, das ewig große, wunderbare Paris, und verband mir Altes und Neues in demselben mit einander zu einem geistigen Eigenthume. — Gleich im folgenden Winter hielt ich dann in meiner Vaterstadt Lübeck freie „Vorträge über Paris", in Folge welcher es mir eine liebe Beschäftigung ward, vorliegende Blätter zusammenzuschreiben, — Wanderungen durch Paris aus alter und neuer Zeit, keine tiefgehende Studien, keine monographische, sorgsam erwogene und abgewogene „essays", zu welchen ja, wenn sie Paris erschöpfen sollen, ein ganzes Menschenleben nicht ausreichen würde.

Damit ist denn der Charakter der hier gebotenen Blätter bezeichnet. Sie mögen anregen zu weiterer Erforschung und Anerkennung der französischen Hauptstadt, die seit den Zeiten des Julius Cäsar maßgebend gewesen ist bis heute für den Westen der alten Welt und für die Geschicke der Kulturvölker. Ich selbst verdanke ihr die beste Anregung für mein ganzes Leben und bin ihr darum dankbar ergeben wie keiner zweiten Stadt der Welt, was mir auch sonst Großes, Schönes und Herrliches in meinem Dasein gewährt worden ist.

So biete ich denn einem hoffentlich freundlichen Publikum diese Blätter, nicht ohne den Zusatz:

tu si quid rectius istis
Candidus imperti, — sinon: his utere mecum,

den ich gerne etwaigen knurrenden Recensenten vorhalte.

Digitized by Google

Eine Namensverwechselung muß ich aber noch selbst gestehen. — Bei der Besprechung des Invalidendoms nenne ich einige bedeutende Kuppelbauten. Natürlich muß es dort statt der Westminsterabtei **Paulskirche** heißen.

Lübeck, im Mai 1876.

**Der Verfasser.**

Digitized by Google

# I.

## Allgemein Historisches und Topographisches.

Zu welchem Zwecke und auf wie lange Zeit ein Reisender auch immer nach Paris gehen möge, er wird die Weltstadt an der Seine nur dann mit gutem Erfolg durchwandern und auffassen, wenn er daran denkt, daß das heutige Paris schon vor ungefähr 2000 Jahren gegründet worden ist. Ungefähr ein halbes Jahrhundert vor unserer christlichen Aera fand Julius Cäsar auf seinem ebenso muthig geführten wie geistreich beschriebenen gallischen Kriegszuge wenige Kilometer unterhalb des Zusammenflusses der Seine und Marne auf einer Insel der Sequana, Luthi genannt, einen festen Ort der dort längs des Flusses wohnenden paristischen Gallier — Fischer, Ackersleute und selbst Seefahrer —, welcher Ort Luthohezi, auch Lukotokia genannt ward und immer, wenn wir uns auch keinen zu großen Begriff von seiner Stattlichkeit machen dürfen, eine civitas, eine Citadelle war und muthig seinen Namen als Lutetia Parisiorum, als die Cité von Paris, bis auf unsere Tage behauptet hat. Cäsar nahm den Ort und setzte sich selbst auf der Insel fest. So entstand in der Seine eine römische Kolonie, ein castrum, wie deren die Römer so viele nördlich von den Alpen anlegen und besetzt halten



Digitized by Google

mußten, um die dortigen Barbaren in Zaum und Zügel zu halten.

Denn vom Nordwesten her kamen den Römern immer die größten Gefahren, die sich ziemlich alle Jahrhundert erneuerten. Gallier waren es, zu beiden Seiten der Alpen wohnende Gallier, die unter ihrem Brenn, ihrem Kriegeshäuptling, ungefähr um 400 v. Chr. — bei einer gewissermaßen spielenden Betrachtung von ernsten Vorfällen, die eine säculare Wiederkehr haben, kommt es auf eine ganz genaue Zahlenangabe ja nicht an — Rom einnehmen, brandschatzen und ganz zu vernichten drohen. — Nach ungefähr hundert Jahren kommt aus dem gallischen Nordwesten der furchtbare Hannibal über die Alpen, und wiederum ist Rom in Todesgefahr. — Und wieder nach hundert Jahren wogt das Völkermeer der Teutonen und Cimbern heran, die ersteren am gallischen Rhonestrom daherfluthend, an dessen unterem Ende sie von dem großen Plebejer aus Arpinum, bevor sie noch in Italien einbrechen können, vernichtet werden, ohne daß damit die Todesgefahr von Rom abgewandt ist. Denn mit Siegesgeheule gleiten die Cimbern auf ihren Schilden von den Höhen und Eisfeldern des Brenner hernieder, und mit der Kunde von dem Ululatus Cimbricus erschrecken die griechischen Ammen die römischen Kinder und bringen sie zum Schweigen. Und noch einmal wird Marius der Retter von Rom, und in den Raudischen Feldern verschwinden die Cimbern vom Erdboden.

Nun, da war es gewiß die äußerste Staatsklugheit Roms, seine Kriegsbollwerke weit hinauf nach dem Norden vorzuschieben, nicht um aus den dortigen Provinzen irgend welchen Nutzen zu ziehen, sondern um Rom vor Barbaren zu sichern. Und nun begreifen wir es, wenn der Kaiser am Tiberstrand, wieder ein fatales Säculum nach der Cimberschlacht, um seine Legionen jammert, die Varus im Kampfe mit dem Arminius

Digitized by Google

hat vernichtet werden lassen. Drei Legionen weniger! das war dem Kaiser kein Verlust, aber Germanen und Gallier hätten in Folge der Niederlage den Zug der Cimbern und Teutonen nach Süden wiederholen können, und diese Völker hatten von den Römern das Kriegshandwerk gelernt.

Welche Wege der Verkehr zwischen Italien und den Ultramontanen — der Ausdruck ist geographisch gerechtfertigt — eingeschlagen habe, können wir hier nicht genau untersuchen. Der Weg über den Brenner war mindestens seit den Cimbern bekannt und benutzt. — Längs des Comer-Sees, über Chiavenna und den Splügen mit der sich dort öffnenden Via mala war ebenfalls eine geläufige und wichtige Römerstraße. Wer sich in der Stadt Chur umsieht, findet dort noch eine Menge römischer Substructionen und Befestigungen. — Auch über den Julier führte schon früher eine geläufige Straße.

Aber doch noch frequenter, weil mehr schon nach Gallien weisend, war die Straße längs des Westrandes vom Lago maggiore über Duomo d'Ossola. Wenn auch der berühmte Meilenstein Cäsars südlich von der eben genannten Stadt etwas apocryph erscheinen mag, so ist doch die Simplonstraße von jeher eine Hauptverbindung mit dem Nordwesten gewesen, und es mag auch eine Römerreminiscenz gewesen sein, welche des französischen Caesaris iter (Napoleons I.) über den Simplon führte und mit einem römisch imitirten Triumphbogen vor Mailand abschloß.

Westlich davon, längs der heutigen Dora baltea über Ivrea, Aosta und den kleinen S. Bernard zogen die Römer ebenfalls fleißig nach Gallien auf demselben Wege, welchen mit Heer und Elephanten Hannibal eingeschlagen hatte. — Aosta, hineingedrängt in die Alpenschluchten, ist seitdem eine ächte Römerstadt geworden und bis auf unsere Zeiten geblieben. Heute noch hat die alte Augusta praetoria alle zu einer rö-



Digitized by Google

mischen Kolonie nothwendigen Baureste aufzuweisen, — Triumphbogen, Brücken, Amphitheater, Mosaiken und Inschriften; und bei sorgsamem Nachgraben oder in zufälligem Auffinden kommen im ganzen Aostathal noch immer römische Alterthümer zum Vorschein.

Doch genug der Römerpässe! Nur das muß ich noch erwähnen, daß das Erste, was den Reisenden begrüßt, der von Nordwesten kommend den Tunnel des Mont Cenis oder Col de Frejus passirt hat, die alte Segusio, heute Susa, ist, in welchem Gränzort Italien die Ankommenden mit einem gut erhaltenen Augustusbogen und mancherlei römischen Alterthümern willkommen heißt.

Doch was will das Alles sagen gegen die sichere bequeme und allezeit fertige Römerstraße vom Tiber zur Seinestadt, gegen das Meer und den Rhonestrom? Wer auf der Eisenbahnfahrt von Paris nach Marseille Zeit hat, der besuche doch ja die vielen römischen Pflanzstätten auf dem Rhone-Ufer! Es ist wirklich nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß zwischen den Rhonemündungen und Lyon, ja bis Chalons an der Saone hinauf kein bedeutender Ort sich finde, der nicht seine Römerbauten, und zum Theil höchst bemerkenswerthe, ausgedehnte Römerbauten in Trümmern oder selbst leidlich gut erhalten, besitze. — Daß in dem eben genannten Chalons ein römischer Flottenpräfect residirte, bekundet uns ebenfalls die Wichtigkeit des Rhone für die gallische Occupation der Römer. Aber das Römerthum geht viel weiter hinauf! In Besançon treffen wir es wieder in höchst merkwürdiger Form und Metamorphose; sogar eine Porta nigra findet sich hier, aus demselben Zeitalter, wie die mit Recht so berühmte Porta nigra in Trier.

Trier, eine Römerstadt in Gallien! Bin ich nun einmal so weit abgeschweift von der Römerkolonie der Lutetier, so darf

Digitized by Google

ich gern auch noch einige Worte sagen über unser deutsches, einst aber so ächt römisch-gallisches Trier. So leicht ist ja für den Reisenden, der sich von Deutschland nach Paris begiebt, ein Abstecher nach Trier, eine Route über Trier, und war doch dereinst Trier die wichtigste Stadt im belgischen Gallien, ja wichtiger und älter, als alle gallischen Städte, nach einer alten Tradition sogar die älteste Stadt in ganz Europa! Und wir wollen, wenn wir nach Paris reisen, Trier nicht besuchen, nicht durchsuchen?

An dem Markte von Trier, dessen langgedehnte Form uns an ein römisches Stadium erinnern kann, steht grade vor der alten S. Gangolphskirche das sogenannte „Rothe Haus" mit der (lateinischen) Inschrift:

„Tausend Jahre vor Rom, dreihundert dazu noch, bestand Trier!
Möge es fort bestehn ewig im Frieden, — amen!"

Nun, wir wollen es mit der Chronologie nicht so genau nehmen; aber gewiß ist es, daß Cäsar auf seinem gallischen Zuge in der Stadt der Trevirer eine wirkliche organisirte Macht traf. Der Krieg mit und gegen Trier bildet eine höchst merkwürdige Episode des gallischen Krieges; und so blieb Trier seitdem der Hauptpunkt im nördlichen Gallien und endete seine Bedeutung für Rom erst mit dem Aufhören der Römerherrschaft, wobei wir noch das bemerken müssen, daß grade von hier aus das längst nach Trier gebrachte Christenthum zur Weltherrschaft gelangte. In Trier hielt sich der Mitkaiser des rauhen Diocletianus, Constantius Chlorus, auf, welcher nicht einstimmte in die blutige und lange Christenverfolgung des damaligen Decenniums; denn seine Gattin war damals die Flavia Helena aus Trier, die „heilige Helena", und ihr gemeinsamer Sohn war Constantin der Große, welcher dem Christenthum den Weltsieg einräumte und selbst verschaffte.

Digitized by Google

Und das ist gewiß eine schöne Reminiscenz, wenn man Trier betritt.

Aber auch die Römerbauten in Trier sind höchst merkwürdig, viel merkwürdiger, als ich mir dieselben je gedacht hatte. Selbst noch der, welcher die palatinischen Mauerreste durchwanderte und in Pompejis Straßen sich bewegte, wird immer mit großer Freude in den Thermen von Trier bald über der Erde bis zu den hoch herausragenden Mauerzimmern, bald unter der Erde in den Bogengängen umherkrebsen. — Auch die freilich nur geringen Reste des außerhalb der Mauern der Stadt gelegenen ovalen Amphitheaters sind sehr merkwürdig und gewähren außerdem noch eine lachende Aussicht in die reizvolle Natur. — Wundervoll erhalten ist dagegen noch ein colossaler Festungsbau, die sogenannte Porta nigra, jetzt ein Stadtthor, ehemals sogar eine unzweckmäßige Kirche, und gewiß ursprünglich eine Citadelle, bei deren Anblick ich Niemandem, der das Colosseum in Rom kennt, die Reminiscenz an den einen oder den anderen Theil dieses ungeheuren Amphitheaters verdenken möchte.

Und wie prächtig ist nun gar noch der alte Dom in Trier, an welchem einzelne Bau-Elemente, ja ganze Theile wirkliche römische Constructionen sind. Beiläufig gesagt sind die Blicke vom Garten des Kreuzganges zum Dom hinauf und auf die mit ihm zusammenstoßende S. Laurentius- oder Unserer Lieben Frau-Kirche die genußreichsten, die man sich nur denken kann, ächte fromme katholische Kirchenprospecte ersten Ranges. — Wer aber lieber Protestantisches sieht, der kann davon das kirchliche Unicum sehen. In Trier ist — mirabile dictu! — die einförmige protestantische Basilika großentheils ein Ziegelbau, dessen eine Seite ganz und gar ächt römisches Backsteinwerk ist. Sonach stände in Trier die älteste protestantische Kirche der ganzen Welt.

Digitized by Google

Wer dazu noch die zahlreichen römischen Funde aller nur möglichen Art, die in einzelnen Trierer Sammlungen, in der Porta nigra, im Gymnasium u. s. w. aufgestellt sind, durchmustert, der wird sich, selbst noch nach einem Besuch von Italien, eingestehen, er habe — und das so weit nach Norden wie nirgends sonst wo vorgeschoben — in Trier die interessanteste römische Kolonie aus der Kaiserzeit gesehen, bei welcher sogar noch die Substructionen der langen Moselbrücke von römischer Baukunst mit zu reden haben.

Will der Reisende auf ganz geringem Umwege noch andere römische Baureste sehen, so gehe er nach Igel, nach Bollendorf, nach Fliessem, nach Nennig, — oder er schlage die Route nach dem so interessanten Metz ein, wo bei Jouy-aux-arches eine ganz bedeutende Wasserleitung sich befindet, die freilich in den letzten vierzig Jahren, daß ich sie nicht gesehen hatte, sich sehr zu ihrem Nachtheil verändert und gar vieles von ihrem früher wirklich imposanten Ansehen, ja eine ganze Reihe von Bogen eingebüßt hat.

Westlich von den Trevirern wohnten die Rhemer. Auch in ihrer Stadt Rheims hat die Römerzeit einen dreithorigen Triumphbogen errichtet und stehen lassen, einen höchst interessanten Bau, dessen Attika freilich ziemlich arg mitgenommen ist. Nun aber, in Rheims sieht man ja nur nach der alten Krönungskathedrale, in welche ja schon die berühmte Pucelle d'Orléans eingezogen ist. Siebenhundert Jahre lang sind hier unter Gottes Gnade Frankreichs Könige gekrönt worden. Die Façade des Rheimser Doms ist die prachtvollste Gothik, die es in der Welt giebt, — aber ich will keine Reise durch Frankreich schreiben. Wir wollten ja auch nur auf den Zusammenhang von Paris mit Rom hinweisen.

Nun, aus der römischen Zeit ist der Stadt Paris wenig übrig geblieben, aber immer doch genug, um nachzuweisen,

Digitized by Google

daß römische Feldherren und Cäsaren in Paris gehaust haben, und eine wirkliche römische Kolonie an der Seine gelegen gewesen ist. — Diese ächt römischen Baureste aber liegen schon nicht mehr auf der Seine-Insel, auf der Cäsar sich festgesetzt hatte; sie liegen auf dem linken Seine-Ufer, in geringer Entfernung vom Flusse, und beweisen schon dadurch, daß die römische Stadt mehr Platz eingenommen hatte und ziemlich bedeutend gewesen sein muß. Doch scheint sie die Ausdehnung des römischen Trier nie gewonnen zu haben.

Mit dem Zusammenbrechen der Römerherrschaft nimmt Paris eine nationale Physiognomie an, eine gallisch-fränkische, eine christliche und als solche bis in unsere Zeit hineinführende.

Franken, d. h. freie Völkerstämme verschiedenen Ursprungs, die schon lange die Römerherrschaft bedroht haben, besiegen unter Chlodwig die Römer bei Soissons (486) und nehmen auch Paris ein, in welchem Orte Chlodwig als Heide herrscht, während dort das Christenthum ernst gepflegt wird, besonders durch Chlodwigs Zeitgenossin, die heilige Genoveva, ein begeistertes Bauermädchen aus Nanterre, und seitdem vorzugsweise die Schutzpatronin der Stadt Paris. Im Kampf gegen die andringenden Allemannen ist Chlodwig in Gefahr, in heißer Schlacht bei Zülpich zu unterliegen, als er Christ zu werden gelobt, wenn Gott ihm den Sieg verleiht, und er siegt glorreich. Seitdem ist Paris von christlichen Fürsten regiert worden.

Aber unter diesen Fürsten, ihren Freunden und Gegnern kommen anfangs wilde Kämpfe und schändliche Verbrechen vor. Der Stamm Chlodwigs, die Merovinger, geht unter, und die Karolinger werden mächtig, bis Karl der Große eine ganz neue Weltordnung einsetzt. Da er aber den Sitz seiner Macht nach Aachen verlegt, verliert Paris seine Bedeutung als

Digitized by Google

Hauptstadt und scheint in den nächsten zweihundert Jahren einem gänzlichen Verkommen Preis gegeben zu sein, bis nach dem Tode Karls des Einfältigen und nach verschiedenen Kämpfen um die Königswürde Hugo Capet Herrscher wird und die Dynastie der Capetinger gründet.

Da wird Paris wieder Hauptstadt von Frankreich; da wird sie befestigt; da beginnt sie zu wachsen; da entstehen im Verlauf der nächsten Jahrhunderte Kirchen und Krankenhäuser, königliche Bauten und Citadellen, Schulen und höhere Wissenschaftsanstalten selbst allerersten Ranges, und schon um die Zeit der Kreuzzüge und gleich nach denselben ist Paris eine berühmte und große Stadt. Als nach ungefähr vierhundertundfünfzig Jahren Capetingischer Herrschaft die Krone auf die Seitenlinie der Valois übergeht, dehnt sich die Stadt immer mächtiger aus, wenn sie auch von manchen theils verschuldeten, theils unverschuldeten Kalamitäten getroffen wird. Besonders weiß Franz I. trotz seiner auswärtigen Kriege sein Paris zu schmücken. Die Gattin seines Nachfolgers, die berühmte Mediceerin Catharina, schafft in demselben Geiste. Dann aber kommen die entsetzlichen Religionskriege und Ermordungen über Ermordungen, bis Heinrich IV. als erster Bourbon die Krone Frankreichs gewinnt und Paris einnimmt.

Eine gesegnete Zeit scheint für Stadt und Land wiederkehren zu wollen. Aber Frankreich verliert seinen besten König durch den Messerstich eines fanatischen Mönches, und es folgen drei Ludwige, die allerdings, Jeder in seiner Weise, der Monarchie Frankreich ein bis zur Götzendienerei gehendes Ansehen geben, besonders aber herrliche Bauten in Paris aufrichten lassen. Ungeheure Sünden indeß bereiten der Monarchie den Untergang, und ein unglückliches Königspaar büßt die schweren Vergehen der Vorgänger auf dem Schaffot. — Kaum weiß

Digitized by Google

die christliche Aera ein größeres Entsetzen zu nennen, als die im Juli 1789 ausgebrochene Revolution.

Die Zeit des ersten Napoleon, etwas noch immer ganz Unbegreifliches, bringt Frankreich auf den Gipfel einer Weltmacht, wie sie seit des Augustus Zeit noch nicht wieder gesehen war, und Paris ward ein neues Rom. — Aber Europa bricht das Joch, was Napoleon ihm aufgelegt hat, und Frankreich läßt sich wieder einige mittelmäßige Bourbonen gefallen. Eine kurze und bündige Revolution verjagt sie, und das Haus Orleans, eigentlich nur Louis Philipp, zieht in die Tuilerien ein. Der Bürgerkönig schafft in der Stille Großes in Paris; aber die Pariser langweilen sich zuletzt unter ihm und jagen ihn fort. Eine kurze Republik weicht einem der größten Schauspieler, wenn die Welt wirklich nur eine Schaubühne ist. — Ein Napoleon wird Kaiser, und er spielt seine Rolle wirklich meisterhaft. Er thut, als ob er die ganze Welt zu regieren hätte, und die ganze Welt glaubt ihm das; und nichts ist so vornehm, was nicht nach Paris gekommen wäre, um ihm zu huldigen. Aber seitdem er gefallen ist, thut die ganze Welt, als ob sie gar nicht wüßte, was an dem Mann gewesen sein könnte.

Napoleon III. hat zunächst das heutige Paris geschaffen. Und wirklich steht es in seiner Herrlichkeit da, wie keine zweite Residenz der Welt. Selbst die Commune hat mit all dem entsetzlichen Sengen und Brennen die Stadt nur momentan entstellen können. — Auch sucht das jetzige Septenat die Schäden langsam wieder auszuflicken und hofft über ganz Frankreich die fetten sieben Jahre Pharaonis heraufzuführen, was wir der von so vieler Heimsuchung arg mitgenommenen und nach ihrem Unglück sogar noch verspotteten französischen Nation von Herzen wünschen wollen.

Nach diesen ganz flüchtigen historischen Vorbemerkungen über

Digitized by Google

den Entwickelungsgang der Stadt Paris, zu denen wir das Genauere bei Erwähnung der einzelnen Straßen, Plätze und Gebäude hinzufügen werden, wollen wir ebenso flüchtige Blicke werfen auf die allgemeine Configuration der Stadt und dann auf ihre ganze Eintheilung.

Wer zu dem Zwecke, Paris planmäßig zu durchwandern, nach der großen Babel an der Seine kommt, der muß vor allen Dingen einen recht großen, aber unbedingt auch ganz neuen Stadtplan vornehmen. Einen ganz neuen Stadtplan mache ich zur Bedingung; denn wenn auch die Hauptzonen im heutigen Paris ziemlich in der Art und Weise wie etwa vor funfzig Jahren oder vor noch längerer Zeit liegen geblieben sind, so hat doch eine wirklich geistreiche und mit der höchsten Zweckmäßigkeit verbundene Umsicht, ausgerüstet mit ungeheuren Geldmitteln, so viele neue, breite und stattliche Wege und Stege durch die Stadt gezogen, daß selbst ein ehemals genauer Kenner der Stadt, wenn er dieselbe in vierzig Jahren nicht sorgsam durchwanderte, an allen Enden und Ecken staunend stehen bleibt, und wohl manchmal lange nachsinnen muß, um sich das Bild, die Oertlichkeit aus älterer Zeit, wieder vor Augen zu führen. Denn die Gegenwart hat Alles mächtig umgeändert. Um das nur ganz flüchtig anzudeuten, genügt es zu wissen, daß im heutigen Paris gegen 500 Straßen, Plätze u. s. w. neu benannt und großentheils ganz neu entstanden sind, so daß z. B. die Benennung boulevard an vielen Stellen ganz ihre alte Bedeutung verloren hat und vielmehr ganz neuen, breiten, mit Bäumen bepflanzten Straßen beigelegt ist, die mit einem alten Wall, einem festen Bollwerk, einem boulevard, nicht das Mindeste zu thun gehabt haben. Besonders aber sind so manche, früher wirklich außerhalb der Stadt liegende Oertlichkeiten und Ortschaften so an das heutige Paris herangezogen und in dasselbe hineingezogen worden,

Digitized by Google

daß man vergebens nach ihnen außerhalb der alten Barrièren suchen kann; man findet sie eben dort nicht mehr. So liegt z. B. heute der berühmte Mont Martre, ehemals ziemlich einsam vor einem nördlichen Thor emporragend, innerhalb der Ringmauer der Stadt. Und selbst der großartige Triumphbogen an der Barrière de l'étoile ragt ebenso wie die alten Bogen von S. Denis und S. Martin auf zusammentreffenden Boulevards zusammen, während sie alle drei den Eingang in die Stadt in verschiedenen Zeitepochen angedeutet haben.

Wenn sich so das ehemalige Paris auch nach allen Seiten ringförmig ausgedehnt hat, so mag doch wohl diese ringförmige Anschwellung am bedeutendsten nach Norden und Nordosten hin stattfinden. Wenn wir auf einen älteren Stadtplan sehen, so können wir ziemlich unbefangen sagen, die Seine fließe mitten durch die Stadt durch, und theile sie in zwei fast gleiche Hälften. Heute jedoch ist die Nordhälfte wohl ziemlich viel größer und unbedingt viel bevölkerter als die südlich von der Seine gelegene Hälfte. Immer aber dient der Strom außer einer ungeheuren Menge von Vortheilen, die er der Riesenstadt gewährt, auch dazu, um eine Orientirung in derselben zu erleichtern. Die rive droite und rive gauche sind die beiden wichtigsten Bezeichnungen, um Oertlichkeiten anzugeben.

Der Strom selbst tritt am südöstlichen Ende der Stadt in Paris ein und fließt in einem flachen mit der Wölbung nach Nordosten gewandten Bogen nach Westnordwest, bis er sich endlich im Beginn seines letzten Viertels ziemlich plötzlich nach Südwest wendet und die Stadt verläßt, um dann noch außerhalb derselben mehrere außerordentlich große Krümmungen zu machen. Inmitten seines Laufes durch Paris umspült er die Insel S. Louis und die Insel der Cité, welche wir als ein einiges Ganzes betrachten können.

Digitized by Google

Die so entstehende Doppelstadt, eigentlich dreitheilige Stadt, wenn wir das Inselpaar als eine besondere Stadt ansehen wollen, wird seit etwa einem Vierteljahrhundert von einer Ringmauer ziemlich kreisförmig umgeben und diese Ringmauer wieder von einer Anzahl außerhalb derselben einzeln liegenden Forts verstärkt. — So mag Paris allerdings die riesigste Festung der ganzen Welt genannt werden. Die riesigste Belagerung aber hat es nachgewiesen, daß der ganze Festungsapparat ein Unglück für die Stadt geworden ist.

Ziemlich parallel mit dieser modernen Ringmauer bewegt sich auf einem Radius von etwa einem Vierteldurchmesser der ganzen Stadt um die Cité von Paris eine breite Straße herum. Sie bezeichnet die ehemaligen Festungswerke von Paris, die Bollwerke der alten Stadt, die boulevards, durch deren Triumphthore nach Norden hin, die portes S. Denis und S. Martin, einst Ludwig XIV. nach den Siegen in Holland und Deutschland in die Altstadt einzog. — Außerhalb dieser boulevards dehnten sich dann die „Vorstädte" nach allen Seiten aus. Auch diese wurden später, mehr oder minder parallel mit den alten boulevards, von breiten Straßen umsäumt oder durchsetzt, die neuen boulevards genannt. Eine dritte, meistens ganz neue Stadtzone wird nun endlich, außerhalb der neuen boulevards gelegen, von der Festungsmauer nach außen eingefaßt.

Damit würden die breiten Straßenringe, die sich um die Cité in gewissen Distanzen herumziehen, als boulevards bezeichnet sein, wenn nicht in der Zeit des dritten Napoleon der Name auf alle neuen, breiten und mit Bäumen, besonders Platanen, wundervoll bepflanzten Straßen, selbst wenn sie quer die Stadt durchschneiden, übertragen worden wäre. Hier ist ein für Paris wirklich unsterblicher Name zu nennen, Haussmanns Name, nach welchem mit vollem Recht ein neuer großer

Digitized by Google

boulevard benannt worden ist. — Wer Marseille kennt, mag wohl bereits jetzt schon unter den jungen Platanen von Paris weniger sehnsüchtig an die alte Massilia zurückdenken und deren schöne von der Cannebière ausgehende Platanen-Cours, im Genuß welcher die Provençalen so oft sagen: „Ah, si Paris avait une cannebière, Paris serait une petite Marseille!“ — Auch gar manche neue derartige boulevards dienen dazu, um eine Orientirung in der großen Stadt äußerst leicht zu machen. — Will man nun noch daran denken, daß das Ansteigen der Straßen und das Zunehmen der Hausnummern von der Seine fortführt, so ist man mit der leichtesten Mühe in ganz Paris orientirt.

Zur staatlichen Verwaltung hat man Paris in zwanzig Mairien eingetheilt, welche, mit dem Louvre beginnend, sich in einer höchst originellen Spirale um die Cité herumdrehen, eine wirklich geistreiche Anordnung, nach welcher die Uebersicht des Stadtplans ungemein leicht wird. — Die sieben ersten Arrondissements füllen den ganzen Ring der inneren, alten Boulevards aus, vier auf dem rechten Seineufer (Louvre, Bourse, Temple und Hôtel de ville), drei auf dem linken Ufer (Panthéon, Luxembourg und Palais Bourbon). — Letzterem Palast grade gegenüber auf dem rechten Ufer beginnt dann der zweite Stadtring zwischen den inneren und äußeren Boulevards mit acht Arrondissements, von denen fünf auf dem rechten Ufer liegen (Elysée, Opéra, l'Enclos, Popincourt und Reuilly), drei dagegen auf dem linken Ufer (Gobelins, Observatoire und Vaugirard). — Noch einmal gehen wir hier am äußersten Südwestende der Stadt über den Fluß, und treffen endlich daselbst in weitem Halbring um das nördlich von der Seine gelegene Paris die letzten fünf Arrondissements Passy, Batignolles, Buttes Montmartre, Buttes Chaumont und Menilmontant, letzteres Arrondissement also mit

Digitized by Google

dem gegenüberliegenden der Gobelins den Eintritt der Seine in die Stadt umfassend.

Diese hübsche Eintheilung der Stadt wird uns gar manches Mal dienen, um uns topographisch zurechtzufinden im großen Paris. Und dennoch möchte ich, um Paris con amore zu durchstreifen, noch eine andere Eintheilung vorschlagen, welche zugleich eine Physiologie oder Psychologie des Franzosenthums in seiner Hauptstadt enthält. — Zu dieser Eintheilung bedienen wir uns zweier Linien. Die eine Linie wird von der Seine angegeben, die andere von dem neuesten, längsten, charaktervollsten Boulevard in ganz Paris, vom Boulevard von Sebastopol, der zwar in seiner gradlinigen Ausdehnung auf dem linken Seineufer auch Boulevard S. Michel genannt wird und in seinem nördlichsten Ende Boulevard von Straßburg heißt, der indeß immer Boulevard von Sebastopol getauft wird.

Beide ganz unverkennbare Linien schneiden sich mitten auf der Insel in rechtem Winkel, und wir erhalten Paris in vier Stadttheile geschnitten, von denen ein jeder sein eigenes völlig organisch-selbstständiges Dasein, Leben und Treiben in sich schließt, und scheinbar gar keines anderen bedarf, wenn sie auch alle vier mit diesem ihren Dasein, Leben und Treiben innig ineinander greifen.

Jeder dieser Stadttheile hat seine Hauptkirchen und seinen weltlichen Centralpunkt, sei es ein Schloß, ein Palast, oder ein sonstiges großes Regierungsgebäude; jeder hat seine Spaziergänge, seine Theater, seine Gefängnisse, seine Krankenhäuser und vor Allem seine Intelligenzstufe und seine politische Bedeutung, kurz: jeder hat seinen scharf ausgeprägten Typus und Character nach den Volksmassen und den einzelnen Individuen in diesen Volksmassen, wenn auch jeder Einzelne und Alle miteinander ächte Franzosen sind. — Diese vier

Digitized by Google

Stadttheile sind, wenn wir die im Centrum liegende Cité ausnehmen:

1) das sogenannte Quartier latin, das Gelehrtenviertel,
2) das Viertel S. Germain mit alter Aristokratie,

beide auf dem linken Ufer der Seine gelegen, dann

3) das Arbeiterviertel, der nordöstliche Stadttheil,

und

4) das reiche, finanzielle, prinzliche Viertel, nordwestlich hin sich ausdehnend,

beide auf dem rechten Flußufer gelegen.

Nun aber verbinden ungefähr sechzehn größere und kleinere Brücken die beiden Seineufer mit einander, und hunderte von Straßen die vom langen Boulevard de Sebastopol in zwei Hälften gespaltene Stadt! Da kann eben von keiner absoluten, mittelst bestimmter Linien streng auseinandergehaltenen Viertheiligkeit die Rede sein; und mehr als einmal werden wir von dem Rande des einen Stadttheils etwas abnehmen müssen, um den anderen Theil damit zu suppliren.

Nach dieser Gliederung der Seinestadt wollen wir jetzt Paris etwas näher betrachten nach seinen einzelnen Theilen und nach den sich darin umherbewegenden Menschengruppen. Wir beginnen natürlich mit der Cité, der Hauptinsel, der alten eigentlichen Wiege der französischen Metropole.

Digitized by Google

## II.

## Die Cité von Paris.

Hier stand also, vor zweitausend Jahren etwa, auf der Insel Luti die alte Lukotokia der gallischen Pariser; hier hatte sich Cäsar, nachdem er die Insel genommen, verschanzt; von hier aus baute sich ein römisches Paris besonders auf dem linken Seineufer auf; — aber Gallier und Römer haben keine Spur mehr auf der Insel hinterlassen; die Römerreste stehen im lateinischen Quartier.

Dagegen hat die beginnende christliche Aera auf der Insel der Cité alte Erinnerungen und ziemlich alte Denkmale hinterlassen. — Etwa hundert Jahre nach der Enthauptung des heiligen Dionysius oder S. Denis auf dem Mont Martre, wurde zu Ehren des heiligen Stephanus, des Protomarthyr, auf der Insel eine Kirche errichtet im Jahre 365, also unmittelbar nach dem Tode des Julianus Apostata, welcher in Paris residirt und den letzten Druck auf die Kirche Christi ausgeübt hatte. Seitdem steht Frankreich, also seit fünfzehnhundert Jahren, an der Spitze der christlichen, der katholischen Kirche.

Diese alte Stephanskirche wich einer im Jahr 555 von Childebert I. gegründeten Liebfrauenkirche, welche die Kathe-



Digitized by Google

drale und der Bischofssitz der Cité und Umgegend ward. Herrlich und großartig ward diese ursprüngliche alte Notre Dame dann von ihrem zweiundsiebzigsten Bischof und den nachfolgenden zwei Jahrhunderten, vom Jahr 1161 an, umgebaut oder vielmehr nach einem ganz neuen Plane erbaut, und steht seitdem da in wunderbarer Glorie als Notre Dame de Paris, Notre Dame schlechtweg genannt, während noch zehn andere Notredame-Kirchen in Paris durch einen hinzugesetzten Namen sich von der Kathedrale auf der Insel unterscheiden.

Neben der alten Kirche entstand dann schon, vom heiligen Landry 660 gegründet, das alte berühmte Hôtel Dieu, jenes ehrwürdige Hospital, was noch heute das erste Hospital von Paris ist. Es ward mit einer eigenen Kirche versehen, S. Julien des pauvres.

Nennen wir dazu noch das Palais de justice mit allen zu ihm gehörenden Baulichkeiten, so haben wir damit drei Punkte in der Cité angegeben, welche wir ganz besonders genau betrachten müssen; an jedem derselben haften über tausend Jahre französischer Geschichte; wenn auch nicht immer die dort stehenden Steine so alt sind, so sind es doch die dortigen Stellen, die ich darum als drei Punkte bezeichnete.

Einen unaussprechlichen Eindruck machte mir vor vierzig Jahren Notre Dame! So ruhig, ernst, schwarz ragte der Bau mit seinen stumpfen Thürmen heraus über Insel und Stadt! So wenig Theil am Volksgetümmel der Residenz nahm der nicht eben große Platz vor der Kathedrale! Man konnte unbefangen, und ohne Gefahr, umgerannt zu werden, auf demselben Platze hunderte von Jahren französischer Geschichte durchdenken, durchträumen bis zu den Zeiten der Kreuzzüge hinauf. Gegen dreißig Königsstatuen in den Nischen über den drei Eingangsthüren gaben die Illustration zu den historischen Reminiscenzen. Die Façade von Notre Dame ist wirk-

Digitized by Google

lich großartig, — die drei mächtigen Portale, die Reihe der Königsbilder, die große Rose über dem Mitteleingang, dann die luftige Säulengallerie darüber, und endlich das untere Geschoß der beiden nicht vollendeten oder nur scheinbar nicht vollendeten Thürme, — ja, das ist großartig, ist herrlich, ist ganz einzig, mag auch die Breite der Façade zur Höhe sich etwas bedeutend herausstellen. Und nun mache man einen Rundgang um die Kirche herum, die jetzt viel freier liegt, als vor vierzig Jahren! Besonders betrachte man sich das edle Gotteshaus von der Südostseite her auf der dortigen Brücke, oder vom linken Seineufer daselbst, wie herrlich macht sich da der lange Chor, die Gallerien, die Strebepfeiler und deren Pfeilerspitzen! Oder man analysire einmal recht genau das Südportal des Querschiffes, kann man sich eine edlere, eine reichere Gothik denken, und wird man nicht doch wieder an die Kathedrale von Rheims erinnert? — Ja, fast zu verschwenderisch ist man bei der letzten (und noch andauernden) Restauration der Kirche mit dem gothischen Beiwerk und Bauwerk umgegangen. Das Gotteshaus hat seinen alten, dunkeln Grundton verloren, und selbst manche früher so einfach grade und schlank aufsteigende Linien, z. B. an den Thürmen, sind gekräuselt und mit manchem Schnörkelwerk versehen worden. — Nun, das sind ja Geschmackssachen. — Daß aber der früher etwas scandalös unordentlich gehaltene Platz hinter der Kirche in einen reizenden Platanenhain umgewandelt ist, über dessen jugendlich frischem Grün die alte gothische Kathedrale förmlich schwebend sich abhebt, das wird dafür dem Geschmack eines Jeden zusagen. Im Platanengarten verbreitet ein architectonisch hübsch gehaltener Brunnen angenehme Kühle und Feuchtigkeit. — Daß, beiläufig gesagt, in dieser Gegend auch die Morgue liegt, jenes Gebäude, in welchem die in Paris und besonders in der Seine aufgefundenen unbekannten Leichen



Digitized by Google

behufs Recognoscirung ausgelegt werden, sei für die bemerkt, und wird nur von denen bemerkt, die etwa darnach suchen.

Betritt man nun nach einer genauen Außenbetrachtung der Kathedrale das Innere derselben, so vermißt man doch den entschieden imposanten Eindruck, den eben das Aeußere gemacht hat. — Das mag in den Proportionen liegen. Das Innere ist ungefähr 400 Fuß lang, gegen 150 Fuß breit, und etwas über 100 Fuß hoch, — also eine bedeutende Breite zur Länge, und eine unbedeutende Höhe zu den beiden anderen eben angegebenen Dimensionen. — Erst wenn man die fünfschiffige Kirche durchwandert, und die siebenunddreißig Kapellen, welche dieselbe einfassen, gemustert hat, erst wenn man in den außerordentlich langen Chor eingetreten ist, und von dort aus in die Menge der Säulen und Pfeiler hineinblickt und die ganze, mächtige Weiträumigkeit einigermaßen übersieht, erst dann, aber dann auch ganz gewiß kommt man zu der Ueberzeugung, daß man in einer großen Kathedrale sich befinde.

Von den Kunstwerken in der Kirche hat die Revolution von 1789 gar vieles vernichtet und fortgenommen, und dafür eine Schauspielerin Aubry in zeitgemäßem Anzug als Göttin der Vernunft auf den Altar gestellt bei vorkommenden Gelegenheiten. — Manches ist indeß nach der Revolution wieder hergestellt und aufgestellt worden, namentlich Sculpturſachen von dem berühmten Coustou, die man ja nicht übersehen darf. — Vor allem suche man sich an einem hellen Tage entweder um Mittag oder Nachmittags um 6 Uhr, einen Anblick zu verschaffen, der wirklich wunderbar ist. — Mitten im Querschiff sieht man die drei berühmten „Rosen" von Notre Dame sozusagen mit einem Blick, die prachtvollen kreisrunden Glasfenster links und rechts über den Seiteneingängen und im Mittelschiff über der Orgel, durch welche Orgel freilich das 56 Fuß im Durchmesser haltende Fenster unten etwas verdeckt

Digitized by Google

wird. — Scheint nun um die angedeutete Zeit die Sonne durch eins dieser Fenster, so flimmern oft wunderbare Lichter durch den Kirchenraum; und tritt dieser Augenblick um 6 Uhr ein, so glüht und flammt es gegen den Altar hin; selbst der nicht katholisirende Protestant empfindet dann wohl in Notre Dame das Wort des englischen Dichters: „Ave Maria, 't is the hour of prayer."

Ganz besonders großartig erscheint Notre Dame, wenn irgend ein Kirchenfest dort gehalten wird. Ich erinnere mich eines Hochamtes und eines sich an dasselbe anschließenden Umganges sämmtlicher Priester (42) durch die Kirche, welches einen glänzenden Eindruck machte, — aber noch mehr eines Tedeums im weitesten Maßstab, welches angestellt ward, als im Jahr 1836 Alibaud's Mordversuch gegen den König Louis Philippe gescheitert war.

Schon eine Stunde vor Eröffnung der Kirchenthüren stand die Volksmasse dicht gedrängt auf dem Platz. Kein Mensch konnte sich rühren, aber es beging auch Niemand eine Unordnung oder Rohheit. Nur Witze wurden von den Humoristen an der Seine gerissen, besonders über das Mißlingen des Attentates, über den Attentäter und am meisten über den König, für dessen Errettung in der Kirche gedankt werden sollte. Eine Tedeumsstimmung war es nicht. — Da öffneten sich die Kirchthüren, und in den dichtesten Wogen fluthete das Volk in den weiten, prächtig im Festgewande strahlenden Raum hinein, während die Orgel mächtig intonirte und der große bourdon oben im Thurm (320 Centner schwer) sein ungeheures Läuten anhob. — Man placirte sich; das Mittelschiff blieb leer. — Ein riesiger Tambourmajor erschien dann in der Mittelthür und unter dem vollsten Schlag von dreizehn Tambours rückte eine Abtheilung Infanterie in die Kirche, hinterher die Orleanschen Prinzen, natürlich damals, und be-

Digitized by Google

sonders am Tedeumstage die Löwen der Situation, — ja, es war ein gewaltiger Augenblick in der Festkirche mit all dem Volk, der Orgel, dem bourdon, dem tambour battant, der Musik, der Infanterie und den Orleanslöwen, ein Augenblick, nur einer im Lauf des Jahrhunderts! Die Weltgeschichte schlug ein Blatt um, und — wo sind sie geblieben, die Hauptheldeu bei jenem Tedeum?

Wie still war es an jenem Tedeumsmorgen dagegen in dem unmittelbar neben Notre Dame liegenden Hotel Dieu! Wir hatten vorher in der dortigen Klinik von Roux eine Amputation gesehen von dem „grand charcutier du bord de l'eau", wie der berühmte Lisfranc im Hospital der Pitié so gern seinen Kollegen nannte. — Aber durch das alte Hospital an der Seine, ja zu beiden Seiten der Seine darf ich wohl keine Wanderung machen! — Die Localitäten waren wirklich schlecht, und erfüllten schon vor vierzig Jahren ihren Zweck nicht mehr. Ein Theil der Anstalt lag selbst auf dem linken Ufer hart am Wasser, und war mit dem Hauptgebäude durch eine gedeckte Brücke verbunden, die ich gerne die Seufzerbrücke nannte. Denn im Hotel Dieu ist viel, viel geseufzt worden. Wie mag es dort hergegangen sein in der Zeit zwischen dem heiligen Landry (660) und dem Regenerator der französischen Chirurgie, Ambroise Paré, dem berühmten barbier-chirurgien und Feldarzt ersten Ranges (1517—1590)? Und doch war es auch noch zu Paré's Zeit eine schreckliche Zeit im Hotel Dieu. — Berichtet uns doch eine glaubwürdige Feder, daß noch zu Hallers Zeiten (1708—1777) von zweitausend Kranken im Hotel Dieu nur sechs übrig blieben. Nun, das lag zu jenen Zeiten auch in der Art und Weise, wie man Krankenhäuser überhaupt ansah. Niemand ging damals freiwillig in ein Hospital, und die meisten von Denen, die man hinschickte, waren nicht mehr zu retten. — Und wenn wirklich

Digitized by Google

noch bis in die neueren Zeiten hinein die Baulichkeiten der alten Landryschen Stiftung schlecht waren, so ist auch dem bereits abgeholfen. Am Nordquai der Insel de la Cité ist ein Hospitalspalast aufgeführt, der seines Gleichen in der Welt sucht. Das ist das neue Hotel Dieu, das höchste Ehrendenkmal für seinen Gründer und die bedeutendste Wohlthat, die das zweite Kaiserreich der leidenden Menschheit von Paris hinterlassen hat. Gewiß wird in diesem neuen Hotel Dieu Humanität und Wissenschaft im edelsten Wetteifer mit einander für viele Jahrhunderte ihren Altar errichtet bewahren und ihre Priesterschaft vor demselben getreu ausüben.

Mit diesem Ausspruch einer sicher begründeten Hoffnung bewegen wir uns etwas weiter westlich längs der Insel. War es um Notre Dame und in der Gegend des alten Hotel Dieu weniger geräuschvoll und manchmal sogar ziemlich still, so haben wir nun plötzlich, ehe wir zum Palais de justice kommen, eine doppelte Strömung von Menschenverkehr zu durchschneiden, die höchst bemerkenswerth ist und auseinandergehalten wird von einer großen neuen Kaserne und dem Handelstribunal nebst Blumenmarkt. — Oestlich von dieser Baugruppe strömt der aus der langen hohlen Gasse S. Jacques herabkommende Menschenconflux quer durch die Insel, um in der Rue S. Martin ganz in derselben Richtung sich fortzusetzen, während westlich davon der lange, breite und schon oben erwähnte Boulevard de Sebastopol parallel mit den genannten Straßen läuft und einen ungeheuren Verkehr vermittelt, über den wir später noch einiges sagen werden. Hier, auf der Insel, genügt es uns die Bemerkung zu machen, daß beide die Cité durchschneidende Strömungen einen ziemlich verschiedenen Character haben. Der zuerst angedeutete Strom dient dem geschäftig zu Fuß gehenden Arbeiter, dem Bürgerstand, wie denn auch die Fahrbahn meistens von Arbeitswagen ein-

Digitized by Google

genommen ist, von denen man statt eleganterer Rosse noch immer den ungeheuren, kolossalen Gaul aus der Normandie und Bretagne gehen sieht in langsamem dröhnenden Hufschritt. Denn die Pariser Frachtkarren sind meistens zweiräderige, furchtbar plumpe Vehikel, in deren Gabel der elephantenfüßige, noch furchtbar viel plumpere Gaul den ganzen Kram trägt. Ist der Wagen schwer beladen, so hat er wohl noch zwei bis drei Pferde Vorspann, aber jedes einzeln vorgespannt vor dem Hinterpferd. Solch ein Fuhrwerk erinnert ganz an die alte Römerzeit und mag noch ein directer Nachkomme der Lastwagen des Julius Cäsar sein. Nun, bei grabeliegendem Weg mag so ein Wagen, dessen Räder gegen sechs Fuß hoch und reglementair einen Fuß breit sind, um nicht das Pflaster einzudrücken, noch practisch sein. Ich erinnere mich aber aus meiner Studentenzeit, daß grade hier eine alte Brücke nach der Mitte zu schräg emporlief. Im Winter war sie oft glatt, und die Hufelephanten hatten dann einen Riesenkampf zu bestehen, und aus dem gefrorenen Pflasterweg sprühten die großen Funken; es war ein wirkliches „Illi inter sese magna vi ungulas tollunt"; denn wahrhaftig zogen die mächtigen Gäule omnibus ungulis.

Omnibus! sagte ich eben, und das Wort kommt mir ganz à propos, um den zweiten Querstrom durch die Insel damit zu characterisiren. — Vor allem der Omnibus ist es, der in diesem Strom als Fregatte einherrollt, während zahlreiche Kabriolette mit einem oder zwei schlanken Pferden dahinjagen wie flüchtige Lustkutter oder Regattaböte. Auf den Trottoirs dagegen flanirt ein weniger arbeitslustiges Publicum hin und her, — so haben wir mit wenigen Worten die Doppelpassage quer durch die Cité angedeutet.

Die Kaserne zwischen beiden Verkehrsgassen und das Handelstribunal brauchen wir nicht genauer anzusehen, — oder

Digitized by Google

doch, denn seine vier Façaden enthalten alle etwas hübsches, — aber wir übersehen das, wenn grade auf dem „Blumenmarkt" darneben Flora, die in Frankreich so innig angebetete Göttin, ihre volle Anmuth entfaltet. — Wirklich darf man manchen Characterzug von Paris übersehen, aber nur um des Himmels willen nicht seinen Marché aux fleurs an den Markttagen. Da duftet, glüht und lacht der ganze Platz von dem reizendsten Blumengesindel, und wir hätten viel zu thun, wenn wir sie alle, theils zu sinnigen Bouquets zusammengebunden, theils noch mit der Mutterpflanze vereint beschreiben oder auch nur nennen wollten. Auf dem Platz selbst sprudelt ein Brunnen, — alles wird frisch und lebendig gehalten, und mitten zwischen den Blumen freut man sich zuletzt noch über die sauberen Verkäuferinnen und die zierlichen, jungen Käuferinnen; denn eine Pariserin kauft immer gern selbst ihre Blumen und Bouquets ein. Und da sich der Blumenmarkt grade im Centrum der Stadt befindet, so kommen die Damen aus dem ganzen Paris zum Blumenkauf dorthin, wenn auch an manchen Tagen an anderen Stellen der Stadt ebenfalls Blumenmarkt gehalten wird.

Wir wenden uns um. Ach, das Palais de justice! Ein ganzer Palastcomplex liegt vor uns, links überragt von einer Kapelle, rechts flankirt von alten Festungsthürmen, die Mitte hoch aufsteigend auf luftiger Freitreppe, — so sieht, in den einfachsten Umrissen angedeutet, das Palais de justice aus, der merkwürdigste Ort in ganz Frankreich, auf römischen Substructionen gebaut, von den frühesten Zeiten bis zu Franz dem Ersten die Residenzstätte der französischen Könige und seit diesem immer der Wohnsitz der Rechtshandhabung von Paris, ein Justizpalast, der schon seit tausend Jahren seine Geschichtsrolle spielt, ein wirkliches französisches Kapitol, eine Akropolis auf ebener Erde.

Digitized by Google

Da nun aber so viele Jahrhunderte an diesem Kapitol gebaut, zerstört und wieder gebaut haben, jedes in seinem Geschmack, so bietet das Palais de justice gar mannigfaltige Bauprospecte, die nach allen Himmelsgegenden hin verschieden sind. Bis zu einem gewissen Punkt erscheint die Vorderseite ziemlich einheitlich. Ein großer Vorhof, die Cour d'honneur, vorn durch ein eisernes Gitter von der Straße getrennt, dieses Gitter mit einem großen Mittelthor und zwei offenen Seitenthoren versehen, ist zu beiden Seiten von einstöckigen, auf starken Arcaden ruhenden gleichartigen Façaden eingefaßt, deren Abschluß an der Straße — drei Fenster mit vier dorischen Säulen — zu beiden Seiten des Gitters ebenfalls gleichartig ist. Dann aber sind die nach außen rechts und links sich anlehnenden Baulichkeiten ungleich; sie haben sich nach den im Innern des Palastes projectirten Räumlichkeiten richten müssen. — So die Seiteneinfassungen der Cour d'honneur.

Der Hauptkörper des Palastes im Hintergrunde des Ehrenhofes wird in seiner Mitte von vier starken dorischen Säulen getragen. Dieses schöne Peristyl steht auf einer ansehnlichen in zwei Absätzen hergestellten Freitreppe von etwa dreißig Stufen, die sich dann noch in kleinen Treppen zwischen den Säulen zu den eigentlichen drei Eingangsthüren hinauf erstrecken. Nun betritt man eine Vordiele, und nach allen Seiten hin weite, architectonisch prächtig behandelte Räume, die man mit all ihrem Stuck und ihren Sculpturen sehen muß. Hier ist denn auch die mächtige Halle der Pas perdus, über 200 Fuß lang, eigentlich zwei neben einander hinlaufende, durch Bogen verbundene Hallen, deren Name davon herstammt, daß die zu einer Gerichtssitzung sich ansammelnden Personen dort wohl auf- und niedergehen. Entdeckt man unter diesen Peripatetikern zwei Männer mit langen schwarzen

Digitized by Google

Talaren und weißen, vorn lang herunterhängenden Halsbinden, so sind das wohl zwei pro und contra eine Sache plaidirende Advocaten, deren Auf- und Abrennen an das Hufescharren von Wettrennern erinnert und an das equus acer Olympia vincet. Lassen wir sie laufen und besehen uns das Gebäude weiter.

Die Vorderseite des Palastes läuft nach Norden in einen gothischen Bau aus mit einem alten interessanten Eckthurm, der Tour de l'Horloge, mit welchem die malerischste Ansicht des Justizpalastes beginnt, seine Nordseite längs der Seine, längs des Quai de l'Horloge. — Um diese Seite recht zu übersehen, muß man nach dem rechten Seineufer hinübergehen. Von dort aus überblickt man eine aus mannigfaltigen Bauelementen zusammengesetzte und außer dem viereckigen Eckthurm mit noch vier dicken runden Thürmen in unregelmäßigen Zwischenräumen versehene Façade von bedeutender Ausdehnung, welche Seite trotz so mancher unglücklicher Modernisirungsversuche viel eher einer alten legitimen Raufgrafenburg vom mächtigsten Schlage, als einem Pariser Palast ähnlich sieht. Das sind die berühmten Thürme des Montgomery und des Cäsar; dort sind wirklich die unheimlichen Burgverließe des alten Königsschlosses und des nachherigen Justizpalastes; von dort gingen schon vor vielhundert Jahren die Opfer der Gerechtigkeit oder der brutalen Gewalt zum Tode, unter ihnen z. B. der edle Montgomery, der am 27. Mai 1574 auf Befehl der Katharina von Medici hingerichtet wurde und seinem letzten Aufenthalt, dem Thurm, seinen Namen gelassen hat. Von hier trat auch die unglückliche Marie Antoinette ihren Todesgang an; von hier aus folgten ihr so viele Edle zum Schaffot; ja hier machte der satanische Pöbel einmal, als der Proceßgang ihm zu langsam erschien, gegen dreihundert Royalisten brevi manu nieder. Aber von hier aus gingen auch

Digitized by Google

die entsetzlichen Schreckensbestien Robespierre und sein Gelichter, der Trompeter der Revolution Camille Desmoulins voran, zur Guillotine, — doch lassen wir die finstere Conciergerie des Palais de justice! Ragt doch auf der anderen Seite des Palastes ein so wunderbares Friedensmonument hervor, wie die Welt wohl kaum ein zweites kennt!

„Als ehernen Schritts zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche wallten", errichteten der heilige Ludwig und seine edle Mutter Blanca von Kastilien, la reine Blanche, eine Schloßkirche. Es war und ist noch die Sainte Chapelle!

Wenn wir im Osten der Insel die alte Notre Dame wegen ihrer mächtigen Dimensionen und ihrer Großräumigkeit bewunderten, so erregt hier im Westen der Insel, ebenfalls an der Südseite derselben, die Sainte Chapelle unser Staunen und unsere Freude wegen ihrer Schlankheit und ihrer wirklich unbegreiflichen Farbenpracht. Wir können sie ihrer Architectur nach nicht besser characterisiren, als wenn wir sagen, sie sei der Chor einer einschiffigen Kirche von der allerfeinsten und elegantesten Gothik. Sie besteht aus zwei Abtheilungen, einer niedrigeren Unterkirche, deren Wölbungen von vierzig sehr schlanken Säulen getragen werden, — und der eigentlichen Oberkirche, deren ganze Einfassung fast ganz aus Glasmalereien besteht. — Denn über einer niedrigen Wandung, ich denke nicht über zwölf Fuß hoch, erheben sich ringsum fünfzehn Glasfenster, jedes fünfundvierzig Fuß hoch und über zwölf Fuß breit, also jedes über fünfhundert Quadratfuß groß, während die Zwischenräume zwischen ihnen nur ganz zarte, leicht gedreht aufstrebende Säulenpfeiler sind. Man würde kaum begreifen, wie der zarte luftige Bau nicht in sich zusammenfällt, oder von jedem Sturm nicht umgeworfen wird, wenn man nicht die außen zwischen jedem Fenster aufsteigenden viereckigen Pfeiler sähe, welche oben mit hübschen gothischen

Digitized by Google

Spitzen geschmückt sind. Bei der farbenglühenden Bemalung der Fenster aber sieht man innerhalb der Kapelle diese Pfeiler nicht durchschimmern, und so glaubt man wirklich, die ganze Chapelle werde nur von den zarten Zwischenfensterpfeilern oder Säulen getragen, welche oben wunderbar schön in Gewölbsrippen sich auflösen.

Die ganze Kapelle ist eine wirkliche Farbengluth, welche die Fenster, die Wände, die Gewölbe überströmt, Goldgluth und Farbengluth. Nirgends in der Welt habe ich Aehnliches gesehen. Dazu kommt noch so mancher andere Kirchenschmuck hinzu, — Altar und Tabernakel, Betstühle an den Seiten, Apostelstatuen an den Zwischenräumen der Fenster, — das Alles ist so wundervoll und auch historisch so merkwürdig, daß jedes Einzelne schon in sich allein bewundernswürdig ist. — Aber doch tritt man immer wieder in die Mitte des Raumes hinein, oder bis zur Eingangsthür hin, um immer wieder den zauberhaften Totaleindruck zu empfangen, und von neuem sich überströmen zu lassen von der Farbengluth der ganzen Sainte Chapelle.

Und doch — es ist furchtbar zu sagen — und doch trotz der Sainte Chapelle, trotz der alten Geschichte, trotz der imposanten Herrlichkeit des ganzen Justizpalastes hat dennoch die Commune von 1871 auch hier hinein die Brandfackel geworfen. In rother Gluth ist auch hier die feurige Lohe der modernen Barbaren gen Himmel aufgestiegen; sehr bedeutende Theile des Palastes sind gänzlich ausgebrannt und die allerwichtigsten Staatsacten zum Theil mit verzehrt worden. Das ist besonders mit dem Theil geschehen, in welchem früher die alte Polizeipräfectur war; — die neue Präfectur bildet die Südseite des Palastes. Mit unermüdlichem Fleiße aber wird alles wieder ausgebaut, und bald wird am Justizpalast wenigstens von dem gräßlichen Brande nichts mehr zu erkennen sein.

Digitized by Google

Die Westseite des ganzen Palastcomplexes schließt dann wieder mit einer großen Freitreppe ab. — Von dort gelangt man auf den etwas unregelmäßigen Brunnenplatz, dessen Fontaine ein Ehrendenkmal bildet für den bei Marengo gefallenen General Desaix. — Die Place Dauphine schließt hier die Insel der Cité ab, eigentlich der berühmte Pont neuf, — doch diese Gegend, fast die klassischste von ganz Paris, fast die großartigste der ganzen Welt, werden wir wohl später noch einmal betreten. — Die Sainte Chapelle ist unverletzt geblieben.

Und so wollen wir denn die Cité abgethan sein lassen, mögen wir sie auch etwas kurz und stiefmütterlich behandelt haben.

Digitized by Google

## III.

## Das Lateiniſche Quartier.

Warum glauben denn auch unbedeutende Menſchen ſo oft von ihrem Leben reden zu dürfen?

Nun, vielleicht auch deswegen, weil ſie die ihnen von der Vorſehung zu Theil gewordenen Wohlthaten viel höher anſchlagen, als große Männer das zu thun pflegen! Bei mir wenigſtens iſt das entſchieden der Fall. Und deswegen iſt mir jener Tag, an welchem ich vor vierzig Jahren Paris zuerſt betrat, ein ganz beſonderer geworden, ein Tag, von dem ich noch immer ſo gerne rede, für den ich noch immer der Vorſehung meinen innigen Dank ſage. Unbedingt iſt die ihm folgende Studienzeit doch die entſcheidendſte für mein ganzes Leben geworden und geblieben.

Ich wohnte während meines ganzen Pariſer Aufenthaltes im Quartier latin, in der Rue S. André des arcs, im Hôtel Valois, in einem und demſelben Zimmer, drei Treppen hoch. Ich wohnte dort nicht als ſchon promovirter Docteur, ſondern als wirklicher Student, ſo daß ich den vollſten ärztlichen Studien oblag, und dazu noch den Stoff zu meiner Promotionsdiſſertation in den Pariſer Hospitalen und Bibliotheken mir ſammelte. So war denn das quartier latin mein Tummel-

Digitized by Google

platz, meine Wissenschaftswelt, wie gerne und wie oft ich auch allein oder mit dem Einen oder dem Andern meiner wenigen Freunde über die Seine ging, um auch die Kunstseite von Paris, die eigentliche großartige Stadt auf dem rechten Ufer des Stromes, zu studiren.

Ehe ich nun zu einzelnen Darstellungen des ebenso berühmten wie berüchtigten — wenigstens nach vorgefaßter und vorurtheilsvoller Meinung in Deutschland berüchtigten — quartier latin übergehe, muß ich daran erinnern, daß ich, wenn ich auch den Boulevard Sebastopol oder S. Michel als Gränze zwischen den beiden großen Stadtabtheilungen auf dem linken Seineufer bestimmte, dennoch gleich dazu bemerkte, daß wir „mehr als einmal von dem Rande des einen Stadttheils etwas abnehmen müßten, um den anderen Theil damit zu suppliren".

Und das müssen wir gleich, um das Quartier latin zu definiren, mit Gränzen zu umschreiben, am Seineufer selbst thun.

Einer der großartigsten Standpunkte, die man bei einer Wanderung durch Paris gewinnen kann, ist unbedingt der auf dem Pont des arts, ganz abgesehen von der liebenswürdigen Bettlerin, die wir wohl Alle aus der anmuthigen Hauffschen Novelle kennen gelernt haben. Dicht oberhalb der Brücke, die nur für Fußgänger bestimmt ist, vereinigen sich die um die Cité herumfließenden Seinearme wieder zu einem gemeinsamen Strom. Man hat nach oben und nach unten, besonders aber nach beiden Seiten einen großartigen Anblick. Auf dem nördlichen Ufer thut sich die ganze Palastherrlichkeit des Louvre auf. Auf der linken Seite eröffnet sich der vielgliederige, fast nur von Palästen eingenommene Quai, dessen Hauptabtheilung als Quai d'Orsay wirklich herrlich ist.

Hier liegt denn, grade am Pont des arts, das „Institut",

Digitized by Google

das Centralgebäude der französischen Wissenschaft, der Wohnsitz der „Unsterblichen", wie die Mitglieder der Academie von Frankreich scherzweise wohl genannt werden. — Dieses Gebäude müssen wir inne haben, wenn wir das Quartier latin in seiner vollen Glorie darstellen wollen. Hier also verlassen wir den herrlichen Seineprospect, und wenden uns südlich, — wunderbarer Gegensatz zu diesem Seineprospect! Hinter dem Institut zieht sich eine lange, enge, glanzlose Straße hinauf, wo Alles bescheiden, einfach bis zur Dürftigkeit, aussieht, — hohe Häuser ja! aber kleine Verkaufsläden, kleine Restaurants, kleine Kaffeehäuser, unansehnlich gekleidete Menschen, wenige Wagen, zahlreiche Fußgänger, — junge Männer, die nicht eben wie ouvriers aussehen, aber auch nicht wie Aristokraten, und die ein bescheidenes Frühstück in einem Laden einnehmen, — junge Mädchen, zum großen Theil wunderhübsch, aber einfach gekleidet, die kleine Einkäufe machen bei einem Bäcker, bei einem Schlachter, bei einem charcutier, — das ist die Rue de Seine, das ist die Westgränze des Quartier latin, das ist das Gepräge des Lateinischen Quartiers! So kommen wir nach dem Palais du Luxembourg und gehen um den Palast herum grade aus durch seinen Garten bis zur Sternwarte, welche wir links liegen lassen, und dann noch bis zur Place d'enfer, wo der Bahnhof von Sceaux liegt, — halt! Alles, was von dieser langen Linie östlich auf dem linken Seineufer liegt, gehört im weiteren Sinne zum Lateinischen Quartier.

Ein wunderliches, ein wunderbares Quartier, dieses Quartier latin! — fast armselig kam mir vor vierzig Jahren das ganze Stadtviertel vor, armselig und eng wie die Rue de Seine, die wir eben durchwanderten. Und doch ragte das Pantheon so hoch, so stolz, so hehr heraus über aller Armseligkeit! — Nun, es hat sich seitdem Vieles im Viertel geändert und gebessert. — Ein neuer Boulevard, S. Germain, zieht sich in einem Halb-



Digitized by Google

bogen durch den Stadttheil, während in grader Linie der breite Boulevard S. Michel oder Sebastopol von der Barrière d'enfer bis zur Seine hin die immer pulsirende Lebensader des Quartiers bildet, anderer Straßencorrectionen gar nicht zu gedenken.

Ja, ein wunderliches Quartier war es früher, dieses Lateinische Quartier! Seine Hauptstraße von der Barrière d'enfer bis zur Seine hatte es immer, und dieselbe hat es noch; aber diese alte Hauptstraße ist als solche vollständig abgeschafft. — Wie eine enge, schmutzige und düstere „hohle Gasse" zieht sich noch heute die Rue S. Jacques von der Seine aufwärts nach Süden, schon zur Römerzeit als Via infera, von unten aufkommend, bezeichnet, woher die Benennungen Place und Rue d'enfer abstammen. — Welch ein Getümmel war früher in dieser langen Gasse! Immer war die schmale Fahrbahn von Wagen aller Art eingenommen, und für Fußgänger war kaum ein Trottoir. Sonntags konnte man manchmal gar nicht durchfinden durch die heillose Wirthschaft, deren knappe Räumlichkeit wirklich an eine Straße von Pompeji erinnern möchte! Kam nun an solchem Sonntagmorgen, an solchem Sonntagnachmittag noch der Abfluß eines tüchtigen Regenschauers hinzu, so war das erst recht furchtbar. Links und rechts spritzten dann die von oben herunterkommenden Omnibus ihre grauen Strahlen gegen die Häuser; das gehende Volk flog auseinander und in die boutiques hinein; aber auch dahinein drang das Verderben der Sonntagstoilette gleich vernichtend für alle Stände und Altersstufen. Eine ganze Sammlung von naturgetreuen derartigen Calamitäten hing immer bildlich dargestellt in den Schaufenstern der kleineren Kunsthandlungen, wie denn überhaupt Paris damals überreich war an Carricaturbildern, politischen und socialen. — Einmal suchte der Polizeipräfect höchst weise eine Besserung wenigstens für

Digitized by Google

die Fußpassage herbeizuführen. In der Rue S. Jacques und Rue S. Martin, welche den heute längs des Boulevard Sebastopol fluthenden Menschenstrom früher einfaßten, war mittelst Polizeianschlages und Handzeichnung der Wunsch geäußert, das Publicum möchte immer „rechts" gehen. Natürlich ging der damalige Volksmuthwille links, bis bald wieder Jedermann seiner Wege ging, wie er eben am besten vorwärts kommen konnte, — ja es waren wunderliche Zustände damals im Quartier latin!

Aber ich habe das Quartier auch wunderbar genannt, und das ist es noch heute im vollsten Sinne des Wortes, ja das ist es heute, kürzlich, erst recht geworden.

Noch einmal muß ich hier den Boulevard Sebastopol nennen. Wo nahm man den Raum dazu her, mit welchen ungeheuren Mitteln kam er zu Stande? — Westlich von der Rue S. Jacques parallel mit ihr laufend bietet dieser neue Boulevard, zumal wenn man ihn am Observatorium, am Ende des Luxemburggartens, betritt, einen grandiosen Prospect mit seiner unabsehbaren Strömung von Fußgängern, von Wagen und Reitern, welche von Platanen beschattet werden. Fast schnurgrade senkt er sich als Boulevard S. Michel zur Seine herab, überschreitet den Pont S. Michel, geht als Boulevard du palais am Justizpalast vorbei und quer durch die Insel durch, die er auf dem Pont au change wieder verläßt, — heißt dann auf der rive droite wirklich Boulevard Sebastopol, zwischen den Straßen S. Denis und S. Martin sich fortsetzend bis zum Straßburger Bahnhof, wie denn sein äußerstes Ende wirklich Boulevard du Strassbourg genannt wird. Diese ganze Straßenlänge beträgt 4550 Meter, also bedeutend über eine halbe deutsche Meile. Die Breite ist 30 Meter, von denen etwa die Hälfte von der Fahrbahn eingenommen wird, während die anderen beiden Viertel auf



Digitized by Google

die Trottoirs kommen. Wirklich sind wir in einer imposanten Straße.

Wenn diese neue Straße nun auch dem Quartier latin einen ganz anderen Typus gegeben und den anderen Circulationswegen, namentlich der Rue S. Jacques, Vieles von ihrem Character genommen hat, so ist doch diese wahrhaft kühne Anlage großartig und wunderbar.

Großartig und wunderbar ist das Quartier latin aber wegen seiner wissenschaftlichen und culturhistorischen Bedeutung. — Schon früher sagte ich, daß die Römer nach Cäsar sich besonders auf das linke Seineufer hinüber bauten, die Lateiner im Lande der Gallier. So mochte der Name des Lateinischen Quartiers entstehen. Er ist ihm geblieben, weil es immer allen Wissenschaften eine Stätte bot, und damit einen Einfluß auf die ganze gebildete Welt gewann und immer behauptet hat, eine Weltbedeutung ersten Ranges. Denn das müssen wir neidlos eingestehen, daß seit Athen, Alexandrien und Rom kein Ort der Welt so viele Wissenschaft gehegt und immer wieder neu erzeugt habe, wie Paris. Ja, wir können und müssen es das eigentliche Alexandrien der Westwelt nennen. Oder glaubt Jemand, daß er das fünfte Arrondissement von Paris noch einmal irgendwo in der Welt nachweisen könnte, das Pantheon mit seiner nächsten Umgebung? Nimmermehr!

Freilich ist es etwas reactionair, dieses fünfte Arrondissement. Während sonst ziemlich überall die berühmte Seinestadt dem Modernismus huldigt, weiht sich das Quartier latin einer Gewohnheit von Alters her, die ich nicht besser als mit dem Wort Bouquinismus bezeichnen kann, unbekümmert darum, ob das Wort von der Académie française in Gnaden aufgenommen wird. Aber bouquin ist ein ganz legitimes französisches Wort, es ist ein altes Buch, ist vielmehr unser

Digitized by Google

deutsches „Buch". Da aber die Deutschen von jeher in Paris nach alten Büchern, Tröstern, Schmökern, gesucht haben, so heißt bouquin ein altes Buch. Wer darnach sucht, ist ein bouquiniste; endlich heißt das Verbum „nach alten Büchern suchen" ganz kurz bouquiner, ein geheiligtes Wort, ein Glaubensbekenntniß.

Allons donc bouquiner un peu! Die Verführung liegt gar zu nah. — Wer vom Louvre herwärts über den Pont neuf geht, sieht nach rechts, bevor er in die Rue Dauphine hineingeht, auf dem Seinegeländer eine lange, unabsehbar lange Reihe flacher Kasten stehen. Jeder ist mit alten Büchern angefüllt; Jeder hat auf einem Stöckchen sein „prix fixe", und das Geschäft ist höchst coulant und sehr solide. Da bouquinirt man denn gar zu gern, — ich vor vierzig Jahren schon und noch im vorigen August (1875) mit lebhafter Freude; es ist immer dasselbe Geschäft; nur der Inhaber mag wechseln. — Hat man etwas gefunden, so hält man den Band in die Höhe, — der Mann kommt und nimmt sein Geld, es wird nicht einmal ein Wort dabei gewechselt, und man geht zufrieden mit seinem bouquin nach Hause. Oder man biegt links ab vom Pont neuf. Dort wohnt der Bouquinismus höchst solide in einem Laden, in einer ganzen Reihe von Läden. Am Fenster hängt ein Zettel: „60 centimes le kilo!" Und dicht dabei steht unser alter Heurnius — opera omnia 1658, fol. Was will man mehr?

Kommt man aber nun tiefer hinein in das Viertel, z. B. nach dem Pantheon hinauf, oder in die Gegend der École de médicine hinein, so findet man dort, trotz der engen Räumlichkeit der Gassen, ganze Hauswände besetzt mit literarischem Trödel, häufig von bedeutendem Werth. Denn nicht nur die Verfasser waren ehedem berühmte Männer, sondern auch häufig die früheren Besitzer; und man gelangt da manchmal zu höchst

Digitized by Google

interessanten Autographen und Andenken. Von Buchhandlungen mit der neuesten Waare brauche ich natürlich gar nicht zu reden, — genug vom Bouquinismus!

Und wer consumirt das Alles im Quartier latin? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht ganz leicht. Wenn man aber die Zahl der Consumenten zusammenrechnet, so kommt man wohl zu dem Ausruf: „Aber wie kann man so viele Wissenschaftsbeflissene mit literarischem Material versehen?“

Der einfachste Spaziergang durch das fünfte Arrondissement macht uns aufmerksam auf eine wirklich staunenswerthe Menge von Instituten, die alle mehr oder minder zur Volksbildung und zur eigentlichen Gelehrtenbildung gehören. — Gedenken wir bei der Gelegenheit auch noch mehrerer Kirchen, der Wohlthätigkeitsanstalten, selbst der einen oder der anderen correctionellen Gebäude, so können wir die Fülle derselben kaum bewältigen, wie wir das aus der folgenden Liste sehen mögen, mit der wir freilich manchmal über den Rand des bezeichneten Arrondissements, aber jedesmal auch nur ganz wenig hinausgehen.

Wenn wir vom Observatorium ausgehen, so haben wir gleich links von demselben das Findelhaus, rechts zwei Hospitale, denen sich ein drittes wenige Schritte davon südöstlich anreiht. Nordöstlich dagegen ragt dicht beim Observatorium die herrliche Kirchenkuppel des Val de Grace mit dem bedeutenden Militairhospital heraus, dicht bei diesem die École normale, die École de pharmacie, und ziemlich zwischen beiden das Collège Rollin.

Gehen wir den Boulevard S. Michel hinunter, so haben wir zuerst rechts das Taubstummen-Institut, links am Luxemburggarten die École des mines. Dann aber vorwärtsschreitend blicken wir durch die Rue Soufflot nach dem Pantheon. Um dasselbe und dicht bei demselben haben wir die

Digitized by Google

École de droit nebſt dem gleich gebauten Gebäude der Mairie weſtlich vom Pantheon, die Geneviève-Bibliothek nördlich davon; hinter dem Pantheon das Lycée Napoléon, dicht bei dieſem die Kirche S. Etienne du mont, und eben hinter dieſer die École polytechnique. Kehren wir zurück zur Rue Soufflot und gehen wenige Schritte die Rue S. Jacques hinunter, ſo haben wir das Collège Louis le Grand, und hinter demſelben das Schulinſtitut S. Barbe. Dann aber treffen wir wieder in der Rue S. Jacques gar die Sorbonne und ihr gegenüber das Collège de France, die beiden berühmten Anſtalten, das Serapium und das Muſeum des modernen Wiſſenſchafts-alexandriens. — Am Boulevard S. Michel liegt dann, grade auf derſelben Breite, das Collège S. Louis. Weiter hin zur Seine führt uns dann die Rue de l'École de médecine links in das mediciniſche Quartier, eine Wiſſenſchaftsinſel am Rande des Luxemburg-Arrondiſſements, — rechts dagegen treffen wir das Hôtel Cluny mit dem Palais des thermes und endlich noch die Kirche S. Severin. Dann ſind wir an der Seine in der Gegend von Notre Dame.

Um uns zu erholen von unſerem Wettrennen durch all' dieſe berühmten Gegenden, ſchlendern wir an der Waſſerſeite des fünften Arrondiſſements etwas die Seine aufwärts. Da kommen wir an der Halle aux vins vorbei, aus welcher Paris ſeinen Weindurſt ſtillt. Und nun ſiehe da! Da öffnet ſich der Jardin des plantes, deſſen hoch poetiſche Einſamkeit jetzt durch den nahe liegenden Bahnhof von Orleans unangenehm geſtört iſt. Dahinter noch die Salpetrière, das größte Siechenhaus der Welt. — An der Weſtfaçade des Jardin des plantes nenne ich nun noch ſchnell das Hospital der Pitié und das Gefängniß S. Pélagie, — und unſer Rundgang iſt beendet.

Aber auf dieſem Rundgang haben wir nur Namen nennen, nur äußere Formen ſehen können. Wenn wir auch nicht Alles

Digitized by Google

analysiren wollen, so müssen wir doch das Nothwendigste etwas genauer betrachten, namentlich unter den Wissenschaftsanstalten, den Universitätsfacultäten, den höheren Lehranstalten, den einzelnen „écoles“.

Womit aber wollen wir hier anfangen?

Natürlich mit der Institution de Sainte Barbe beim Pantheon, der ältesten Schule für die Pariser Jugend, schon im Jahre 1460 gegründet; sie ist die Sorbonne für die kleine Welt, welche kleine Welt, wenn sie zwischen sechs und zehn Jahr alt ist, sogar nach einem Kindergarten, nach Fontenay-aux-Roses, hinausgeschickt werden kann. Der Schule S. Barbe sind nun im Verlaufe der Zeit gar viele Kinderschulen nachgefolgt, und Paris hat heute 600 öffentliche Schulen mit mehr als 100,000 Schülern und Schülerinnen.

Nach S. Barbe besprechen wir kurz auch die Gymnasien, die Lyceen im Pantheons-Arrondissement, im Quartier latin. Nach unseren deutschen Gymnasialansichten geht hier Alles über das Maß hinaus. Es werden nämlich so viele Zöglinge aus den Provinzen nach Paris geschickt, daß sie meistens nirgends anders, als in den Lyceen selbst, untergebracht werden können. Dadurch werden diese Anstalten denn wirkliche Erziehungskasernen. In dem oben genannten Lycée Louis le Grand sind z. B. 800 Eleven untergebracht (internes), während dazu noch 500 Schüler aus der Stadt die Unterrichtsstunden besuchen (externes). Daß 1300 Jünglinge eine Schule besuchen, ist gewiß nicht rathsam; daß aber 800 Pensionaire in derselben Lehranstalt zusammenwohnen, ist gewiß unter Umständen sehr gefährlich. — Solch ein Lyceum hat meistens seine eigene uniforme Kleidung und bestimmte Abzeichen, auf welche die Jugend, namentlich aus den Provinzen, sehr viel hält, zumal wenn sie turmenweise spazieren geführt wird. Und doch macht es sich fast kindisch, wenn schon ziemlich er-

Digitized by Google

wachsene junge Leute in einer langen Doppelreihe spazieren gehen, ohne eine freie Bewegung machen zu dürfen, dieselben jungen Leute, die innerhalb der Erziehungskaserne allerlei philosophische Studien machen, um bald bacheliers werden zu können, und nachher desto toller über den Schwengel zu hauen.

Diese Riesenin stitute verlangen natürlich ganz besondere Baulichkeiten. Manche Lyceen sind vortrefflich logirt. Das Lycée Napoléon hinter dem Pantheon ist gradezu ein altklassisches Gebäude, ehemals eine Abtei der heiligen Genoveva, schon im sechsten Jahrhundert gegründet, und später mehrfach umgebaut. Das alte Refectorium, jetzt Hauskapelle, soll in hohem Grade interessant sein. Man trifft an den Baulichkeiten romanische, gothische und moderne Elemente vereint. — Früher war hier die berühmte Bibliothek S. Geneviève einlogirt, die sich jetzt zur Seite des Pantheon in einem besonderen Gebäude befindet. Diese berühmte Sammlung enthält über 100,000 Bände, und viele zum Theil sehr merkwürdige Manuscripte. Ganz ausgezeichnet ist der Lesesaal. Er enthält für mehr als 400 Studirende Plätze und wird auch, da die Bibliothek inmitten des Quartier latin liegt, von allen Pariser Bibliothekfälen am meisten benutzt. — Und doch ist die Bibliothek neben dem Pantheon von fast verschwindender Kleinheit neben der großen Stadtbibliothek in der Rue Richelieu auf dem rechten Seineufer, auf welche wir später zurückkommen werden.

Zu welchem specielleren Zweige des Wissens und der Gelehrsamkeit nun auch immer die aus den großen Gymnasialkasernen herauskommenden französischen juvenes übergehen mögen, all' die Gelehrsamkeit im Quartier latin culminirt mehr oder minder in der berühmten Sorbonne, wenn auch manche Wissenschaftsanstalten administrativ von derselben unabhängig sind.

Digitized by Google

Die Sorbonne ist ein altes, nobles Institut. Sie stammt noch her aus der

„Zeit, da man mit Vorbedacht
Nur latein'schen Vers gemacht!" —

hat sich aber immer frisch erhalten und ist noch heute, obwohl über sechshundert Jahre alt, die treffliche, jugendfröhliche Sorbonne, die immer noch Schönes, Gutes, Gediegenes, Klassisches zu lehren weiß, in liberalster Weise offen für Alle, die da lernen wollen, — „les dames seules n'y sont pas admises", heißt es aber in einem Bericht über das prächtige Institut. Und doch gehen manche Damen hinein!

Schon im Jahr 1253 ward die klassische Anstalt gegründet von Robert von Sorbon in der Champagne (1201 geb.), Almosenier Ludwigs des Heiligen, anfangs ein theologisches und scholastisch-philosophisches Institut, dann aber in alle Wissenschaften eingreifend und eine lange Zeit dieselben alleinbeherrschend, so daß die Sorbonne wirklich die oberste Behörde in allen geistigen Bewegungen und Streitfragen war, und selbst den Päpsten und den Jesuiten Widerstand leistete. Von Richelieu ward sie besonders begünstigt und gleichsam wieder erschaffen.

Wenn nun auch in unseren Zeiten das Denken und Wissen Allgemeingut geworden ist und dafür kein Centralpunkt als wirkliches Haupt zu finden sein möchte, so gedeiht dennoch die Sorbonne noch immer; sie pflegt katholische und philosophische Wissenschaften, alle Zweige der Naturforschung, besonders Physik, wie denn ihr physikalisches Kabinet hoch ausgezeichnet ist. — Das große Amphitheater der Sorbonne kann bis zweitausend Zuhörer fassen. — Und wenn auch die juristische und medicinische Facultät in Paris ganz besondere Localitäten haben beziehen müssen und jede für sich eigen organisirt ist, so geht doch der Rechtsstudirende und der angehende Mediciner,

Digitized by Google

— oder sie müßten schlechte Forscher sein — immer noch gerne ab und an in die Sorbonne, auf deren großem inneren Hofe man denn auch immer Repräsentanten der einzelnen Wissenschaften trifft, und auf deren Affichen man genau die Gegenstände, die Docenten, die Stunden der Vorträge angegeben findet. — So habe denn auch ich die Sorbonne gar manchmal und jedesmal mit Freude besucht. — Als kürzlich der Secretair der Academie der Wissenschaften in Paris, Patin, starb mit vierundachtzig Jahren, gedachte ich seiner Vorträge über Catull und fand noch eine Betrachtung über ihn in meinem Tagebuch von damals (1. März 1837), er war ein eminenter Kenner der römischen Literatur. — Auch Pouillet, der berühmte Physiker, ward besucht, der stattliche Mann mit dem schönen Kopf und dem klaren, gründlichen und gediegenen Vortrag. „Sein Auditorium ist sehr groß und scheint auch ziemlich gewählt zu sein; es war während der ganzen Vorlesung ruhig; was ich in der Facultés de médecine nicht immer gefunden habe" (25. Juni 1836), auf welche Glosse ich gleich zurückkommen werde; denn es war bei uns in der École de médecine manchmal recht munter.

Den beiden Sorbonnemännern, die ich eben nannte, reihe ich, um wenigstens an ein von mir mit Freude gehörtes Wissenschaftstriumvirat zu erinnern, noch den Chemiker Dumas an, — doch genug der mir so lieben Studentenreminiscenzen an die alte Sorbonne!

Wer Paris nicht als Student besucht, und darum keinen Vortrag daselbst hören will, der muß aber doch ja die Kirche der Sorbonne innen und außen besehen, einen graciösen, wenn auch nur kleinen Kuppelbau mit einem hübschen Doppelportal aus korinthischen Säulen übereinander geschmückt und auch um die Kuppel herum reich verziert. — Die Kuppel ist inwendig von Philippe de Champaigne, den wir im Louvre

Digitized by Google

wiedertreffen werden, ausgemalt. Vor Allem aber sehe man das Marmormausoleum des Kardinal Richelieu an, von Girardon ausgehauen, und dessen Meisterwerk, eine der vorzüglichsten monumentalen Arbeiten in Paris: der sterbende Kardinal wird von der Religion mit zwei Genien unterstützt, und von der Wissenschaft zu seinen Füßen betrauert.

„Les dames seules ne sont pas admises à la Sorbonne", sagte ich vorhin. Das läßt sich nun einmal nicht ändern, und Statut ist Statut. Die Pariser Damen wären nun aber in großer Verlegenheit um Vorlesungen, wenn nicht der ebenso tapfere wie galante König Franz I. auch hier der Damenwelt zu Hülfe gekommen wäre. Im Jahr 1529 gründete er das Collège de France mit allen möglichen Zuthaten und neunundzwanzig Professorenstühlen. Besonders Literatur, Philosophie und alle Zweige der Naturwissenschaften werden hier eifrig vorgetragen und ebenso eifrig hingenommen, besonders von der Pariser Damenwelt. Die Vorlesungen sind immer auf ein halbes Jahr berechnet, gänzlich umsonst und der Kapacität der gemischten Zuhörerwelt völlig angemessen. Die Professoren gehören immer zu den bedeutendsten Männern. — Die ganze Anstalt, der Sorbonne gegenüberliegend, ist besonders für junge Mädchen, die sich dem Erziehungsfach widmen wollen, eine unendliche Wohlthat, und in gewisser Weise eine förmliche Universität für dieselben.

Aber auch mit den Sternen kosen können die schönen Pariser Seelen. Wenigstens konnten sie das damals, als ich Student war in der Seinestadt. Ich erinnere mich einer merkwürdigen Stunde auf dem Pariser Observatorium, von dem wir schon oben sprachen, dem Ausgangspunkt unserer Wanderung durch das Quartier latin. Ich notirte mir damals (16. Juli 1836):

„Die Sternwarte liegt ganz oben am Ende vom Jardin

Digitized by Google

du Luxembourg; sie ist ein hohes, vieleckiges Gebäude ohne besondere Merkwürdigkeit von außen. — Arago liest diesen Sommer dort populäre Astronomie. — Ich ging heute hin, stieg die Treppe hinauf und trat in einen kirchenähnlichen, steinernen Saal, an dessen Wänden die Büsten berühmter Astronomen aufgestellt waren. — Eine Menge Herren und Damen — es war noch dreiviertel Stunden vor Anfang — waren schon da und lasen Zeitungen, Romane oder strickten, die Damen nämlich, oder becomplimentirten sich; meine Nachbarin nähte ihren Handschuh, — die wollten Alle Astronomie lernen. Immer mehr kamen ihrer noch, zum Theil so junge gelbschnäbelige Gänschen, daß mir der Verstand stille stand, wie Die zum Arago kamen; doch das kommt Alles vom guten Ton, und es war den Sommer guter Ton Arago zu hören. So harrten wir Alle mit stillem Eifer auf den Mann des Firmamentes.

„Und er kam, der Firmamentsmann; man klatschte, und der Vortrag begann. Gewöhnlich machen wir uns irgend ein Bild von einem großen Mann, und es kommt uns — mir wenigstens — sonderbar vor, wenn der Herr die Idee hat, anders auszusehen, als wir ihn gedacht haben. So unterstand sich Arago auch, ganz anders auszusehen, als mir gutdünkte. Er ist groß, etwas vierkantig wie sein Observatorium; sein Gesicht ist grob; besonders ist der Zug von der Nase zu den Mundwinkeln herunter scharf. Sein Auge ist etwas schmutzig anzusehen; sein Haar sieht etwas verwildert aus; überhaupt hat der Lord etwas in seinem Aeußeren, was plebejisch und grob aussah.

„So, — nun stand er da, und sah herab auf sein Firmament, auf alle Sonnen erster und zweiter Größe, auf deren Planeten und Trabanten und die mannigfaltigen Kometen mit Frackschößen, von denen viele sich mit Papier bewaffnet hatten,

Digitized by Google

um ihn mit der Feder zu verfolgen. Ich kam mir vor wie ein verlaufener Irrwisch in dieser strahlenden Zone. — Endlich begann Arago mit fester, sicherer Stimme u. s. w.

„Als er geschlossen hatte, ging er allgemein beklatscht ohne Verbeugung fort. Hocherfreut brach man auf, — Einige hatten sich wirklich erbaut; Viele aber freuten sich, daß sie am Ende der ihnen langweiligen Stunde waren u. s. w.“

Wie lebhaft trat mir diese Stunde wieder vor Augen, als Arago im Jahr 1848 der Mann des Schicksals von Frankreich ward! Er war Humboldts bester Freund! „Il est vif et chaud, mais bon“, schrieb dieser über ihn an Hittorf.

Seitdem ist der Hörsaal im Observatorium umgebaut worden. Arago schrieb darüber an Humboldt (12. März 1841): „Tu arriveras à Paris à l'ouverture de mon cours d'astronomie. Mon nouvel amphithéâtre est d'un luxe scandaleux.“

Welch ein hübsches Denkmal hat doch die Stadt Paris diesen beiden Freunden, den großen Wissenschaftsdioskuren Humboldt und Arago, gesetzt in folgender Weise:

Es liegt ein eigener Characterzug in der Benennung vieler Pariser Straßen. Wo sich immer bedeutende Institute finden, politische, wissenschaftliche, artistische, da führen die anliegenden Straßen in der Regel ihre Namen nach bedeutenden Männern, welche zu solchen Instituten oder ihren Richtungen Beziehung hatten. — So heißt denn ein neuer Boulevard beim Observatorium nach Arago Boulevard Arago, während eine schräg in denselben mündende Straße Rue Humboldt genannt worden ist. Mögen beide noch lange unter diesen Benennungen nebeneinanderhinlaufend fortdauern. — Schrieb doch der große Arago einst an seinen Berliner Freund: „En dehors de ma famille tu es sans aucune comparaison la personne du monde que j'aime le plus tendrement.“ Und Humboldt hinwiederum

Digitized by Google

in einem Gruße: „La personne, qui m'est la plus chère dans cette vie, Mr. Arago!

Was aber immer an wissenschaftlicher Bewegung im Lateinischen Quartier sich vorfinden mag, Nichts nimmt so sehr Theil an dieser Bewegung, ja Nichts ist so sehr diese Bewegung selbst, wie die beiden großen Facultäten, die schon frühe von der Sorbonne und der Université de France abgezweigt werden mußten, indem sie wegen ihrer numerischen Ausdehnung und ihrer wissenschaftlichen Eigenartigkeit eine besondere Organisation verlangten. Ich meine die juristische und die medicinische Facultät, welche beide ihre besonderen Centralgebäude haben. Von der ersteren weiß ich nicht viel, von der zweiten darf ich nicht viel sagen.

Das große Gebäude der Faculté de droit liegt mit seiner schrägen Façade, deren Mittelstück, von viet jonischen Säulen getragen und verziert nach Art eines griechischen Tempels, einen guten Eindruck macht, dem Pantheon gegenüber an der Nordseite der Rue Soufflot, deren Südseite von dem ganz gleich gebauten Mairiegebäude des fünften Arrondissements (du panthéon) eingefaßt wird. Es enthält in seinem Innern zwei große und schöne Amphitheater und eine ausreichende Bibliothek. Achtzehn ordentliche Professoren sind in ihm angestellt. — Die Zahl der Studenten, die unbedingt den besseren Theil der Studentenschaft im Quartier latin ausmachen, ist sehr groß, und man würde gar nicht begreifen, wo all' die vielen practischen Juristen Platz finden, wenn man nicht wüßte, daß eine große Zahl von ihnen gar nicht daran denkt, wirkliche Juristen zu werden. Eine Menge junger wohlhabender Kaufmannssöhne, eine ebenso große vielleicht von Landbesitzern u. s. w. beginnt einen Rechtscursus und macht ihn wohl selbst ganz durch, um an dem in alle Stände der französischen Gesellschaft eingreifenden öffentlichen Staatsleben passiv und activ

Digitized by Google

Theil zu nehmen. Ja, fast jeder gebildete Mann in Frankreich möchte gern einmal Rechtsstudirender gewesen sein. — Vielleicht gehen diese Studien nicht so tief, wie bei uns in Deutschland; aber der ganze Studientumult in der Rechtsschule ruft doch seinerseits auch eine gewisse Frische und besonders eine Schlagfertigkeit in der freien Rede hervor, die wirklich bewundernswürdig sind. So ein kaum gebackener junger Doctor von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren plaidirt mit einer Jungfernrede, daß man sich wirklich daran ergötzen muß, wie ich denn selbst einmal solcher Scene im Palais de justice beiwohnte. — Ein Freund eines meiner Bekannten, ein blutjunges Bürschchen, sollte zum ersten Mal Jemanden vertheidigen. — Also: feierliche Gerichtssitzung im Palais de justice, Richter und Advocaten in pontificalem Ornat, — auf der Anklagebank ein altes Mütterchen, die aus einem Garbereiterladen etwas Eßbares genommen haben sollte. — Schreckliche Anklage; die Alte behielt kein gutes Haar, sie fing an zu heulen und vergoß Krokodilsthränen. Einige Zeugen machten unsichere Aussagen, — da unser juristisches Juvenil!! Alles hübsch, Alles logisch, Alles klug! Das Factum, wenn es wäre, als ein ganz unbedeutendes vorgetragen, als ein ganz verzeihliches dargestellt, — am offenen Fenster eine kleine Eßwaare und davor eine arg hungerige Alte, die Mitleid erregen muß. — Und nun ist die ganze Geschichte durch nichts bewiesen, Zeugen ganz unsicher, der Verdacht so ganz inhuman u. s. w. u. s. w. — und die Alte ward freigesprochen! — Wir lachten herzlich; es war einmal wieder: Viel Lärm um nichts. Die schweißtriefenden Advocaten aber gingen rebus bene peractis aufeinander los; der Aeltere schlug cordial den Jüngern auf die Schulter: „Farceur!“ hieß es, — und „quum arrisissent discessimus“, würde Tacitus auch hier gesagt haben, wie am Ende seines hübschen Buches de oratoribus.

Digitized by Google

Die andere große Fraction, die, wie ich angedeutet habe, dem Lateinischen Quartier Leben und Bewegung giebt und numerisch entschieden die bedeutendste ist, das ist die Faculté de médecine mit 28 Professoren und den allervortrefflichsten Anstalten und Einrichtungen. Einer der Professoren ist lebenslänglicher Dekan der Schule. Das Dekanat wechselt also nicht, wie bei uns in Deutschland alle Jahre, und macht eine ungeheure Arbeit.

Die Faculté oder École de médecine in Paris ist unbedingt ein großartiges Institut in jeder Beziehung; nur fehlt ihm eins, — die deutsche Gründlichkeit und selbst eine gewisse Feinheit im Wissen. Die Lehrer sind mehr Redner als Docenten; sie nehmen mehr ein durch einschlagende Wendungen als durch gewichtige Gedanken; sie blenden mehr, als sie erleuchten; sie erhitzen mehr, als sie erwärmen. Der ganze deutsche medicinische Studiencursus ist bei mancher Pedanterie dennoch etwas so Compactes, daß man sich doch darüber freut, wenn man ihn mit dem Pariser vergleicht. Sie verhalten sich nebeneinander wie ein französisches Handbuch sich zu einem deutschen verhält. Eine weitere Betrachtung darüber gehört nicht hinein in eine allgemeine Pariser Wanderung. Auch sind es vierzig Jahre her, daß ich in Paris studirte. Doch glaube ich nicht, daß es viel anders geworden ist.

Das Gebäude der Facultät ist ein durchaus edles! Eine luftige Kolonnade schließt mittelst eines eisernen Gitters einen viereckigen großen Hof von der Straße ab. Ueber ihrem Eingange sind schöne Embleme angebracht. Dieser Hof ist zu seinen beiden Seiten von stattlichen Flügeln eingefaßt, das Untergeschoß wird von Arkaden mit jonischen Zwischensäulen gehalten. — Die Mitte des Hauptkörpers im Hintergrunde des Hofes ist ein korinthischer Tempel mit einem Porticus von sechs korinthischen Säulen. Zu beiden Seiten dieser wür-



Digitized by Google

digen Tempelfaçade ist eine Eingangsthür in das Innere des Gebäudes. — Mitten in dieser Tempelfaçade hat X. Bichat ein würdiges Denkmal.

Das Innere des Mittelgebäudes ist der große Hörsaal, ein halbrunder Saal mit halbkreisförmigen, dicht hintereinander aufsteigenden Bänken, zu denen von oben hinein vier oder fünf Eingangsthüren führen. — An der graden, diesem Halbrund gegenüberliegenden Wand hat der vortragende Professor seinen Sitz. Vor ihm ist ein freier Platz, welcher durch einen großen Tisch, ebenfalls einen Halbkreis bildend, gegen die Studentenwelt abgeschlossen ist und seinen besonderen Eingang hat. Dieses antike Theater faßt gegen 2000 Zuhörer. Alles Licht fällt von oben durch die gewölbte Decke. — Die ganze Architectur ist entschieden großartig.

Und nun die Studenten! — Soll ich das aus meinem Tagebuch von 1836 hier copieren, was ich mir nach den ersten von mir besuchten Collegien aufnotirte?

„Schon eine halbe Stunde vor dem Colleg drängen sich die Studenten vor dem Eingang; sie drücken und stoßen sich auf die rüdeste Weise; ich traute meinen Augen nicht. Man muß nach allen Seiten pariren, um keine Püffe zu bekommen. Endlich öffnet sich die Thür, und Alles stürzt hinein und die Treppe hinauf. Fällt Jemand, so wird er ohne Weiteres getreten.

„Alles stürzt jetzt in das Amphitheater. Bevor der Professor da ist, ist ein schrecklicher Skandal. Daß diese Studenten einen furchtbaren Qualm machen — sie rauchen aus ganz kurzen Pfeifen, ihren ‚brule-gueules' —, frappirte mich nicht so, als daß sie sich mit Stücken von Kohlköpfen ohne Aufhören warfen u. s. w. Wenn der Professor kommt, so klatschen die Studenten, aber nur um Lärm zu machen. Der Vortrag beginnt; es wird allmälig stiller im Raum, aber die Thüren oben knarren fortwährend, denn man kommt und

Digitized by Google

geht, wie man grade Lust und Langeweile hat. Spricht der Professor nicht laut genug, so ruft man: ‚Plus haut‘, und er spricht lauter. Hat Jemand eine Phrase nicht verstanden, so schreit er: ‚Encore une fois‘, und der Lehrer sagt das Letztgesagte noch einmal. Ist das Colleg dann glücklich zu Ende, so applaudirt man und lärmt, und der Professor nimmt sein schwarz-roth-goldenes Barett ab; denn die Herren kommen noch in Amtstracht, in langer schwarzer Robe, vorn mit breitem rothseidenen Rand besetzt. Ist der Mann endlich hinaus, so geht das Bombardement wieder los; das Ende ist wie der Anfang, dieselben Gemeinheiten, und halb zerquetscht erreicht man Thür und Hof; aber kein Mensch fühlt sich beleidigt.“

Dafür aber sind denn auch die Vorträge äußerst interessant, fließend und anziehend. Ein langweiliges Colleg in der École de médecine ist gar nicht denkbar. Wie viel baares Wissen, wie viel Gelerntes man aber aus solchem Colleg mit nach Hause nimmt, das ist eine andere Frage, die indeß doch auch für den Neophyten der Wissenschaft recht wichtig ist. Angeregt ist man jedesmal worden. Und das ist auch viel. Und so wollen wir denn auch die wilde Jugend laufen lassen. Es sind ja auch vierzig Jahre her. Nur eine kleine Revolution muß ich noch erzählen! Sie wirft, wenn sie auch nur eine umschriebene, nur eine medicinisch-studentische war, doch ein gewisses Streiflicht in das Quartier latin hinein.

Die Besetzungen der Professorenstühle werden, wie meistens in den französischen Lehranstalten, in der École de médecine ebenfalls durch öffentlichen Concurs, durch freien Vortrag und besonders durch Disputation vollzogen. Sie verlangen also tüchtige Kenntnisse, schnelle Gedankencombinationen und vor Allem eine gewandte, insinuirende Redeweise. Da diese



Digitized by Google

Verhandlungen alle öffentlich sind, so hat auch der „carabin“, der Student der Medicin, oft einen hohen Genuß dabei, wenn er, zumal als sinniger Deutscher, auch eine gewisse theatralische Regie dabei unmöglich verkennen kann. Die Prytanen von Cos in ihrer Amtstracht und von einer magischen Lichthülle, — das Licht kommt von oben in das Amphitheater, — umflossen und majestätisch dasitzend erinnern an den vor der Stadt Rom zur Zeit der Gallier paradirenden Senat oder an die Doctoren in der Turandot.

Grade so saßen die Hippokraten zusammen, aber in geheimer Sitzung am 9. Juli 1836. In langer Concurrenz hatten sich Breschet und Blandin um einen anatomischen Lehrstuhl beworben, Breschet damals schon zweiundfunfzig Jahre alt, Blandin viel jünger und außerordentlich liebenswürdig, aber dem Rivalen damals unbedingt noch nicht gewachsen. Die Studenten wollten den Blandin; zu hundert, zu tausend harrten sie auf dem Platz zwischen der Schule und dem gegenüberliegenden „klinischen Hospital“, stundenlang harrten sie und wurden ungeduldig, denn es war Essenszeit. Da kam um 6 Uhr die Kunde, Breschet wäre gewählt. — Und nun war es geschehen! Lautes Geschrei, Geheul, Gebrülle! Steine flogen klirrend und zerschmetternd durch die Fenster in das edle Gebäude; alles Bewegliche ward zu einem Projectil; ich sah sogar alte Stiefel durch die Luft fliegen. Das ging aber noch nicht arg genug. Die Männer vom Seineathen drangen dicht heran, und zerschlugen Alles mit den Fäusten; sie stürmten den Vorhof und suchten einzudringen in das geschlossene Gebäude. Zuletzt waren mindestens 3000 Studenten auf dem Platz und dem Vorhof; man konnte gar nicht fortkommen. Da erschien Orfila, der Decan; er wollte reden! „A bas, Orfila, à bas“, schrie man und der Decan verzog sich. Ein anderer Professor trat auf, und fing eine donnernde Stand-

Digitized by Google

rede an; aber er ward förmlich gemißhandelt, und nun verschlossen die Professoren die Eingänge. Jetzt wurden die Thüren mit Knüppeln und mit Stangen, förmlich in der Weise der Arieten, bearbeitet. Das Holz der Fenster ward in tausend Stücke zerhauen. Leider ward grade draußen gepflastert, und nun flogen Steine vom schwersten Kaliber gegen die Thüre, während die Professoren sich durch Hinterfenster aus der École herausflüchteten. Endlich brach die Thür! Mit Siegesgeheule drangen die „quartierlatinissimi“ in das Haus, schleppten die Ornate der Professoren heraus, zerrissen sie in Fetzen, machten sich von dem rothen Atlas Ehrenlegionsbänder, und warfen die Facultätsbarets hoch in die Luft, während von innen heraus man Krachen und Klirren vernahm, Spiegel und Tische wurden zerschlagen, und die Rudera davon als „spolia opima“ auf den Platz getragen. Wirklich, es war grauenerregend.

Endlich, endlich kam die bewaffnete Macht, berittene Municipalgarden mit gezogenem breiten Pallasch, die ganze Breite der Straße einnehmend, hinterher Infanterie. Langsam vorreitend, säuberten sie ohne einzuhauen den ganzen Platz. Wirklich sahen die prachtvollen Reiter imposant aus. — Die rohen Studentenhaufen flossen nach allen Seiten auseinander. Einige dreißig vorlaute Burschen wurden fortgeschleppt. — Und Breschet war und blieb Professor. In der folgenden Nacht wurden noch vierzig Studenten aus ihren Wohnungen herausgeholt nach Angabe einiger „mouchards“, Polizeispione, deren es damals viele unter den Studenten selbst gab, — und endlich blieb die École acht Tage geschlossen. — Dann aber ließ man die Gefangenen wieder los, öffnete die Vorlesungen wieder, und des Vorfalls ward nicht weiter gedacht. Aber ein ganzes Stück Commüne steckte präformirt in dem Cravall.

Ein anderer sehr wunder Punkt im Leben dieser Latiner

Digitized by Google

sind nun die vielen Sabinerinnen, mit denen sie, immer auf unbestimmte Zeit, Verträge machen, ohne daß es jemals eines „Raubes der Sabinerinnen" bedurft hätte. Nun, das mag auch besser geworden sein in den letzten Jahren. Und diesen Gemeinheiten und Tollheiten im Quartier latin gegenüber kann ich versichern, daß ich einige ganz treffliche Studenten auch in der Facultés de médecine, auch unter den Franzosen getroffen habe, und daß wir zusammen sehr fleißig gewesen sind. Sollte ein junger Student der Medicin nach Paris gehen wollen, um dort etwas zu thun und zu lernen, dem kann ich aus meinen Denkblättern von 1836, 7. Juni, folgende Notiz zur Nachahmung anbieten: „Von 6—8 Uhr Morgens viermal wöchentlich zu Roux in das Hotel Dieu; — von 8—10 viermal wöchentlich zu Lisfranc in die Pitié; einmal von 7—10½ in das Hospital S. Louis zu Gerdy und Alibert; dann dreimal wöchentlich von 11—12 in das Colleg von Ricord, — sechsmal in den Operationscursus von Malgaigne von 12—1; dann fünfmal von 2—4½ in die Augenklinik von Sichel, ausgenommen die drei Stunden von 3—4 Montags, Mittwochs und Freitags, wo ich zu Marjolins Vorlesung gehe. — Von 4½—5 Uhr esse ich zu Mittag. Dann arbeite ich im Cabinet de lecture bis 7 oder 7½ Uhr; darauf gehe ich bis gegen 9 Uhr (meistens bis zum Triumphbogen der Etoile), wo ich wieder zum Arbeiten gehe bis gegen 11 Uhr. — Die Lesekabinets sind eine sehr gute Einrichtung in Paris; man giebt monatlich fünf Francs; dafür hat man im Arbeitssaal alle möglichen medicinischen Bücher zum Arbeiten, alle Zeitungen und Journale; die Lesezimmer sind ganz still, man ist ungestört; im Winter ist Alles geheizt und beleuchtet, und bis 11 Uhr Abends benutzbar."

Und solch Arbeiten ist mir eine förmliche Wonne gewesen. Dazu gewährten Sonntage, Festtage und Ferientage so viele

Digitized by Google

beglückende Momente in Kirche, Kunst und Natur, — es war ein Götterleben damals vom Quartier latin aus.

Und zu solchem Götterleben rechne ich, — denn von weiteren medicinischen Schuleinrichtungen und ganz speciell zum ärztlichen Metier gehörigen Sammlungen, Bibliotheken u. s. w. darf ich hier doch wohl nicht weiter reden, — ganz besonders die Momente im Jardin des plantes, der mir, wenn auch nach seinem Vorgang und Muster so viele ähnliche Anstalten gegründet und von mir gesehen worden sind, dennoch immer die schönste Naturerinnerung für mein ganzes Leben geblieben ist und bleiben wird. — Ziemlich am Ende des fünften Arrondissements an der Seine gelegen, vor der Austerlitzbrücke, und eingefaßt von den Straßen Büffon, Geoffroy St. Hilaire und Cuvier, auf welche dann wieder von verschiedenen Richtungen her die Straßen Jüssieu, Linné, Blainville und Lacepède, sowie Daubenton und weiterhin Dumeril aufstoßen, bildet der Garten ein großes, schräge längliches Viereck, welches in zwei Längshälften zerfällt, in einen botanischen Theil und einen wirklichen zoologischen Garten, dessen freisinnige Benutzung wirklich alles Derartige übertrifft. — Natur und Kunstanlagen zum Verständniß der Natur sind hier in der schönsten Harmonie nebeneinander aufgepflanzt und ineinander verschlungen; Pflanzen und Thiere im vollsten Leben, Herbarien und zoologische Museen in conservirter Form stehen hier für Alle offen nach bestimmtem Usus. Der größte Gelehrte und das kleinste Schulkind, die Gouvernante und der Student, der Forscher und der Enthusiast, der Denker und der Träumer — sie alle scheinen hier fast ganz gleich berechtigt, und Jeder, der den Jardin des plantes zu seinen Zwecken besucht, bekommt bestimmt seinen Preis dabei heraus, ohne etwas dafür bezahlt zu haben. — Hat Jemand ganz besondere Zwecke und muß er dazu besondere Abtheilungen des mächtigen naturhistorischen Institutes

Digitized by Google

aufsuchen, so wird er, wenn die Sache überhaupt nur zulässig gedacht werden kann, bestimmt dazu Einlaß bekommen können.

Und hat er nun alle Abtheilungen, Alléen, Wege, Pflanzungen, Thierhürden u. s. w. übersehen, hat er die Skelette großer Walfische, — colossale Elephanten, den Hippopotamus, Alligatoren, Vögel, — die ganze Schöpfungsgeschichte möchte ich sagen, durchwandert, so bleibe er zuletzt noch, zumal wenn an einem schönen Sommertage die Sonne untergeht, unter der alten berühmten Ceder Jussieus, die er in seinem alten Hut vom Libanon mitgebracht haben soll, stehen, grade da wo Daubentons Denksäule an einen ächten, gottbegnadeten Naturforscher und Arzt erinnert, der das achtzehnte Jahrhundert gekennzeichnet und abgeschlossen hat, — Daubenton, geboren im Jahr 1716, gestorben am 31. December 1799. — Dort unter der Ceder ist es so andachtsvoll, wie in Notre Dame, und viel schöner als in aller Gothik und Renaissance. Ein „stilles Nachtgebet" rauscht denn wohl da oben in den Zweigen.

Jussieu's Ceder! — An einen ernsten, feierlichen Augenblick erinnert sie mich so eben. Ich finde ihn verzeichnet in meinen Pariser Gedenkblättern, — folgender ist es:

Wenn wir berühmte Namen von früher Kindheit her kennen und verehrt haben, ja wenn wir wissen, daß sie schon unsern Voreltern bekannt waren, so wissen wir doch manchmal nicht, ob die berühmten Träger dieser Namen noch leben, oder schon gestorben sind. Wir ehren eben ihren Namen, wir feiern ihr Andenken, und so sind sie eben unsterblich auch bei uns. — Es war also am 19. September 1836; — „eben kam ich von der Salpetrière zurück; da hörte ich gedämpfte Trommeln; ein Leichenzug kam langsam bei der Pitié um die Ecke und bewegte sich längs des Jardin des plantes. Voran

Digitized by Google

gingen zwei Tambours mit beflorten Trommeln, die dann und wann einen leisen Wirbel anschlugen. Dann kam ein Detachement Soldaten, angeführt von einem Officier, dann der Leichenwagen mit dem Sarg, vor dem Jeder den Hut abnahm, eine schöne Sitte, die überall in Paris herrscht. Nun folgten die Professoren (des ganzen Quartier latin) und andere Männer in (Hof-)Uniformen, darauf eine Menge Dekorirter, und zum Beschluß eine Reihe von Trauerwagen. Das Ganze machte sich so gewaltig ernst und war ergreifend; ich fühlte so tief, daß es wohl das letzte Mal war, daß der nunmehr gestorbene Mann durch das tosende Paris zog. — Wer ist der Todte? fragte ich einen neben mir Stehenden. Er antwortete ganz kurz: ‚Es ist der Professor Jussieu.'"

Es war grade in der Rue Jussieu.

Jussieu? Nun, der Fremde konnte ja kaum wissen, daß Antoine Laurent de Jussieu noch bis zum 17. September gelebt hatte, und zwei Tage darauf begraben ward? Denn der berühmte Botaniker war schon im Jahr 1748 geboren, war schon 1770 Professor der Botanik am Jardin des plantes geworden, von wo aus er nun, obwohl er unterdeß manche andere ehrenvolle Stellungen eingenommen hatte, im Jahr 1836 seine letzte Excursion zum Friedhof antrat, der würdige Erbe einer großen botanischen Hinterlassenschaft von drei ihm vorangegangenen Jussieu's, aus welcher Hinterlassenschaft er das schon von Bernard J. angelegte botanische „System von Trianon" abrundete, und aus Linné's künstlichem System ein natürliches herausschuf. — Und doch reicht Niemand an den großen Schweden!

Damit könnte ich die Bewegung verlassen, die die Medicin dem Quartier latin giebt, wenn ich nicht beim Gedanken des Leichenzuges von Jussieu zwei Namen genannt hätte, die doch von großer Bedeutung sind, und nimmermehr, zumal da ich

Digitized by Google

sie genannt habe, unerwähnt übergangen werden dürfen. — Der eine gehört dem Hospice de la Pitié, der andere dem Hospice de la Salpetrière an, wobei wir dann auch noch des Findelhauses neben dem Observatorium gedenken müssen.

Oder wir wollen mit dem Findelhaus anfangen, und dann durch die Pitié nach der Salpetrière wandern. Das ist aber ein sehr ernster Gang, — Leid und Weh vom Anfang bis zu Ende. Und wer Paris nur um der Kunst willen, um des Genusses willen aufsucht, der gehe nicht mit mir.

Als bei zunehmender Größe von Paris und umsichgreifender Sittenlosigkeit in allen Ständen der Gesellschaft Armuth und Entartung besonders unter den untersten Volksklassen zu furchtbarem Umfang anschwoll, tauchte der eigentliche Gründer oder doch Regenerator der inneren Mission auf, der später kanonisirte Vincent de Paula aus Pouy in der Gascogne, ein wunderbarer Mann, wie es kaum je einen zweiten gegeben hat. Drei Werke sind es besonders, die er gegründet hat, den Lazaristenorden, den Orden der Sœurs de charité, von dem wir vielleicht weiter unten noch reden werden, und das Findelhaus, von dem wir jetzt reden.

Das Hospice des Enfants assistés liegt ganz am Ende der Rue d'enfer neben dem Observatorium und enthält gegen 500 Betten. Dem Publicum ist es verschlossen. Aber doch kann man als Student, wenn man sich als solcher mittelst seiner Studentenkarte legitimirt und die sœurs bescheiden um Einlaß fragt, das Gebäude betreten; und die wackeren Schwesterseelen, die dort Alles besorgen, führen den theilnehmenden Besucher gern durch die ganze Anstalt, bei welcher Gelegenheit man sogar in meiner Studentenzeit in Baron's Kinderklinik hineinhospitiren konnte. — So kam es denn, daß ich im December 1836 die Anstalt mehrere Male besuchte.

Mein erster Besuch war am 8. December, schon vor

Digitized by Google

8 Uhr Morgens. Da heißt es in meinen Notizen: „Heut Morgen ging ich mit Haßler (einem lieben Schweizer Arzt) zu den ‚enfants trouvés', und es hat mir ordentlich die Brust durchzuckt. Das Findelhaus ist ein großes Gebäude, nicht weit von der Sternwarte. Man geht über einen Hof und tritt dann auf eine Diele. Da steht eine Statue von S. Vincent de Paul, wie er eben Kinder aufnimmt. Vor ihm war noch kein Findelhaus in Paris; da jammerte ihn der armen hülflosen Würmer, und er ging Tag und Nacht durch die Straßen, und suchte, ob er nicht welche fände, die seiner Hülfe bedürften, und er mag wohl recht Viele gefunden haben. — Aber Sonntags predigte er für die Kleinen, und er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten, und Alle fühlten Erbarmen, und bei Hofe haben sie geweint. Und da erhob sich bald jenes Gebäude, und der Segen des frommen S. Vincent blieb nicht aus. In großen Sälen standen in hübscher Ordnung zwei lange Reihen von Wiegenbettchen, und in jedem ein ganz kleines Kind sauber eingewickelt wie ein Weihnachtsgeschenk. Das sah so eigen aus. Es war ein allgemeines Schreien; denn wenn Eins anfängt, fangen sie Alle mit an; und sie schreien oft, denn sie haben keine Mutter, sondern nur einen Vater, und das ist Gott. Freilich geschieht im Hause Alles, was nur immer geschehen kann, für die Kleinen; aber Mutterliebe ist doch immer ein ganz besonderer Engel, der das kleine Wesen unter seine Fittige nimmt, daß ihm nichts Uebles widerfahre; das Gebet einer Fremden mag wohl auch zu Gott dringen; aber das Flehen einer Mutter ist doch wohl stärker. — An einem Kamin stand ein großer Tisch; der lag voll Kinder von der letzten Nacht; die wurden gewaschen und gewickelt, und in ein Bett gelegt; da schwiegen die kleinen Schreier und schliefen ein, und das war nett. An der Hausthür ist ein Fenster, wo die Kinder des Nachts hineingeschoben

Digitized by Google

werden. Es werden jede Nacht etwa zwölf bis sechszehn aufgenommen, wie man mir gesagt hat. Aber die Sterblichkeit ist auch sehr groß, und eine Mutter, die ihr Kind dahin bringt, mag sich nur immer sagen können, daß sie es nicht wieder zu sehen bekommt. Wie muß einem Mädchen zu Sinne sein, wenn es so sein Kind in die Schürze nimmt und nun durch die Regennacht dahinschleicht zu den ‚enfants trouvés', um das Kind abzugeben! Man mag sagen, was man will, sie ist doch immer Mutter, und manches Herz mag da wohl gräßlich zerrissen werden. Da steht die Unglückliche vor dem verhängnißvollen Fenster; da drückt sie noch einmal einen Kuß auf das Kind, und legt es in das Fenster. Das Fenster schlägt zu, — sie hat kein Kind mehr, und geht allein durch die öden Straßen nach Hause."

Damals wurden jährlich 6000 Kinder in das Findelhaus gebracht. Heute sind es deren bedeutend mehr.

Viele Kinder werden mit einem Zeichen abgegeben. Diese können jederzeit reclamirt werden; doch wird dann ein gewisses Pflegegeld gegeben. Nur die ganz kleinen Kinder bleiben in der Anstalt. Später werden sie auf das Land gegeben und dort weiter verpflegt. Die Organisation des Hauses ist der Art, daß man die Kinder nie aus dem Auge verliert.

So ist der Anfang eines traurigen Lebens.

Und seine Mitte? Nun darüber mag uns die Pitié Auskunft geben, während wir in der Salpetrière sein Ende sehen werden. Diese Zusammengruppirung ist selbst historisch begründet; alle drei Institute stammen aus demselben Jahrhundert; alle drei sind mehr oder minder Emanationen der Zeit des edlen S. Vincent de Paul, welche vom Cardinal Richelieu verkörpert wurden.

„La Pitié" ist mithin schon ein älteres Hospital, im Jahr 1612 gebaut. Nach dem Hôtel Dieu wohl das größte in

Digitized by Google

Paris und auf dem linken Seineufer (mit der Charité, 1602 gegründet) wohl das populärste, ist es recht eigentlich das Krankenhaus des Quartier latin, und findet sich central im fünften Arrondissement. Seine Kliniken werden stark frequentirt von der studirenden Jugend und bieten des Instructiven, da ja nun einmal solche unglückliche Kranke in den öffentlichen Hospitalen auch Objecte der docirenden Wissenschaft sind, gar viel, — zumal da die Stellungen an der Pitié sehr begehrt werden und immer mit den tüchtigsten Männern besetzt sind. Ich würde ein Unrecht begehen, wenn ich aus damaliger Zeit nicht wenigstens einen Namen nennte, den Namen Lisfranc, den Chef der Frauenstation und einen eminenten Chirurgen. Er war eben kein feiner Mann und gegen seine Collegen von der École de médecine sogar maßlos grob, aber gegen die Kranken bieder und gut, auch meistens schonungsvoll. Bei den Krankenbetten selbst machte er nur kurze Bemerkungen; „notez ce numero“ hieß es aber oft. Dann hielt er in einem besonderen Auditorium über das Gesehene mit hinreißend lebendiger lauter Stimme und klarer Redeweise einen zusammenhängenden Vortrag, so daß man jedesmal eine oft nur kleine, aber immer abgerundete Monographie zu hören bekam. — Nur die deutschen Gelehrten konnte er nicht leiden. Ich hörte ihn einmal furchtbar donnern und schimpfen — und er schimpfte immer wie ein Rohrsperling —, daß die Deutschen Alles eintheilten und so ängstlich anordneten: „Ce sont ces maudites rêveries allemandes“, rief er aus, sprang auf und lief davon unter donnerndem Applaus. Aber so sind sie manchmal an der Seine, wenn sie uns nicht nachkommen können im Denken. Hatte doch der damals so berühmte Rostan in seinem Handbuch „Cours de médecine clinique“, welches wir im Quartier latin Alle benutzten, im ersten Band S. 37 in einer Anmerkung unten drucken lassen: „Il est vraiment af-

Digitized by Google

fligeant de voir les efforts, que l'on fait depuis peu pour introduire en France le platonisme, le kantisme et toutes ces rêveries Allemandes", welchen blödsinnigen Passus ich denn auch in meinen Notizen von damals ganz gehörig heimgeleuchtet habe. Die meisten Gelehrten an der Seine kannten uns damals gar nicht. Als ich einmal einen alten derartigen Gelehrten in einer Soirée ad absurdum führte, meinte er lachend: „Diese verteufelten Deutschen wissen doch wahrhaftig mehr, als wir denken." Deswegen ist ihnen ja auch Alexander von Humboldt etwas Unbegreifliches gewesen. — Als ich studirte, waren in Paris 1250 Aerzte und 300 Apotheken. Alle kannten sie das Metier, ja! aber von den „rêveries Allemandes", einem humaneren Denken und Wissen der Deutschen mögen sie sehr wenig gekannt haben.

Auch von kranken Studenten der Medicin wird die Pitié besucht, wo sie allerdings eine besondere Rücksicht genießen, noch viel mehr aber von den erkrankten Sabinerinnen im Quartier latin. — Auf französischen und auch auf deutschen Theatern wird so oft von leichtsinniger, unglücklicher Jugendliebe gehandelt, — warum soll nicht einmal auch solche unglückliche Geschichte von der Bühne der Pitié erzählt werden? — Ein junger Mann aus einer sehr angesehenen Provinzialfamilie studirte damals in Paris. Er hatte mit Niemand Umgang und vermied auch alle Annäherung von jungen Freunden. Mit ihm wohnte ein junges Mädchen von der vollendetsten Schönheit. Der Vater des jungen Mannes erfuhr das Mißverhältniß und befahl dem Sohn, nach Hause zu kommen. Die Beiden aber konnten sich im Leben nicht mehr trennen. Sie schlossen sich ein und machten ein Kohlenfeuer an. So erwarteten sie den Tod. — Er sank zuerst entseelt zurück. — Da rafft sie sich entsetzt auf und stürzt gegen die Fensterthür des Balkons. Das Klirren eines zerbrechenden Fensters, in

Digitized by Google

das das Mädchen hineingestürzt ist, machte die Leute in der Straße hinaufschauen und hinauflaufen. Die Polizei erbricht die Thüre und findet Beide ausgestreckt am Boden liegen. Er ist wirklich todt; sie ist im Sterben; ihr Fuß ist am Kohlenfeuer verbrannt; am Körper sind einige leichte Brandflecken von umhergeworfenen Kohlen.

Sie kam nach der Pitié; dort sahen wir sie in der Klinik! Sie war ein lebender Abguß der melischen Venus, aber ein ergänzter, mit wunderbar schönen Armen. Ihre Wunden waren nicht bedeutend, aber sie war während vierzehn Tagen geisteskrank. Dann ward sie, an Leib und Seele wiederhergestellt, entlassen und ging — Gott mag wissen, wohin? Ein verlorenes Weib gewiß, und doch so wunderschön!

„Renvoyée aux incurables!“ Wenn Lisfranc das Wort an einem Bett ausrief und dann stoisch weiterging zum nächsten Bett, so war das auch tragisch. — Wir wollen einer solchen unglücklichen „renvoyée“ einmal nachgehen zu den „incurables“, welche gar nicht fern von der Pitié einquartiert sind. Denn das Hospice de la Salpetrière liegt gleich hinter dem Jardin des plantes, vor welchem sich ja die Pitié ausdehnt.

Die Salpetrière, eine Pflegeanstalt für unheilbare Frauen, ist das größte Siechenhaus der Welt. — Es enthält 4500 Schlafstellen, von denen ungefähr 1400 Plätze für unheilbare Geisteskranke, Idioten u. s. w. bestimmt sind, die anderen für Arme, Altersschwache oder Kranke mit unheilbaren Krankheiten. Aus dem ungeheuren Etablissement ragt gleich vorn, wenn man eben den Eingang durch die Umfassungsmauer hinter sich hat, die hübsche Kuppelkirche heraus, an welche sich dann in mehr oder minder engem Zusammenhang die Baulichkeiten, über vierzig Gebäude, anlehnen. Baumreihen und Gartenanlagen ziehen sich überall umher.

Das erste Betreten dieser merkwürdigen Krankenstadt ist

Digitized by Google

erschütternd, das Durchwandern derselben ergreifend, das Verlassen tröstend!

Wenn man eben den ersten Raum beim Betreten der Salpetrière hinter sich hat, so sieht man natürlich — und doch überrascht das — überall Frauen, Frauen, Frauen! Bald sind es uralte Mütterchen, bald noch ziemlich junge, blasse Erscheinungen; — dort sitzen sie friedlich nebeneinander unter Bäumen, bald humpeln sie paarweise oder einzeln dahin, Viele an allen nur denkbaren Krücken sich schleppend. Man sieht viele mürrische Gesichter, gar viele stumpfsinnige, aber auch eine Menge der fröhlichsten Mienen. Sie plaudern, flüstern, lachen, murren miteinander; nur zanken dürfen sie nicht, oder gar sich schlagen, sonst werden sie consignirt. — An einem schönen Sommermorgen sieht diese aus dem Schiffbruch des Lebens gerettete Frauenwelt ganz wunderbar aus, — lange nicht so traurig, als man es sich denken sollte.

Nicht so in den eigentlichen Krankensälen! Hier wird es auch dem Muthigsten ernst und schwer zu Sinne. — Ganze Bettreihen mit unheilbaren Krebskranken, die unter Qualen auf den Tod warten! Ganze Bettreihen von Gelähmten, die alle gefüttert werden wollen, weil sie die Arme nicht mehr gebrauchen und sich sonst nicht helfen können! Ganze Bettreihen von sonstigen Invaliden, denen zwei oder drei Sinne ganz fehlen! Und nun geht die Kategorie solcher Einzelnmisère in die Hunderte, in die Tausende hinein! Ja, das ist ergreifend, erschütternd.

Und nun die helfende Menschheit dabei, so ein Cruveilher, solche „sœurs de charité“!

Am allerwenigsten kann ich mich hier auf eine Biographie von Cruveilher einlassen, zumal, wenn ich seinen wissenschaftlichen Werth hervorheben will. Aber Cruveilher, den humanen, herrlich-christlichen Mann darf ich hier gewiß nicht ver-

Digitized by Google

schweigen. — Ich hatte ihm im Herbst 1836 einen warmen Empfehlungsbrief von Lallemand, dem berühmten Chirurgen in Montpellier, welchen ich in den damaligen Ferien bei Metz kennen gelernt hatte, abgegeben am 15. September, und schon am 17. d. M. durfte ich ihn auf seinem Posten in der Salpetrière aufsuchen. Er selbst führte uns, ein sehr kleines Auditorium von Deutschen und Engländern, durch die Schlafstellen der Unheilbaren. Er war damals fünfundvierzig Jahre alt, ein so feiner, so anständiger, so gewandter französischer Gentleman, daß er mir wirklich eine höchst angenehme Erscheinung war. Was hatte der unermüdliche Mann zu thun! „Morgens früh muß ich Conferenzen halten (denn er war auch praktischer Arzt), — dann muß ich in die Tuilerien (denn er war „médecin du roi"), — dann in die Salpetrière (wo er unter anderem den Stoff sammelte zu einer pathologischen Anatomie), — dann zu Vorlesungen in die École (denn er war auch Professor), — dann durch die Stadt practiciren (denn das Viertel S. Germain konnte ohne ihn nicht gesund und nicht krank sein). Wie glücklich sind Sie in Deutschland" — so fuhr er mit mir am 15. September redend fort —; „dort kann ein Professor seinem Amte, seinem Wissenschaftszweige ganz einzig und allein leben! Darum sind Sie auch viel gründlicher, viel exacter, als wir in Frankreich!" Er hatte Recht! — Aber wie herrlich war der Mann aus dem Viertel von S. Germain, der Hofarzt aus den Tuilerien, wie war er herrlich inmitten der Noth, des Elendes, der Armuth in der Salpetrière! Das läßt sich gar nicht schildern. Ich begriff selbst bei ihm das Eine, was ich nicht begreifen konnte zwischen all den ungeduldigen Krankenseelen, — bei ihm begriff ich es, daß er nie ungeduldig wurde und nie schalt, sondern nur explicirte und zurechtwies. — Und als ich nun später, noch am Morgen meiner Abreise von Paris



Digitized by Google

(30. März 1837), in einem Literaturblatt eine Anrede von ihm bei Eröffnung seiner Vorlesung in der École las: „Sur les devoirs du médecin", da nahm ich mit mir auf meinen Lebensweg das Bild eines ächten, christlichen und fein ausgebildeten Arztes. — Und als ich nun jenseits des Meeres zu Rio de Janeiro in meinen eigenen Hospitalsstellungen wieder die Sœurs de charité aus der Salpetrière, aus den anderen Pariser Hospitalen, aus dem Findelhaus traf — denn diese lieben Menschenkinder sind überall dieselben —, da mußte ich auch des edeln Cruveilher gedenken, zumal dann, wenn ich einmal — ungeduldig werden wollte, wie meine Leser es gewiß schon längst geworden sind. Und ich verdenke es Niemandem, wenn er vom glänzenden Paris zu lesen erwartet, und nun eine lange Episode vom Anfang, von der Mitte und vom Ende menschlichen Elendes daselbst anhören mußte, vom Findelhaus, von der Pitié und von der Salpetrière. Genug also der Hospitale und der Schulen und der Gelehrsamkeit im Quartier latin.

Und doch dürfen wir noch nicht scheiden von dem berühmten Quartier, in welchem schon in vorchristlicher Aera die Eroberer aus Latium sich festgesetzt haben, in welchem selbst römische Kaiser ihre Residenz aufschlugen.

Wenn wir an der Westseite der Sorbonne, die wir ja schon kennen, die nach derselben benannte Straße hinuntergehen in der Richtung nach der Seine, so stehen wir plötzlich vor einer Mauer und einem hinter derselben jenseits eines Hofes aufsteigenden Gebäude, dessen alte Gothik uns in Paris doch gar zu fremdartig vorkommt und uns viel eher nach einer alten deutschen Reichsstadt in Franken oder Schwaben hinversetzt. Noch seltsamer und noch anziehender aber wird uns das gothische Schlößchen, wenn man uns sagt, daß wir hier auf ächt römischen Substructionen stehen, ja daß an dem

Digitized by Google

Gebäude und mit demselben engverbunden sich noch die Reste des römischen Kaiserpalastes und der alten Thermen vorfinden. Wirklich stehen wir vor dem Hôtel de Cluny und dem Palais des Thermes, einem ganz besonderen Kleinod von Paris, welches vor vierzig Jahren noch im Privatbesitz und so eng eingeschlossen war, daß es mehr eine Sage als ein wirklich existirendes Schloß zu sein schien. Seitdem ist es von der Regierung angekauft und von freieren Straßen umzogen. So kommt es denn von außen zur vollsten Anschauung und birgt in seinem Innern eine höchst interessante historische Sammlung.

Bevor man den Bau betritt, thut man wohl, ihn vom Boulevard S. Michel (oder Sebastopol) zu betrachten, von welchem er durch ein Gitter getrennt ist. Auf den ersten Blick erkennt man dort die römische Natur des alten Baues, der in einem Garten steht und von Gebüsch und Bäumen hübsch umdüftert ist. Freilich bietet diese römische Ruine nicht allzuviel. Aber doch erkennt man einzelne Abtheilungen, Gemächer u. s. w., die es freilich nach meiner Ansicht unentschieden lassen, ob hier wirkliche Thermen oder ein Kaiserpalast oder Beides gewesen ist. — Thermen und ein Amphitheater bauten sich die Römer gleich überall, wo sie sich ansiedelten. Von einem letzteren hat man noch in neueren Zeiten bei Bauten und Straßenanlagen Reste unter der Erde gefunden. Und ich meine, daß selbst der Name der Rue S. André des arcs, die fast immer des arts geschrieben wird, mit irgend welchen verschwundenen Römerbogen zusammenhängen mag.

Im fünfzehnten Jahrhundert erhielten die reichen Aebte der angesehenen Abtei von Cluny (Dep. de Saone et Loire), aus welcher Benedictinerabtei auch Gregor VII. hervorging, die Erlaubniß, sich ein Hotel in diese Ruinen hineinzubauen als Absteigequartier, wenn sie Paris besuchten. So entstand



Digitized by Google

das reizende gothische Schloß. Da sie aber nie nach Paris kamen, so ward das Gebäude von der vornehmen Welt, selbst vom Hof benutzt und bewohnt. Hier lebte Marie von England, Wittwe des zwölften Ludwig, deren Zimmer noch heute „la chambre de la reine blanche“ heißt, denn die französischen Königswittwen trauerten damals in weiß. Jacob von Schottland feierte dort seine Hochzeit mit der Tochter des ersten Franz, Magdalene. Dort wohnten auch der Cardinal von Lothringen, der Herzog von Guise u. s. w. Doch scheint das Schloß nie glückliche Insassen gehabt zu haben. — Die Revolution riß es an sich; und dann, von unbekannteren Personen bewohnt, schien es dem Verkommen geweiht. Glücklicher Weise ward sein hoher Werth von einem tüchtigen Alterthümler erkannt, einem Herrn von Sommerard, der es im Jahr 1833 an sich brachte und darin seine Sammlungen aufstellte und dem alten Inventarium einreihte. In den nächsten neun bis zehn Jahren war das Hotel eine wahre Schatzkammer. Als der Besitzer 1842 gestorben war, kaufte die Stadt das ganze Besitzthum von dem jungen Herrn Du Sommerard. Schon damals bestand die Sammlung aus 4000 Nummern. Seitdem ist sie aber in das Unbegreifliche angewachsen.

Ueberrascht demnach das Hôtel de Cluny schon durch sein äußeres Ansehen, schon durch seine Vormauer mit gothischen Zinnen und hübsch ornamentirten Thüren, dann durch seinen Vorderhof, wo an dem Gebäude die hübschste Gothik von unten bis oben hinaufsteigt, die Giebelfenster, eine prächtige Gallerie und selbst noch die Schornsteine schmückt, so ist es erst gar überraschend in seinem Innern. Man tritt in ein reich mit allem nur denkbaren Schmuck, Hausrath u. s. w. decorirtes Landgrafenschloß, in eine förmliche Welt von alter Zeit, von Mittelalter, von Renaissance und wunderlichem Ro-

Digitized by Google

coco, und man begreift es nicht, daß Einem statt der überall sich befindenden Staatscustoden nicht alte Ritter, Chatelainen, Knappen und Edelknaben entgegentreten. — In einem Museum glaubt man am allerwenigsten zu sein, denn wenn auch Alles, — Tische, Fenster, Gesimse u. s. w. — außerordentlich voll besetzt ist mit Gegenständen, so scheinen diese doch ohne pedantische Anordnung grade dort zu stehen. Nur einzelnes liegt in Glaskasten und ist unter einer sorgsamen Hut. So wandelt man durch eine Menge Zimmer, Corridore, eine Treppe hinauf u. s. w., und beschaut Heidnisches und Christliches, Weltliches und Kirchliches, letzteres besonders in der Hauskapelle, deren Gewölbe sich architectonisch wunderhübsch auf eine Mittelsäule herabsenkt.

Irgendwelche Specialität aber besonders aufzuführen oder auch nur zu benennen ist mir unmöglich. Gehen die Beziffe-rungen solcher culturhistorischer Gegenstände hoch in die Tausende hinauf, so muß man sie eben nur im Allgemeinen andeuten, aber der Besucher sie sich ganz speciell anschauen. Unbedingt ist die Sammlung und das Schloß in der Rue du Sommerard eine der interessantesten Besuchsobjecte in ganz Paris.

Dem gothischen Schloß darf ich wohl hier eine alte vortreffliche gothische Kirche anreihen, die dicht hinter dem alten Palais des thermes liegt. Das ist die Kirche S. Séverin mit dem Portal der ehemaligen Kirche S. Pierre-aux-bœufs, und einem alten, einfachen Thurm. S. Séverin ist vom zwölften bis sechszehnten Jahrhundert gebaut, und hat meines Erachtens das schönste gothische Mittelschiff in ganz Paris, an dessen luftig auffsteigenden Wölbungen ich mich als Student gar oft erfreut habe. Nun aber, nach vierzig Jahren, fand ich sie sehr restaurirt und neu aussehend; auch war viele Kunst, Bilder u. s. w. hinzugefügt, — recht hübsch Alles, aber die

Digitized by Google

alte aerugo nobilis war ihr genommen, und kaum noch ist sie die alte S. Séverin. Man sehe sie aber doch ja an; sie ist und bleibt höchst anziehend.

Und Aehnliches möchte ich, wenn wir nun wieder die Rue S. Jacques aufwärts bei der anmuthigen Sorbonnekuppel vorbeigehen, von der leicht und luftig gebauten Kirche S. Etienne du mont sagen, „auf dem Berge" zubenannt im Angedenken an die ehemalige Stephanskirche vom Jahr 365 neben Notre Dame auf der Insel. Im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts angefangen, bietet sie an ihrer Façade ein seltsames Gemisch aller nur zulässigen Bauelemente, und an ihrer Nordseite einen hohen gothisirenden Thurm. Doch ist das Ganze keineswegs unschön.

Luftig und durchsichtig werden die Schiffe von schlanken Säulen getragen, ein heller, freundlicher Kirchenraum, ringsum durch maßvolle Glasfenster erleuchtet. Einen ganz besonderen Reiz gewähren der Kirche zwei um zwei Säulen sich in zwei vollen Windungen herumschlängelnde und theils zu einer Tribune, die in der vollen Quere das Mittelschiff durchschneidet, theils zu einer hoch oben in der Kirche und durch die ganze Kirche hin verlaufenden Gallerie hinaufführende Steintreppen. Aber die ganze Kirche ist ein gar anmuthiges Schmuckkästchen, eine niedliche Zusammenstellung kirchlicher Nippsachen. Nur fand ich auch hier nach einer Abwesenheit von vierzig Jahren die Abputzung etwas zu geleckt. Nun, meinetwegen. Und am Ende muß die Kirche ein für alle Mal das Schmuckkästchen unter den Pariser Kirchen bleiben, das hat nun einmal seinen besonderen Grund. Denn neben einigen berühmten Männern ruht in dieser Kirche, in einer ganz besonderen Kapelle, die heilige Genoveva, Sainte Généviève. Und dieser Heiligenname bezeichnet ein für alle Mal Alles, was es nur Liebes, Gutes, Frommes, Treues und Heiliges im Himmel und auf Erden

Digitized by Google

geben kann. Die Pariser Frauen, Mädchen und besonders die Kinder wissen reizende Geschichten von der lieben Jungfrau aus Nanterre zu erzählen. Im Sommer treiben sie sogar einen kleinen Speculationskultus mit der lieben Genoveva. Bei schönem Wetter und wohl an bestimmten Heiligentagen bauen sie sich an irgend einer freundlichen Straßenecke, einem lichten Platz, vor einem öffentlichen Garten u. s. w. eine kleine Kapelle, hübsch aufgeputzt, nett, rein und recht bunt, davor zwei Lichter, die sie möglichst brennend zu erhalten suchen. „Ah, Monsieur, un sou pour la petite chapelle!“ heißt es dann bei den kleinen vergnügten Kindern, — und man giebt ihnen schon das erbetene Geldstück und darf dafür „la petite chapelle“ ansehen. Und wenn man sich dann darüber freut, sind die Kinder ganz selig darüber.

Besonders aber muß man in „S. Etienne auf dem Berge“ die Kapelle besehen, in welcher die Schutzheilige von Paris begraben ist. Bestimmt wird man diese Kapelle schon an der Menge der dort brennenden Lichter erkennen. Sie bildet einen berühmten Wallfahrtsort, zumal für Frauen und Mädchen in vielen Seelenangelegenheiten. Jede steckt dann der Heiligen eine Kerze an; zu manchen Zeiten schwimmt die ganze Kapelle in Lichterglanz.

Die gute heilige Genoveva! Ein langes, bewegtes Leben hat sie zu führen gehabt! Und nachher hatte sie nicht einmal im Tode Ruhe. Besonders soll sie viel Mühe und Noth mit Attila gehabt haben. Mit Bestimmtheit sagte sie, daß er Paris nicht einnehmen würde. Und wirklich kam der furchtbare Hunne nicht so weit. Damit verbindet man die Sage, Genoveva sei selbst rüstig und muthig ihm entgegengezogen und habe ihm im Namen Gottes verboten, weiter zu gehen. Da wollte der Hunne sein Schwert zücken und die fromme Genoveva, die vor ihm betend niedersank, enthaupten; aber

Digitized by Google

das Schwert ging nur halb aus der Scheide, und der wüthende Attila erkannte eine Uebermacht darin. Bei Chalons an der Marne ward er dann besiegt, und das Bauermädchen von Nanterre ward die Schutzheilige von Paris. Nachher hatte sie mächtigen Einfluß auf Clodwig und die Frankenbekehrung. Bald nach Clovis starb sie im hohen Alter von vierundachtzig Jahren. Ueber ihrem Grabmal ward eine Genovevakirche erbaut, welche im Lauf der Jahrhunderte verfiel, so daß die Heilige nach Stephan auf den Berg gebracht ward.

Aber doch sollte die Genovevenkirche herrlich wieder erstehen. Als Ludwig XV. einmal sehr krank war, that er der Heiligen ein Gelübde. Er genas und ließ nun nach des Baumeisters Soufflot Plänen im Jahr 1764 das heutige Pantheon anfangen und vollenden, wofür 34,000,000 Franken verausgabt wurden.

Die Genovevakirche oder das Pantheon ist unbedingt eins der edelsten Gebäude, die im achtzehnten Jahrhundert errichtet sind. Auf dem höchsten Punkt vom Quartier latin gelegen und hervorragend über ganz Paris, kann es der Juwel unter den modernen Bauten der Seinestadt genannt werden, ein herrlicher Kuppelbau, wie es kaum einen zweiten in der ganzen Welt giebt, in welchem die herrlichsten römisch-griechischen Bauelemente harmonisch verschmolzen sind. — Ruhe, Friede, Majestät ist sein Character. Und doch haben um den eben zu hundert Jahre alten Bau und durch ihn hindurch schon furchtbare Zeiten gehaust. — Schon im Jahre 1791 machte man aus der Genovevakirche ein Pantheon, in welchem das bluttriefende Frankreich den Götzen seiner Selbstbewunderung anzubeten beschloß. — „Aux grands hommes la Patrie reconnaissante“ ward unter das Giebelfeld gesetzt, und dasselbe allerdings herrlich mit Sculpturen von „grands hommes“ geschmückt, Civil und Militär, während in der Unterkirche zu

Digitized by Google

den dort bereits beigesetzten wirklich großen Männern noch einige viel größere Schufte hinzugefügt wurden. — Bald nach der Restauration ward aus dem Pantheon wieder eine Kirche (1822) — aber nach acht Jahren ward wieder aus der Kirche ein Pantheon, bis dann unter Napoleon III. aus dem Pantheon eine Kirche ward.

Im Jahr 1836 stand ich zuerst vor dem herrlichen Bau, betrat zuerst sein Inneres, und hatte damit den majestätischsten Architectureindruck, den ich bis dahin gehabt hatte, etwa die Dome von Speier und Magdeburg ausgenommen, die ja auch etwas ganz anderes sind. Die Westminsterabtei und die Peterskirche so wie die Florentiner Domkuppel habe ich viel später gesehen. — Die schöne Freitreppe von 15 Stufen, das großartige Peristyl mit seinen 22 cannelirten Säulen, jede 60 Fuß hoch, — das allein schon machte einen unaussprechlichen Eindruck! — Und nun gar erst das Innere. — Damals war weder von großen Männern noch von katholischen Kirchenemblemen eine Spur zu bemerken. Keine Abtheilung, kein Gitter, kein Kirchenstuhl, — Nichts, Nichts unterbrach den völlig einheitlichen Raum! Alles war renovirt, so rein, so klar, so hell, — der herrliche überreiche Stuck, eine ganz besondere Zierde im Pantheon, schimmerte wie Marmor. Und in der Mitte stieg der Raum so himmelan, 256 Fuß hoch, in die Kuppel hinauf, aus der von oben wieder das Prachtgemälde von Baron Gros herunterdämmerte, — kein Mensch, keine Seele, kein Athmen, kein Rauschen im Tempel, fast einem orientalischen Märchen vergleichbar! Seltsam! Doch war ein Mensch in der Kirche außer dem Führer! Grade unter der Kuppel stand im prächtigsten Nationalcostüm — der alte griechische Fürst Michael Sutzos, der Genosse Alexander Ypsilanti's, mit dem er das erste: *Λευτε παιδες των Ελληνων* gesungen hatte. — Und nun mag ich das Pantheon auch

Digitized by Google

nicht weiter beschreiben. Muß man es doch wirklich selbst sehen.

Wer oben von der Laterne des Pantheon vor vierzig Jahren Paris übersah und es im Jahr 1875 wieder überschaute, der muß doch mächtig staunen, wie ungeheuer sich die Stadt seitdem ausgedehnt hat. Wenn man nicht so manche klassische Gebäude und manche Gärten von oben wieder erkennte, würde man beim Ueberblicken all der neuen Quartiere und der grünenden Baumalleen, der grünenden Gärten und Plätze wohl ausrufen: „Ja, das ist das neue Paris, — wo aber ist denn das alte geblieben?“

Wer aber ein klein wenig Interesse hat für einen alten Studenten aus dem Quartier latin, der wird es begreifen, daß so ein Mensch, wenn er nach vierzig Jahren einmal wiederkehrte, und trotz mancher Wanderungen in drei Welttheilen dennoch ebenso rüstig, wie früher, die vielen Stufen bis zur Laterne hinaufgekommen war, die hohe Stellung dicht unter dem Himmel dazu benutzte, um dem grundgütigen Gott droben im Himmel demüthig seine Visitenkarte abzugeben. Es mögen nicht eben viele junge Männer von den Tausenden, die da unten studirt hatten und nach dem Pantheon hinaufgestiegen waren, nach vierzig Jahren noch einmal rüstig nach dorthin zurückgekehrt sein.

Und damit sei es genug des Arrondissement du Pantheon und des ganzen Quartier latin, wenn wir auch Nichts von der polytechnischen Schule erzählt haben, nicht in S. Pelagie waren, und nicht einmal die Gobelinfabrik besuchten. — Die polytechnische Schule seitlich vom Pantheon, die sonst so freudig der Monarchie den Revolutionstrumpf ausspielte, ist prosaischer und ruhiger geworden. S. Pelagie hat auch nur Interesse für die, welche Schulden gemacht haben, — und die Gobelins sind von der Commune niedergebrannt.

Digitized by Google

Aber halt! da vergessen wir eine Kirche am Boulevard S. Germain, in der Richtung zwischen der polytechnischen Schule und der Seine. Das ist Saint Nicolas du Chardonnet, ein Reliquienkästchen französischer Kunst. Hier haben sich Mignard, Lesueur und Lebrun mit Gemälden verewigt. Hier hat auch Coysevox mit seinem unsterblichen Meisel den in dieser Kirche begrabenen Maler Lebrun selbst durch dessen Büste hochgeehrt. Kaum in einer Kirche von Paris finden wir so viele bedeutende Kunst wie hier.

Wir wollen, um Abschied zu nehmen vom Pantheonsviertel, noch einmal zur Sternwarte hinaufwandern. Dort steht noch ein sehr interessantes Bauwerk, was wir sehen müssen.

Das ist das Militärhospital Val de grâce! — Das eigentliche Hospital für 800 Soldaten und 50 Officiere, mit Betten besetzt und berühmt geworden durch die Namen Desgenettes, Larrey und Broussais, soll uns hier nicht bekümmern. Dagegen müssen wir uns die Kirche ansehen, ein reizendes Kuppelgebäude. Das Doppelportal, zwei Etagen von korinthischen Säulen übereinander, macht einen reichen Eindruck. Schlank und prächtig geschmückt steigt die Kuppel, von zwei Glockenthürmchen flankirt, hoch hinaus aus der ganzen Stadtgegend, kleiner als das Pantheon, doch bedeutend erhabener als die Sorbonne, vielleicht den Uebergang machend zum Invalidendom. Offenbar hat man etwas an die Kuppel von S. Peter in Rom gedacht, als man die Kuppel baute. Ja selbst im Innern kommen Motive vor, die an S. Peter erinnern, — der Altarbaldachin mit gedrehten Säulen, freilich von Brabanter Marmor, während der in Rom über dem Grabe des Apostels — ein großartiges aber geschmackloses Werk Bernini's — von Bronce ist. Das Schiff, was auf ihn zuführt, ist ausgezeichnet herrlich mit Stuckatur und Kalkarabesken grau in grau gemalt. Vor Allem aber sehe man

Digitized by Google

sich die Kuppelmalerei an, wie auch immer die Farben sein mögen. Wir sehen da die größte Freskomalerei von ganz Frankreich (meines Wissens) und auf jeden Fall das Meisterwerk des Meisters Pierre Mignard, genannt „le Romain", weil er mehr als sonst ein französischer Maler nach italienischer Meisterschaft gestrebt hat. Es ist nach einer Stelle aus der Apocalypse gemalt und enthält über 200 Figuren, Heilige und Propheten, — das ganze Himmelreich. Wer in Rom die Jesuitenmalereien in mehreren Kuppelkirchen gesehen hat, wird sie hier wiedergefunden zu haben glauben, ein reizendes Prachtwerk, voll von leuchtender Schönheit. Auch von Philippe de Champaigne enthält die Kirche mehrere Sachen, — dazu treffliche Sculpturen von Anguier, — kurz, die Kirche ist höchst sehenswürdig, höchst merkwürdig innen und außen.

Nun machen wir eine kleine Schwenkung und treten in eine prächtige Parkanlage ein. Wir sind im Luxemburggarten, im sechsten Arrondissement von Paris, im vornehmen Stadtviertel von S. Germain. — Und mein dankbares altes Studentenherz ruft dem Quartier latin noch einmal, wohl zum letzten Mal, ein warmes Lebewohl zu.

Digitized by Google

## IV.

# Das S. Germain-Viertel.

Wie anmuthig waren doch die Augenblicke, welche wir, wenn uns eine gewisse Mißgunst beschäftigterer Stunden Nachmittags oder gegen Abend keinen weiten Spaziergang aus dem Quartier latin heraus erlauben wollte, in dem schönen Arboretum des Luxemburggartens lustwandelnd verbringen durften unter peripatetischen Gesprächen! Dort unter den Bäumen hatte sich immer eine wenn auch nie dicht gedrängte, doch stets froh bewegte Gesellschaft aller nur möglichen gesitteten Stände eingefunden. An der Gränze zwischen dem Gelehrtenviertel und dem Aristokratenstadttheil von S. Germain gelegen bot der Garten gewissermaßen einen „neutralen Grund" zwischen Latinern und Sabinern, einen Boden zum Fraternisiren zwischen den verschiedensten Ständen. Die studirenden jungen „Römer" schlugen Ball an den freieren Stellen mit unglaublicher Geschicklichkeit, und gar manchmal stand ein ganzer Kreis Zuschauer dabei und applaudirte selbst dem gewandten Spiel. — Kinder, Gouvernanten, Ammen — doch letztere nur seltener, denn in Paris holt man keine Landamme zur Stadt, sondern schickt das Kind auf das Land zu einer

Digitized by Google

Amme —, Zeitungsleser, Romanschreiber und Poeten, — Alles fand Raum und Stoff im Garten vom Luxemburg.

Und nun, nach vierzig Jahren war es noch ganz ebenso, ja unverkennbar war Alles noch viel schöner, anmuthiger, sauberer gehalten. Besonders war die Gartenparthie dicht um das Palais du Luxembourg viel bedeutender entwickelt, weniger gemüthlich vielleicht, aber dafür aristokratischer, — S. Germain schien hier das Quartier latin besiegt zu haben, während es früher umgekehrt war. Statuen, Bassins mit elastisch aufspringenden Wasserstrahlen, hübsche Bosquets und manche neue Wege, die sich zwischen den von Natur und Kunst gleich liebevoll dotirten Parthien hindurchwanden, geben heute dem Garten eine ganz besondere Weihe. Aber heute stört der tumultuirende Boulevard S. Michel etwas den stillen Frieden des Parks, ja mir scheint dort selbst ein schmales aber langes Stück davon abgeschnitten zu sein. Dagegen ist grade nach jener Seite hin, nach Osten, der Ausgang aus dem Garten, die dortigen reizend von exotischen Pflanzen eingerahmten Bassins und der Weg zum Pantheon hin wundervoll gelungen, eine der anmuthigsten Städteparthieen, die man überhaupt nur sehen kann. Wirklich können sich die Anwohner des Parkes freuen, eine so schöne Anlage in der Nähe zu haben, die selbst bedeutend groß ist; denn vom Palast Luxemburg bis zur Sternwarte hinauf ist doch mindestens eine achtel deutsche Meile. — Wer dorthin lustwandelt, weihe einem Helden, „dem Bravsten der Braven", ein ehrendes Gedenken; dort steht an derselben Stelle, wo man ihn erschoß, der Marschall Ney, eine Broncestatue in merkwürdig agitirter Stellung mit weit offenem Munde. — Der französische Graf de S., der den Marschall Ney in seinem Schlupfwinkel an die Regierung verrieth, mußte Europa verlassen und ging nach Brasilien. Er hatte im Gebirge bei Rio de Janeiro einen kleinen Landsitz. Dort sah ich ihn öfter

Digitized by Google

vor seiner Thüre stehen. Selbst dort, selbst nach so vielen Jahren sprach kein Mensch mit ihm; er war und blieb ein für alle Mal excommunicirt bis zu seinem Tode, — er hatte den Bravsten der Braven verrathen! —

Nun müssen wir aber einige Blicke werfen auf das Palais du Luxembourg, auf sein Aeußeres und in sein Inneres hinein. Das ganze sechste Arrondissement heißt nach ihm, und das Gebäude ist immer wichtig und ansehnlich genug, nur nicht in seiner Façade nach der Straße zu, die ganz wirkungslos ist. Die Hauptansicht aber gewährt es im Garten. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von der Maria von Medicis durch den damals berühmten Architecten Debrosse erbaut, später aber vergrößert, ergänzt, umgeändert und renovirt, zeigt es mehr als irgend ein Palastgebäude den Geist seiner Zeit und die folgenden französischen Architecturlaunen. — Man soll bei seiner Gründung an den Palast Pitti gedacht haben. Nun, am Erdgeschoß mag man einige Reminiscenzen davon finden können. Auch mag eine gewisse unruhige Anwendung von Blöcken und Quadratlinien bis zum Dach hinauf eine solche Reminiscenz genannt werden können. Sonst giebt es keinen größeren Gegensatz, als den zwischen dem ungeheuren, schwarzen Blocksystem eines Palastes Pitti, und der buntlinigen, unruhigen und coquettirenden Gartenfaçade des Luxemburgpalastes. Und doch ist das Gebäude eben wegen dieser unruhigen Rococomanier höchst interessant und paßt wundervoll zu all der mannigfaltigen Gartenverzierungen, aus denen der Palast herausragt. Das Feld, in welchem die Uhr sich befindet, ist wirklich hübsch; man muß es nur genau ansehen. — Sonst haben mir die Baulichkeiten im großen Garten von Dresden einen gewissen Luxemburg-Eindruck hinterlassen. Doch will ich darum die beiden Parthieen nicht miteinander verglichen oder zusammengestellt wissen.

Digitized by Google

Das Innere des Palastes, welches schon die allermannigfaltigsten Nutzanwendungen — Fürstenwohnung und Revolutionsgefängniß — gehabt hat, dient bei normaler Verstandesverfassung von Paris und Frankreich zu den Senatssitzungen und hat viele interessante Räume, die man sich zeigen lassen muß, um sich zu überzeugen, daß man sie auch zur Noth ungesehen hätte lassen können. — Aber das Museum vom Luxemburgpalast muß man sehen, Sculpturſammlung und Bildergallerie. Sie beide enthalten die Arbeiten der neueren und neuesten Künstler. Vor vierzig Jahren hatte die Bildergallerie entschieden den Vorzug vor den Bildhauerarbeiten. Sie enthielt damals viele große Bilder aus der David'schen Schule, die wir jetzt im Louvre treffen und dort, wenn auch nur flüchtig, besprechen wollen. — Aber auch unter den noch heute im Luxemburgpalast befindlichen Bildern sind treffliche Sachen, von den allgemein bewunderten Ochsen der Rosa Bonheur bis zu dem erschütternden Bilde von Müller: Namensaufruf im Kerker des „Luxemburg" von denen, die guillotinirt werden sollen. Es liegt eine markvernichtende Wahrheit in dem Bilde, zumal wenn man daran denkt, daß diese Scene in demselben Paris, in demselben Palast Luxemburg vorging, in dem man eben lacht und spielt, als ob es nie Revolutionen von 1789, 1830, 1848 und 1870 nebst Communedivertissements gegeben hätte. Wohl bleibt man bei solchen Reminiscenzen inmitten der Herrlichkeiten von Kunst und Fürstenpracht stehen und fragt sich: „Was wird noch in diesem Palast Luxemburg aufgeführt werden?" Nein, ich will dem französischen Volk kein Unrecht thun, — aber in diesem Luxemburgpalast, in diesem Luxemburggarten, in beiden, wo Alles lacht in Anmuth und Pracht, in Natur und Kunst, werden doch noch einmal entsetzliche Gräuel sich wiederholen. — Zu beiden Seiten der königlichen Anlage, wenn auch nicht in

Digitized by Google

unmittelbarster Nähe derselben, stehen zwei Kirchen, die warnend ihre Zinnen erheben, aber umsonst warnen! An der herrlichen Genovevenkirche lesen wir den bombastischen Pantheonsgedanken: „Aux grands hommes“ u. s. w. Und oben drüber stehen solche „grands hommes“, Große und Sansculotten nebeneinander! In der Vorhalle stehen zu beiden Seiten des Haupteinganges zwei edle Marmorgruppen: „Clovis wird von S. Remy getauft“, und „S. Geneviève betet den Hunnen Attila von Paris zurück“, — letzteres Werk wirklich unendlich rührend! Und dicht dabei hat man ganz neueren Datums mit großen Buchstaben „Liberté, Egalité, Fraternité“ eingehauen, als ob ein gesitteter Christenmensch solche Freiheit, solche Gleichheit, solche Brüderschaft nicht einen Höllenspuk nennen müßte, einen — um mit dem Dichter zu reden —

Cerberus haec ingens latratu regna trifauci
Personat adverso recubans immanis in antro.

Und dieses antrum, diese Höhle ist Paris selbst, ist seine Commune! Und das bietet man einer christlichen Kirche! Und das darf da noch heutigen Tages eingehauen bleiben!

Und nun andererseits, westlich vom Luxemburgpalast, da steht die Kirche S. Sulpice; was erleben wir da! — Aber wir wollen erst die Kirche besehen! — Nun, sie paßt eigentlich ganz gut zum Palast Luxemburg. Im Jahr 1646 vom Baumeister Gamard angefangen, von verschiedenen anderen Architecten fortgesetzt, ward sie erst im Jahr 1749 von Servandoni vollendet und bildet nun eine mächtige zweistöckige Säulenfaçade, unten einen dorischen, oben einen jonischen Porticus, alle Säulen cannellirt. Zwei Eckthürme ungleicher Art bilden noch zwei Etagen über der Kirchenfaçade, beide mit corinthischen Bauelementen angethan; der eine Thurm ist prächtig, aber doch nicht gelungen; der andere ist vollständig



Digitized by Google

mißlungen. Was man mit diesem Thurm gewollt hat, läßt sich nicht absehen. Die Façade ist über 400 Fuß breit, ein entschieden imposantes Bauwerk. Mich erinnerte es im Jahr 1875 an den Lateran in Rom, — vielleicht ohne triftigen Grund.

Das Innere ist eine weiträumige Pfeilerbasilica, drei Schiffe nebeneinander und ein Querschiff, dessen Außenfaçaden die Baumotive der Hauptfaçade wiederholen. Kapellen in großer Anzahl ziehen sich um den ganzen Bau herum und vermehren noch den Ausdruck seiner Großräumigkeit, deren Ueberdeckung von 68 Pfeilern mit corinthischen Kapitälen getragen wird. In diesen Kapellen findet man durchweg sehr schöne Fresken und Marmorarbeiten, die man sich genau ansehen muß. Wirklich meisterhaft ist das Marmordenkmal des ersten Pfarrers von S. Sulpice, Langlet. Und wer den oben von mir besprochenen S. Vincent de Paul lieb gewonnen hat, fühlt gewiß eine andächtige Freude über seine Gedenkkapelle, wo ein Freskenbild den modernen Heiligen darstellt, wie er seinen Sœurs Findlinge überliefert.

Kaum noch kirchlich, aber wirklich hinreißend liebenswürdig ist die berühmte Madonna von Pajou hinter dem Hauptaltar. Sie steht auf einer von steinernen Wolken umgebenen Erdkugel; ein etwas theatralisches Licht fällt von oben herab und bestrahlt die niedliche Heilige mit ihrem Kinde so anmuthig, daß sie sich selbst darüber freut. Haltung, Ausdruck, Drappirung ist so graciös, daß man, wenn man auch nun eben keine tiefe Andacht vor der Madonna fühlen möchte, unwillkührlich auf den Gedanken kommt, es möchte doch im Himmel unter solcher anmuthigen Königin ein reizendes Leben sein.

Ein Hauptstück der Kirche oder vielmehr ihr Hauptstück ihre Orgel. Sie soll die größte in der Welt sein und

Digitized by Google

7000 Pfeifen haben. Die beiden Weihbecken, zwei Schaalen von der tridacna gigas, die eine gewisse Berühmtheit besitzen, sind wirklich nicht der Rede werth. Auf jedem nur einigermaßen anständigen zoologischen Museum findet man größere Schalen.

In diesen weiten Kirchenräumen nun war es, wo man dem General Bonaparte nach seinem Feldzug in Egypten und seinem Staatsstreich des achtzehnten Brumaire, dem am folgenden Tage die Sprengung des Rathes der Fünfhundert folgte und die Consularregierung, am 15. November 1799 eine große Subscriptionsorgie gab und den mächtigsten Salamander rieb, den man bis dahin gesehen hatte, wozu die große Orgel die berühmte Hymne: „Ein freies Leben führen wir!" gespielt haben mag. — Wie aber doch später der ganze Napoleonsschwindel über Bord ging, wissen wir Alle. Wir werden auch sogleich einige Mumiensärge der verkommenen Pharaonen von der Seine kennen lernen.

Die Verschönerung des Platzes vor S. Sulpice ist auch eine Eroberung neuerer Zeit. Vor vierzig Jahren wenigstens war er wüste und leer und meistens schmutzig. Jetzt ist er geordnet und mit einem etwas barock zusammengesetzten aber doch schönen Brunnen verziert, — zwei polygone Wasserbassins übereinander, an deren Ecken so und so viel Löwen liegen, während oben darüber Bossuet, Fénélon, Massillon und Flechier in Nischen sitzen, die berühmten Kanzelredner, deren Bußpredigten einst wirklich ungeheuren Eindruck machten, ohne die geringste Besserung hervorzurufen. — Die Kirche, das Seminar derselben und die Mairie des Arrondissements umgeben von drei Seiten vortheilhaft den Platz, dessen vierte Seite noch auf irgend ein Baumonument wartet. Auch auf dem S. Sulpice-Platz bemühen sich bereits junge Platanen, für wohlthuendes Grün und erquickenden Schatten zu sorgen.



Digitized by Google

Wunderbar, wie die Zeit fortschreitet! Vor vierzig Jahren noch stand eben auf dem Thurm von S. Sulpice der Telegraph. Wenn der mit seinen langarmigen und langbeinigen Gliedern anfing zu arbeiten, so gab das vertrackte Figuren, „langbeinigen Spinnen vergleichbar". Man konnte gemüthlich langsam damit ein pathetisch-philosophisches Gespräch durch das Land führen. Und heute fahren Gedanken und die Kunde von Ereignissen mittelst eines Drathes unter den Oceanen dahin von Welttheil zu Welttheil schnell wie der Blitz; denn Blitze selbst sind es, die wir in jene Bahn zwingen und uns dienstbar machen. Und doch war man damals noch stolz auf den Telegraphen von S. Sulpice!

Aber wir wollen nach Westen weiter wandern; denn nach Norden hin gerathen wir wieder etwas in das Quartier der Mediciner, wo wir höchstens nur noch des Odeontheaters Erwähnung thun könnten, in dessen Nähe ehemals Alexander von Humboldt zu frühstücken pflegte, der Intelligenzanzeiger der ganzen Wissenschaftswelt. — Doch halt! Wir können hier, mag das auch vor vierzig Jahren gewesen sein, an einer langen, fensterlosen Häuserwand nicht vorbeigehen, ohne die ungeheure Menge von Affichen zu Nutz und Frommen der mediciniſchen Welt wenigstens einmal anzusehen. — Nur einmal habe ich sie gezählt, und mir die Zahl aufnotirt; es waren 292 Druckzettel. Aehnliches habe ich nie wieder gesehen. Alles nur Denkbare war dort angekündigt.

Eine schwere Sünde würde ich aber begehen, wenn ich nicht grade in dieser Stadtgegend der ganz versteckten, höchst interessanten und durch und durch altklassischen Kirche Saint Germain Erwähnung thun wollte. Saint Germain (des prés) ist ein Juwel, vielleicht nach der Sainte Chapelle der bedeutendste in Paris mit vielen uralten Elementen innen und selbst außen geschmückt, den man aber eben selbst sehen und

Digitized by Google

förmlich ſtudiren muß, ſo daß ich ſeine Specialitäten hier gar nicht aufführen kann.

Auch das Seineufer des Luxemburgarrondiſſements wollen wir jetzt noch nicht durchwandern. Das Seineufer auf der linken Seite des Fluſſes vom Pont neuf abwärts iſt eine ſo ſchön zuſammenhängende Architecturkette, daß man ſie nicht durchreißen darf, ſondern ſie vielmehr ganz für ſich betrachten muß bald von irgend einer der dortigen Brücken, bald von der rechten Flußſeite aus.

Kaum einige Minuten bedarf man, um von der für das Luxemburg-Arrondiſſement characteriſtiſchen Kirche S. Sulpice und von dem Platz vor derſelben in das nächſte ſiebente Arrondiſſement überzugehen, deſſen Mairie ſich ganz in das ſechſte Arrondiſſement hineindrängt. Hier treffen viele, theils neue, theils alte angeſehene Straßen zuſammen. Die Rue Bonaparte, Rue Madame, rue de Sèvres, — die Rue du Bac, die von Babylone, Grenelle, S. Pères und der neue ſehr anſehnliche Boulevard Saint Germain treffen ſich hier oder liegen doch in dieſer Gegend, ariſtokratiſche oder doch noch immer halbariſtokratiſche und militäriſche Quartiere, deren Typus freilich mehr und mehr ſich verwiſcht, je mehr der Adel ſich vor der Republik zurückzieht, nicht einmal dem Cäſarismus des dritten Napoleon huldigte und von der Finanzwelt überflügelt wird.

Eine Menge palaſtartiger Bauten und bedeutender Inſtitute zeigen aber immer noch den hohen Werth des ſiebenten Arrondiſſements. Ein edler Palaſt an der Seine, dem Concordienplatz grade gegenüber, das Palais Bourbon, giebt dem Quartier ſeinen Namen, der Verſammlungsort des corps legislatif in normalen Pariſer Zeiten, welchen Palaſt wir ſpäter von dem genannten Platz aus ſehen und beſuchen wollen. Das Wahrzeichen und der Hauptſtolz des Arrondiſſements iſt

Digitized by Google

der Invalidendom. Unter den anderen Kirchen ragt die zweithürmige Klotildenkirche über die Umgegend heraus. Die Miniſterien des Ackerbaues, des Inneren, des Krieges, der äußeren Angelegenheiten, des öffentlichen Unterrichtes liegen ebenfalls in diesem Arrondiſſement, ſowie auch die Kriegsſchule am ungeheuer großen Marsfeld, die Generalſtabsſchule, mehrere Kaſernen, eine bedeutende Anzahl religiöſer Stiftungen und endlich noch der Palaſt des Erzbiſchofs von Paris, wozu noch der ganze Quai d'Orsay hinzukommt. — Wie ſoll man das Alles durchwandern? Wie kann man das Alles kennen lernen?

Nun, es gebt da mit Paris, wie es uns mit allen klaſſiſchen Städten gebt. Wer ſie genau kennen lernen und ſie ganz zu ſeinem geiſtigen Eigentbum machen will, der muß, wenn er nicht das Glück hatte, in ihnen geboren zu werden, ſie ſchon frühe aufſuchen und ein langes Lebensſtudium aus ihnen machen, an deſſen Ende er ſich doch noch immer ſagen wird, es ſei ihm doch noch gar vieles entgangen. — Man muß ſich als ein Reiſender, als ein Wanderer, ſelbſt als ein Forſcher noch, mit dem begnügen, was Zeit, Umſtände, Möglichkeit nach einem voraufgegangenen tüchtigen Studium geſtatteten.

So wollen wir es auch mit dem Arrondiſſement des Palais Bourbon machen. Wir wollen längs des Quai d'Orsay, ohne uns mehr als im Vorbeigehen den obengenannten Palaſt angeſehen zu haben, etwas weſtlich gehen, und ſiehe da! Einer der maleriſchſten Proſpecte, den Paris nur bieten kann, thut ſich vor uns auf, die weite, wirklich großartige Esplanade der Invaliden, jenſeits derſelben das lange Hôtel des invalides, vor demſelben eine impoſante Kanonenreihe von eroberten Geſchützen aus allen nur denkbaren Reichen. Ueber dem Bilde ragt der Invalidendom, die herrliche Kuppel mit vielfachen

Digitized by Google

Vergoldungen, imposant empor, — ja, es ist, wie ich eben sagte, einer der malerischsten Prospecte, die Paris nur bieten kann, oder vielmehr: die nur Paris bietet. Das mächtige Hotel, von 1671—1674 unter Ludwig XIV. von Bruant gebaut, bildet eine Façade von 600 Fuß Länge, welche Länge aber doch nicht langweilig wird, weil bei aller Einheitlichkeit des Baues dennoch eine mehrfache Gliederung glücklich angebracht ist. Der centrale Eingang ist von einigen Säulen eingefaßt, welche einen Bogen tragen. Unter diesem Bogen galoppirt eine Reiterstatue des vierzehnten Ludwig. Der ganze Bau besteht aus einem Erdgeschoß und drei Stockwerken, über welchen sich noch verschiedene Mansarden befinden. Das Erdgeschoß ist stattlich von Arcaden umfaßt. Die anderen Baugliederungen in der Façade sind harmonisch gleichartig nach beiden Seiten. Die beiden äußersten Abschlüsse sind pavillonartig gekennzeichnet und etwas hervorspringend ohne irgendwelche gesuchte Pracht.

Als Student besuchte ich im Sommer 1836 ziemlich regelmäßig Larreys Klinik in den Invaliden, und das war ein wunderbarer Genuß.

Der alte berühmte Chirurg und seine Invaliden bildeten wirklich ein einheitliches Ganze, was diesem Ganzen auch an Armen, Beinen, Nasen, Ohren und anderen Körperutensilien abgehen mochte. — In vier Welttheilen war Larrey mit den Franzosen gewesen, und hatte die zerfetzten Soldaten wieder zusammengeflickt, oder ihnen die nur halb abgeschossenen Extremitäten und Fleischlappen völlig abgeschnitten. Da glaubten denn die alten Sansculotten an ihren „major“ wie an den lieben Herrgott. Philemon und Baucis konnten sich nicht inniger lieben, wie die alten Kriegskameraden ihren Larrey. Wem der Vergleich hinkend erscheint, den verweise ich darauf, daß auch die alten Stelzfüße hinkten an allen Enden und

Digitized by Google

Ecken. Denn von den 12,000 Extremitäten, die reglementair den 3000 Invaliden des Hôtel des invalides zukamen, mochten doch manche Tausende in Afrika, Asien und Europa verloren gegangen sein, und vielleicht wußte mancher alte „grenadier de France“ selbst nicht mehr, wo ihm dies oder das abhanden gekommen war. — Nach wenigen Besuchen dort im Invalidenhause wird man schon bekannt. Larrey hatte selbst gern Ausländer um sich und zeigte ihnen gerne seine Raritäten und Antiquitäten. Einmal war ich dabei, wie er einem Invaliden eine Kugel aus der Kniehöhle entfernte, die derselbe noch von dem Schlachtfelde von Wagram mit sich getragen hatte; bisher hatte das Projectil nie zum Vorschein kommen wollen. So kamen wir denn auch zu manchem Fraterniſiren mit den alten Ruinen, und gerne zeigten sie uns ihren Palast. Einmal sah ich von oben herab ihr Frühstück. Es waren immer ihrer zehn Mann um einen runden Tisch, zunächst in zwei riesigen Sälen. Von solcher Massenabfütterung hat man keine rechte Idee, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. In der Küche ist eine „marmite“, ein Kochkessel, in dem 1200 Pfund Fleisch mit einem Mal gekocht werden. Und was sagt man zu so einer Anstalt, in welcher täglich 3000 Flaschen Wein ausgetrunken werden?

Und nun gar an einem Festtage diese Invaliden! Da haben die Rüstigsten unter ihnen das Privileg, mit ihren Kanonen den Festsalut zu feuern. Kaum geht es noch, aber es geht, wenn so ein Stelzfuß in strammer Haltung seine Kanone ladet, und ein Anderer auf Kommando mit vollem Pathos „Feuer!“ giebt. Neben allem Humor hatte diese französische Scenerie doch auch noch für einen Deutschen einen großartigen Ernst.

„Ich mag gern im Invalidenhause sein“, schrieb ich am 30. Juni 1836; „die alten Soldaten sind immer so freundlich,

Digitized by Google

so anständig und stolz; sie sind recht meine Freunde. — Vor Allem aber war ich heute in der Invalidenkirche (S. Louis, die Hauskirche). Welche Kirche! Im langen Schiff, das ein ächtes Muster von religiöser Einfachheit ist, hängen oben in zwei langen Reihen 163 Fahnen von besiegten Völkern; manche Farbe war mir bekannt. Sie hingen da so schweigsam und feierlich, und in der Kirche war keine Seele! An einigen Pfeilern war eine Marmorplatte als einfaches Denkmal, — besonders das vom Grafen Espagnac, das vom Marschall Jourdan u. s. w. Auf letzterem ist die Inschrift ganz einfach: ‚Hier ruht die Asche eines edlen Mannes, eines tapferen Kriegers, eines wackeren Familienvaters, des Marschall Jourdan.‘ — Auch die Orgel ist groß und prächtig. Leider war die Kirche am Ende des Eingangsschiffes verschlossen, und von all den anderen Herrlichkeiten sah ich dies Mal nichts.“

Diese „anderen Herrlichkeiten“ sind nun der Raum unter der Invalidenkuppel, der seitdem, daß ich jene Bemerkung schrieb, eine besondere Celebrität gewonnen hat. Damals dachte natürlich noch Niemand an diese Celebrität, an die Asche des ersten Napoleon!

Seitdem man aus der Invalidenkuppel ein Mausoleum für den Kadaver von S. Helena gemacht hat, ist auch der Platz vor derselben geordnet und zurecht gemacht worden. Ein einfaches eisernes Gitter schließt die Kirche von dem großen Platz und dessen öffentlichem Getümmel würdig ab.

Allerdings ist, von der Place Vauban aus gesehen, von Süden her, der Dom der Invaliden ein edles, schönes Baumonument, dessen Kuppel schon dadurch grandios aufsteigend erscheint, weil der Unterbau für den Durchmesser dieser Kuppel sehr knapp ist. Ja, das Ganze mag der eleganteste Kuppelbau in der ganzen Welt sein. — Die Façade des Unterbaues

Digitized by Google

bildet zwei Etagen, die untere von dorischen, die obere von corinthischen Säulen getragen und in ein zierliches Tempelgiebelfeld auslaufend. Die Kuppel ist ungefähr ebenso hoch wie der Unterbau, und hat zwei Fensterreihen übereinander. — Die Zwischenräume der unteren Fenster sind von kräftigen Pilastern gebildet und diese wieder an den Ecken höchst geschmackvoll mit corinthischen Säulen geschmückt. Um die obere Fensteretage läuft eine Außengallerie herum; auch ist dort mancherlei Schmuckwerk angebracht, namentlich an den oberen Gesimsen, wie denn auch das Kuppeldach mit breiten, vergoldeten Rippen und zwischen diesen mit vergoldeten Trophäen reichlich geziert ist.

So gewährt denn das Ganze einen zwar etwas reich geschmückten, aber doch prachtvollen Anblick, der freilich wohl nicht so einheitlich großartig ist, wie das Pantheon ihn bietet, dagegen aber auch viel festlicher sich macht, und wirklich eine gewisse Fröhlichkeit verräth. Fast erinnert er an den Fahnenschmuck und die bunten Siegeszeichen in dem Langschiff nach dem Invalidenhaus hin, welches wir oben gesehen haben.

Dazu paßt freilich das Innere gar nicht. Hier ist Alles eine kalte Steinpracht. Grade unter der Kuppel ist eine Graniteinfassung, welche auf ihrer Außenseite mit Rosetten, Arabesken, Laubgewinden u. s. w., in einzelne Felder getheilt, geschmückt ist. In der Tiefe dieses Brunnens steht ein mächtiger Granitsarg mit etwas concavem Deckel, sonst gewaltig vierkantig, ein ächter Pharaonensarg. In diesem liegt der französische Rhamses. Wohin man nun hier sieht, nach allen Seiten hin ist das prachtvollste Bogenwerk, Säulenwerk, Sculpturwerk, Stuckwerk. Nur die berühmte Todtenkapelle der toscanischen Herzöge in Florenz zeigt solche Steinpracht, obwohl beide Todtenherbergen ganz von einander verschieden sind. An der Nordseite des Todtenbrunnens steht ein aufgetreppter Altar,

Digitized by Google

auf welchem ein großes Kreuz mit dem Heiland sich befindet. Das Tabernakel darüber wird von vier großen gewundenen Säulen aus schwarz-weißem Brabanter Marmor getragen. Hinter diesem Altar liegt dann die eigentliche Invalidenkirche mit den Siegesfahnen; doch findet dorthin keine allgemeine Communication statt. — Die Unterkirche um den Sarg herum ist ebenfalls eine kalte Pracht. An starken Pfeilern stehen colossale Karyatiden. Namen von Schlachten decken den Boden. Meinetwegen mag es die imposanteste Todtenhalle sein, die es in der Welt giebt.

Oben in der Kirche stehen noch mehr Särge aus Stein. — In einem Steinsarg liegt der Bruder Lustic von der Wilhelmshöhe, Jerome von Westphalen. In einem anderen liegt Joseph. — Vauban und Turenne, Männer von anderer Geltung als Jerome und Joseph, ruhen ebenfalls da und dort an den Seiten. — Die Stelle, wo Napoleon III., als Vierter im Bunde der todten Napoleoniden beigesetzt sein wollte, ist leer geblieben. — Als ich vor der Stelle stand, fiel mir — denn „il n'y a qu'un pas du sublime au ridicule" — der gemüthliche Landsknecht von Uhland ein:

„Drei Könige zu Heimsen" — so sprach er —, „das ist viel! Erwischt man noch den Vierten, so ist's ein Kartenspiel!"

Was ich aber sonst in der berühmten Todtenhalle außer der Bewunderung der Architectur und der polirten Steinmassen und außer der Andacht, die wir Alle immer fühlen vor einem christlichen Altar, noch empfunden habe, das mag ich hier nicht genau erzählen. — Seit meiner früheſten Kindheit habe ich nur einen Haß gekannt, den Napoleonshaß. Und von dem darf kein Deutscher lassen, — „maudit Napoléon!" wie selbst ein französischer Dichter gesungen hat!

Aber wir wollen die Todten ruhen lassen. Und doch kann ich das nicht! — Als Blücher, der beste Mecklenburger Degen,

Digitized by Google

den ganzen Napoleonsbettel zu Brei geschlagen hatte und nun oben auf dem Mont Martre vor Paris stand, da sandte er ein Wort gen Himmel, was in der Weltgeschichte unvergeßlich bleiben wird; er rief aus: „Luise ist gerächt.“ — Und wer war diese wunderbare Luise? — Seines Landes Kind war sie; Deutschlands bestes Weib war sie; um Deutschland brach ihr Herz! Heute, grade heute, wo ich dieses schreibe, grade heute vor hundert Jahren, am 10. März 1776 ist sie geboren! Die Todte soll leben.

„Maudit Napoléon!“

Lassen wir die Invaliden und was dazu gehört!

Gleich dahinter liegt noch ein stattliches Gebäude, ebenfalls an einem mächtigen Platze, — das ist die École militaire au Champ de Mars. — Die „Militärschule“, schon unter Ludwig XV. erbaut, diente ursprünglich zur Erziehung von 500 jungen Officieren aus adeligen Familien und galt immer als der Centralpunkt des Militärwesens. — Die Façade besteht aus einem Mittelstück in antikem Tempelstyl und zwei sich unmittelbar an dasselbe anlehnenden Seitenkörpern, denen sich dann in die Tiefe noch eine Reihe von Baulichkeiten anschließt. — Heute ist die Militärschule wesentlich nur ein Waffenplatz für alle Waffengattungen. Es sind dort, wenn ich nicht irre, 5000 Mann einquartirt. Hinter dem weitläuftigen Gebäude ist noch eine Kaserne hinzugekommen, wie denn Paris überhaupt unter dem letzten Kaiserreich sehr an Kasernen zugenommen hat, und zwar ziemlich in allen Stadttheilen. Und doch hat die Commune eine Zeit lang Paris tyranniſiren dürfen!

Das Merkwürdigste an der Militärschule ist übrigens der Platz, an welchem sie liegt. — Obwohl jetzt mitten in der Stadt gelegen, ist er doch ungeheuer groß; man kann ihn auf fünf Millionen Quadratfuß anschlagen. Eine Armee von

Digitized by Google

200,000 kann sich auf ihm bewegen. Von Passy aus, jenseits der Jenabrücke, sahen wir einmal die Luftschifferin Garnerin mitten auf dem Platz aufsteigen. Wir standen so hoch, daß wir das ganze Feld überschauen konnten. Nur in seiner Mitte standen Menschen. Doch ward ihre Zahl auf 40,000 angeschlagen. — Als der größte und freieste Platz in Paris, ein Parallelogramm über 3000 Fuß lang und mehr als 1600 Fuß breit, von einem Erdwall nach den beiden Seiten eingefaßt, hat er immer zu den größeren Volkszusammenkünften und Militärdemonstrationen gedient. — Den Anfang der großen Revolution schien hier ein Verbrüderungs- und Versöhnungsfest abschließen zu sollen, bis dann grade hier der ganze Skandal noch einmal ausbrach und nun zu den blutigsten Katastrophen führte. Hier producirte auch der erste Napoleon seine Paraden und seine Komödiantenfeste, Märzfelder oder Maifelder, um von dort als Schauspieler fortzugehen und von England Gastfreundschaft zu beanspruchen. Oede und wüste sieht der Platz aus, wenn er grade einmal nicht benutzt wird, oder für eine nur geringe Truppenanzahl zur Uebung dient. Sollte Paris noch an Größe zunehmen, was man kaum anzunehmen geneigt sein möchte, würde doch wohl hier am ersten ein neues Stadtquartier entstehen.

Von dem wüsten Marsfeld müssen wir uns aber wirklich nach dem vornehmen Viertel von S. Germain wenden, dessen vornehmste Seite offenbar die an der Seine ist und die mit der Seine parallel laufende Rue de Lille.

Schon am Pont neuf beginnt diese merkwürdige Prachtseite von Paris. Diese Brücke verbindet in einer graden Linie die beiden Seineufer miteinander mittelst der äußersten Spitze der Cité-Insel. Sie ist eine Hauptbrücke, vielleicht die Hauptbrücke von Paris. Vor vierzig Jahren wenigstens war sie es ganz gewiß. Sie bildete den Rialto an der Seine.

Digitized by Google

Alles passirte hier den Fluß; Wagenverkehr, Kavallerie, Fußgänger nahmen kein Ende. Nirgends traten die drei Stadttheile, Cité, Rive gauche und Rive droite in so unmittelbaren Contact, wie auf dem Pont neuf; nirgends concentrirte sich auch die Pariser Geschichte so wie eben hier. Aber auch nirgends bot sich das Leben so in allen Schattirungen dar. Kauf und Verkauf in der ambulirendsten Form, — Trödler, Zeitungscolporteure, Zettelvertheiler, Schuhputzer und kleine tragbare Küchen, von tüchtigen „dames de la halle“ an einem Tragriemen auf dem Bauch geschleppt — und was sonst nicht noch alles Nennbare und Unnennbare ging ganz selbstverständlich auf dem Pont neuf vor, der ächt römischen Via sacra. — Alle Augenblicke war dort ein Auflauf, eine Stagnation im Verkehr, — Pferde stürzten, Weiber schlugen sich, oder ein Mensch hatte mit gespannter Aufmerksamkeit in die Seine gesehen, und sogleich hatten sich Hunderte von Gaffern versammelt, um auch zu sehen. Oft war das nur ein Scherz, ein Nichts! Aber auch den schlechten Witz wollte man sehen. Oder man zog eine Leiche aus dem Wasser, — nun, das mußte man doch auch sehen! Die Polizei that damals was sie konnte, oder vielmehr was sie durfte; denn wirklich durfte sie nicht immer handeln; die aura popularis wollte auch berücksichtigt sein. — Traf ich doch einmal neben der Rue dauphine eine höchst komische Scene! Ein Trödler mit einer Menge Steingut soll wegen einer Gaunerei festgehalten werden von einem Polizisten. Zwei Weiber aber halten den Mann der Gewalt fest. Da kommen noch drei Polizisten, — aber noch mehr Weiber! — Mäßiges Ringen! Die Polizisten arbeiten nur mit „halber Kraft“, denn es sind Damen, mit denen sie verhandeln sollen! Der Trödler entwischt indeß! Nun ist der Kampf aber gegenstandslos. Die Polizisten machen fast militärisch Front gegen das Publicum: „Meine

Digitized by Google

Damen und Herren, Sie sind Zeugen, daß wir unsere Pflicht thun wollten, mais." — „Ah sans doute, bravo, bravo!" ruft das Publicum, und Alle gehen zufriedengestellt auseinander.

So war es unter Louis Philippe!

Und jetzt! — Auch hier hat das zweite Kaiserthum wundervoll, wie überall in Paris, aufzuräumen verstanden. Die alte Brücke ist so sauber wie nur denkbar, sie ist recht eigentlich erst jetzt ein Pont neuf geworden, und macht zwischen dem Plätzchen mit der Statue Heinrichs IV. einerseits und der Place dauphine andererseits den Eindruck eines ganz neuen Verbindungsboulevards, dem nur die Platanen fehlen. Und man begreift jetzt den Ausdruck von Wohlgefallen im Gesicht des reitenden Heinrich, dessen Lächeln mir früher immer wie eine kleine Ironie erschien.

Die Statue hat übrigens auch ihre Geschichte. — Auf dem kleinen Platz, wo sie steht, wurden hier nach einem infamen Processe der Großmeister der Tempelherren mit dem achtzigjährigen Großprior Guido von der Normandie und anderen Rittern bei langsamem Feuer lebendig verbrannt im März 1314 unter dem König Philipp IV.

Später ließ Maria von Medici, grade dreihundert Jahre nach der eben angegebenen Schandthat das berühmte Cheval de bronze als ein Meisterwerk von Jean de Douai, berühmt unter dem Namen Giovanne di Bologna, hier aufstellen, nachdem es auf der Reise von Florenz, wo der französische Michel Angelo lebte, nach Paris ins Meer gefallen, aber doch glücklich wieder gerettet worden war. Da der Gaul über zwanzig Jahr ohne Reiter blieb, so mußte er zu manchen Witzen, Spottliedern und Spukgeschichten dienen. Endlich wurde denn der „bon roy Henri" auf den Sattel gesetzt. Im Jahr 1792 ließ der Convent Kanonen gießen aus Roß und Mann, bis denn die Restauration aus verschiedenen Bronzemonumenten

Digitized by Google

des Napoleonischen Größenwahnsinnes im Jahr 1814 wieder einen Henri quatre zu Gaul gießen ließ.

Hinter diesem Monument sieht man nun ganz vortrefflich den Beginn der prächtigen Quais vom Stadtviertel S. Germain, welche sich längs des Seinebogens hinziehen, den Quai Conti bis zum Pont des arts, den Quai Malaquais bis zum Place du Carousel, den Quai Voltaire bis zum Palais Royal und dann den Quai d'Orsay, der sich bis zur Jenabrücke hinzieht.

Herrliche Bauten älteren und neueren Datums zieren wie eine Architecturguirlande diesen Uferstreifen, vielleicht das nobelste Schaustück von ganz Paris, eben weil es aus so mannigfaltigen Gebäuden zusammengestellt ist, ganz im Gegensatz zu der langhin sich streckenden Seitenfaçade des gegenüberliegenden Louvre, welche freilich eben wegen dieser mächtigen einheitlichen Ausdehnung so imposant wirkt.

Machen wir nun einmal den Spaziergang längs des soeben nach seinen verschiedenen Abtheilungen benannten Ufers!

Gleich auf dem Quai Conti haben wir das Hôtel des Monnaies, grade vor hundert Jahren gebaut, ein tüchtiges und in allen seinen Proportionen schönes Gebäude, ein kräftiger hoher Unterbau mit zwei Etagen darüber, einer höheren und einer niederen. Das Mittelstück ist etwas hervorspringend, unten fünf Arcaden, oben sechs jonische, durch beide Stockwerke hinaufgehende Säulen, — die Seitenstücke je 11 Fenster breit, so daß der Palast 27 Fenster breit ist, unbedingt ein höchst ansehnliches Gebäude. Das Mittelstück trägt oben sechs allegorische Figuren, von tüchtigen Meistern sculpirt. Das Vestibüle im Innern ist herrlich geschmückt mit 24 cannelirten dorischen Säulen. Höfe, Treppen, Säle mit Münzsammlungen — Alles ist prächtig, Säulen überall geschmackvoll angebracht; die Arbeitssäle sind sehr interessant.

Digitized by Google

Gleich darauf folgt das Palais de l'Institut, was wir schon im Vorbeigehen gesehen haben, ein halbkreisartiges Gebäude, aus einem Testament Mazarins erbaut. — Ueber einer Freitreppe erhebt sich ein tempelartiges Mittelstück, von einer etwas ungefälligen Kuppel überwölbt. Rechts und links sind unten Arcaden, oben ein ansehnliches Stockwerk. — Das Innere enthält eine bedeutende Reihe von Sitzungssälen, Versammlungsräumen der einzelnen Fractionen des Institutes, Bibliotheks-Localitäten u. s. w. Denn die ganze Einrichtung des Institutes, welches schon mehrmals je nach politischen Umwälzungen verschiedene Namen annehmen mußte, ist sehr complicirt, da sie alle Zweige der Wissenschaften und Künste umfaßt, ohne damit dem Sprichwort anheimzufallen: „Qui trop embrasse mal étreint." — Auf keinen Fall dürfen grade wir Deutsche das großartige Institut verkennen. Denn wenn nicht etwa politische Spannungen eine gewisse antideutsche Bitterkeit bei den Franzosen hervorrief, ist man grade inmitten dieses Centralorganes der französischen Wissenschaft und Humanität sehr aufmerksam, zuvorkommend und anerkennend gegen Deutsche gewesen. Immer muß ich hier auf unsern Alexander von Humboldt zurückkommen. Niemand so wie er hat das deutsche Wissen seiner Zeit repräsentirt, — aber auch ist Niemand so wie er vom französischen Institut anerkannt worden. Man war inmitten der „Unsterblichen" stolz auf unseren deutschen Landsmann! So seien wir mindestens gerecht gegen die französischen Wissenschaften und deren Vertreter!

Immer weiter gehen wir längs des Quai. Immer herrlicher werden die Bauten. Wir kommen zu dem

Palais des beaux-arts am Quai Malaquais. Auch darauf kann Paris stolz sein. Hier besitzen die schönen Künste einen wirklichen Palast, der in sich selbst schon eine Kunstschule ist, aber auch in seinem Innern verschiedene Kunstschulen ent-



Digitized by Google

hält. — Der Palast steht auf der Stelle eines alten Augustiner-klosters, von dem einzelne Theile, z. B. die Kapelle, benutzt werden konnten. Dazu hat man höchst geistreich manche andere bemerkenswerthe Baureste, Portale alter Schlösser, Einzeltheile mancher Kapellen, Säulen, Kapitäle u. s. w. im Palastgebäude, an demselben, auf seinem Vorhof anzubringen gewußt, ein hübsches geschmackvolles Architecturmuseum unter freiem Himmel. Auf einem zweiten Hofe befinden sich von der gallisch-römischen Periode bis 1500 n. Chr. Baumonumente, Reste von der alten Genovevenkirche aus dem elften Jahrhundert, mittelalterliche Gräber, Theile aus der alten Abtei von S. Denis aus dem zwölften Jahrhundert. Im Hintergrunde dieses Hofes erhebt sich dann eine herrliche Façade, zwei Arcadenreihen übereinandergestellt mit corinthischen Kapitälen, — im Innern des Gebäudes herrliche Säle, Amphitheater, Sammlungen, — kurz, Alles lebt, blüht und glüht hier von Kunst. — In der Kapelle befinden sich Nachbildungen von Michelangelos Pieta (S. Peter in Rom, gleich rechts am Eingang) vom Moses (Rom, S. Pietro in vinculis, — der beiden berühmten Mediceergräber in Florenz (in S. Lorenzo) — selbst der neun Ghibertischen Thüren am Florentiner Baptisterium, jener „Paradiesesthüren", wie Michelangelo sie nannte. — Das ganze Kunstleben im Palast ist trefflich organisirt. Die „französische Academie" in Rom hängt innigst damit zusammen; beide Anstalten ergänzen sich und fördern sich. Und man kann zu Nutz und Frommen deutscher Kunst nur sehnlichst wünschen, daß unser neues Reich doch auch solch ein Doppelinstitut in Berlin und Rom errichte und geschickt organisire. Wir können darin, ohne uns dessen schämen zu müssen, Paris ganz und gar zum Muster nehmen. Der Palast Caffarelli und die archäologische Einrichtung in Rom scheinen bestimmt nichts derartiges im Schilde zu führen oder gar zu leisten.

Digitized by Google

Nach diesem reizenden Kunstpalast folgt am Quai d'Orsay das Gebäude der Caisse d'amortissement et des dépôts et consignations, ein schon älteres Hotel (de Belle-Isle), dessen Eingang in der mit dem Quai parallel laufenden Rue de Lille ist, in welcher Straße und ganz ähnlich nach dem Quai auslaufend sich auch die Gesandtschaften von Spanien und Deutschland befinden, imposante Hotels, zumal das deutsche, ehemals preußische. Aber auch das alte Hôtel de Belle-Isle nebst einer mit ihm verbundenen Kaserne ist höchst ansehnlich.

Aber doch wird es weit überstrahlt von einem herrlichen Gebäude, welches vorzugsweise Le palais du quai d'Orsay genannt wird, ein zu ministeriellen Versammlungen, für den Staatsrath und dessen Sitzungen u. s. w. bestimmter Palast, an dem fünfundzwanzig Jahre gebaut worden ist. Sein Eingang ist ebenfalls in der Rue de Lille, aber seine herrliche Façade geht nach dem Quai d'Orsay hinaus. Prächtige Säulenordnungen, toscanische und jonische, erheben sich übereinander; die ganze Façade ist 19 Fenster breit, die Fenster von Arcaden eingefaßt, wie denn auch der Haupthof des Palastes aus zwei Reihen Arcaden übereinander besteht. Und was hat die Commune damit gethan? Wir werden das gleich sehen.

Dem Palais du quai d'Orsay folgt der „Palast der Ehrenlegion", ein viel weniger bedeutendes Bauwerk. Auch sein Eingang ist in der Rue de Lille, ein ansehnlicher Colonnadenhof, der vorn an der Straße einen Triumphbogen hat mit der Inschrift: „Honneur et Patrie." Ursprünglich für einen Fürsten von Salm gebaut, kam er im Jahr 1830 in Besitz der Regierung. Die Hauptfaçade geht zum Quai d'Orsay hinaus, auf einer Terrasse gelegen, wie denn mehrere Gebäude am Quai gartenartige Terrassen haben. Doch ist sie, wie



Digitized by Google

schon angegeben, nicht bedeutend, oder erscheint nicht bedeutend wegen ihrer Nachbarschaft. Denn nach ihr folgt an demselben Quai schon wieder ein Gebäude ersten Ranges und von altklassischem Styl, welches, obwohl auf dem linken Seineufer gelegen, dennoch den grade vorliegenden Concordienplatz nach Süden reizend abschließt, und deßwegen mit ihm im Zusammenhang bleibend besprochen werden muß.

Aber was soll ich nun noch sagen von den weiteren noch immer am Quai d'Orsay gelegenen Gebäuden, von denen eins, ein gouvernementales Tabaksdepot, fünf Stockwerk hoch ist, und das ihm zunächst liegende, das Ministerium des Auswärtigen, an Zierlichkeit den koquettesten Bauten aller Neuzeit sich anreihen darf? — Nur eine zweithürmige Kirche, etwas in die Stadt hinein uns führend, darf nicht unerwähnt und unbetrachtet bleiben, die S. Clotilden-Kirche, ein ganz neuer Bau, aber ungemein glücklich den alten gothischen Styl wiedergebend und auch reich geschmückt mit meisterhafter Kirchenkunst aller Gattung. Die Stadt Paris mag die Kirche als ein bleibendes Andenken an die Königin Amalie verehren. Fast könnte uns die Kirche, freilich in einfacheren Elementen gehalten, an die Kirche von S. Ouen in Rouen, oder an die Votivkirche in Wien, wenn ich mich nicht etwa irre, erinnern.

So ist denn der Quai d'Orsay allerdings die schönste Seineeinfassung. Oder soll ich sagen: „Er war es?"

Der Maimonat des Jahres 1871 ist eine der furchtbarsten Katastrophen in der Weltgeschichte gewesen. Die Weltstadt Paris war in die Hände einer entsetzlichen Horde gefallen. Alle Monumente, die zur Ehre Gottes und als wichtige Staatsinstitute errichtet worden waren, sollten vernichtet werden. Und wirklich begann man das Entsetzenswerk.

Vor Allem mußte das „Palais du quai d'Orsay" niedergebrannt werden. — Und es brannte nieder! Nur die Mauern

Digitized by Google

blieben stehen. Ihm mußte der Ehrenlegionspalast folgen, — er wurde niedergebrannt. Niedergebrannt ward der Palast der Caisse des Dépôts, und die Kaserne neben ihm war großentheils zerstört, während die Bomben der Belagerer oben darüber hinsausten und entsetzlich einschlugen. Mehr als fünfundzwanzig Geschosse fielen allein in den Palast des Corps legislatif, ja selbst in den Louvre schlugen Bomben ein. — Und dazu brannten die Tuilerien, eine Façade von mehr denn tausend Fuß Länge! In der Rue Rivoli brannten über 12 Häuser, mitten zwischen ihnen das Finanzministerium! So brannte es auf beiden Seiten des Flusses, westlich vom Pont neuf! Und östlich davon brannte es ja auch, — in der Cité brannte es, auf der Rive gauche und Rive droite brannte es, — Paris brannte, ganz Paris drohte abzubrennen! Auf dem Pont neuf muß es in jenen Tagen entsetzlich ausgesehen haben. Noch heutigen Tages sieht man Panoramen vom brennenden Paris! Man sieht sie mit Schaudern an und sagt: „Nein, das kann nicht gewesen sein.“ Und doch ist es gewesen! Drinnen all' überall Feuersbrunst, von draußen her ein grausiges Bombardement. — So brannte der Quai d'Orsay nieder. Von der Rue de Lille reichten die Mordbrenner denen am Quai d'Orsay die Hand, — in der Rue de Lille brannten 22 Häuser nieder, von denen manche eher Paläste als einfache Wohnhäuser waren. — Ja, als nun endlich am Abend des 24. Mai die Truppen Herren der Situation wurden, da fand man sogar unter dem Münzpalast drei Tonnen Pulver und lange electrische Drähte, um auch die Münze noch zu sprengen!

Aber genug davon an dieser Stelle. Vielleicht kommen wir noch einmal auf die Mordbrennerei in zusammenhängender Weise zurück.

Und wo war denn diese Commune? Woher kam sie?

Digitized by Google

Wo wohnte sie? Wie organisirte sie sich so plötzlich? Wie konnte sie in Paris dreiundsiebenzig Tage herrschen?

Das kann nur Gott wissen!

Aus allen Stadttheilen mag die Satansbrut zusammengeflossen sein, — ja sie gebar sich ganz selbst, sie entstand in der kleinsten Contactszeugung. Ein Communard steckte den anderen an, — es war eine jener Geistespesten der Menschheit, jene furchtbare „moral insanity“ der Weltstadt, die man wohl sporadisch hie und da gesehen hatte in anderen Orten, aber nie zu einem solchen vielköpfigen Ungeheuer angeschwollen!

Und wo blieben diese Communisten? — Keiner weiß es.

Am meisten mögen sie aus dem Volksviertel gekommen sein. Und dieses Viertel müssen wir jetzt durchwandern, — ganz ohne Furcht können wir es durchwandern. Keine Spur irgend eines Communard werden wir treffen. Sie sind nur dann da, wenn der Teufel in das Quartier hineinfährt, — aber dann sind sie auch ganz bestimmt da, — immer wieder dieselben wie im Mai 1871. Und wer weiß, ob sie nicht auch längst bei uns schon einlogirt sind, — mitten in Berlin?

Digitized by Google

## V.

# Das Arbeiterviertel.

Wohl nie hat ein Dichter so das ganze Grundwesen seines Volkes gekannt und im Liede wiedergegeben, wohl nie so aus dem innersten Gemüthe desselben, so weit es ein Gemüth hat, herausgesungen, wie Beranger unter den Franzosen.

Mitten im unteren Pariser Volk geboren im Jahr 1780 und in zartem Alter schon von dem Schrei nach Freiheit wachgehalten, von allen Leiden und Freuden der Misère eines kleinen Lebens umgeben, von einem armen Schneider, seinem Großvater, kümmerlich ernährt, — dann Aufwärter in dem Wirthshause einer kleinen Stadt, — endlich Lehrbursche bei einem Buchdrucker, der sich des Knaben annimmt und zu seiner Ausbildung möglichst wirkt, zeigt Dieser schon früh sein anmuthiges Talent zur Poesie im Volkston. Er findet vornehme Gönner; er ist ihnen herzlich dankbar; aber seine Muse kennt nur sein Volk, das unter Noth und Sorgen arbeitende, seufzende, singende, jubelnde und zu Zeiten muthig revoltirende. Deßwegen muß er sich bald mit irgend einer reactionären Censur umherzausen; bald wird er eingesperrt, bald muß er Geldstrafen geben, deren Betrag er sich mit seinen verpönten Volksliedern zusammensingt, — der ganze Beranger, seine

Digitized by Google

Stimme, seine Stimmung, seine Laune sind gar nicht auszurotten. Im Gefängniß singt er seine besten, seine verbotensten Freiheitslieder; im Umgang mit vornehmen Leuten gewinnt er sein liebes Volk erst recht lieb. Nichts kann ihn abwenden von dem tiefen Grundzug seiner ganzen Seele, von seiner Rechtlichkeit, von seiner Warmherzigkeit für alle Leiden und Kümmernisse der „bonnes gens", seiner „braven Leute". Nichts verlockt ihn, in höhere Sphären einzulenken, nicht die Julirevolution, nicht das Jahr 1848, in welchen Zeiten man ihn, den ächten Volksfreund, mit allen möglichen Würden und Aemtern überhäufen will. Immer ist Beranger auf der Seite seines Volkes, und darum gefürchtet und gehaßt von allen Regierungen, die ein schlechtes Gewissen haben. Ja, als er stirbt, als er todt im Sarge liegt, kurz vor den „Julitagen" des Jahres 1857, da hat der dritte Napoleon Furcht vor dem todten „chansonnier". Und während sein Leichenbegängniß von der kaiserlichen Civilliste bestritten wird, ist die ganze Pariser Polizei auf den Beinen, und eine ganze Armee steht heimlich schlagfertig in den Kasernen, um des dahingeschiedenen Beranger Freiheitsgesänge zu ersticken.

Da ist denn jeder Pariser Arbeiter, jeder Handwerker, ja jede Pariser Putzmacherin eine lebendige Illustration zu Berangers „chansons". Da kennt denn jeder Student, jeder „épicier", jeder „gamin de Paris" den gemüthlichen Enkel des armen Schneidermeisters, der für Alle, zumal für Die, die unter dem Druck eines harten Daseins leben, ein freundliches Wort, einen Trost, ein Lied gewußt hat, mag das Lied auch manchmal etwas barsch, hart oder anstößig sein, — Beranger, von dem darum wieder das Volk mit Begeisterung und Stolz singt:

„Im Knopfloch trug er keinen Orden,
Honneur, honneur à Béranger."

Digitized by Google

Aber wo wohnen nun die „bonnes gens“ des gemüthlichen „chansonnier“? Wo ist das Arbeiterviertel von Paris?

Wenn wir das Wort „Arbeiterviertel“ im strengen Sinne des Wortes nehmen, so möchten wir fast ganz Paris ein Arbeiterviertel nennen. In Paris wird außerordentlich viel gearbeitet, ja im Verhältniß wohl mehr als in anderen Städten. — Der Pariser, sei seine Stellung, welche nur immer, ist ein ungemein fleißiger Mensch, vielmehr erwerbungslustig als erwerbungssüchtig. Fast Jeder, und darum auch die ganze Stadt, macht in seiner Arbeit, um sich zu ernähren, nur zwei Pausen, die eine etwa zwischen acht bis zehn Uhr, die andere um 4, 5, 6 Uhr oder noch später, ein Umstand, der namentlich den Deutschen anfangs unbequem, lästig und fast unmöglich ist, bis man sich daran gewöhnt hat und man dann diese Einrichtung höchst practisch findet. Vergleicht man nun gar erst in den eigentlichen arbeitenden Klassen beide Nationen, die deutsche und die französische, miteinander, so schlägt der Vergleich in Bezug auf anhaltende Tagesarbeit, auf Schnelligkeit und Arbeitslust gänzlich zu Gunsten der Pariser aus. Die meisten deutschen Arbeiter unterbrechen sich alle Augenblicke in ihrer Arbeit, sind langsam und unlustig und eben wegen der Unlustigkeit grob bei der geringsten Einrede, und arrogant, oft bis zum Uebermaß. Doch will ich unsere Landsleute nicht tadeln; ich will nur die Pariser beschreiben.

Der Pariser arbeitet nicht nur den ganzen Tag, sondern er arbeitet auch die ganze Woche. Am Montagmorgen fehlt ebensowenig Jemand bei seiner Arbeit, wie an jedem andern Wochentag. Und dazu haben auch die Frauen und Töchter des Handwerksstandes seltsam fleißige Hände. Alle helfen mit, in Stände hinein, in denen die Cooperation von Frauenhänden gar nicht vermuthet werden sollte. Das männliche Geschlecht ist fast überall Producent; es arbeitet

Digitized by Google

hinten im Hause. Die Frauen und Töchter bringen die Waare dann an den Mann. In unglaublich vielen Läden, was auch immer in ihnen verkauft werden mag, verkaufen nur junge Mädchen, während die ältere Dame an der Thür in dem „Comptoir" sitzt und die Controle, besonders das Verkaufsbuch führt.

Nichts ist angenehmer, Nichts anmuthiger, ja Nichts ist reizender, als in einem Pariser Laden — er braucht gar nicht ersten Ranges zu sein — etwas zu kaufen. Besonders werden mir alle deutschen Damen, die Pariser Läden besuchten und in ihnen Einkäufe machten, beistimmen. Ich kann das nicht weiter detailliren. Es ist aber so. Doch darf man nicht zu viel handeln. Während man in Italien, vom Norden bis Süden, im Süden aber viel mehr als im Norden, in den Verkaufsläden unverschämte Preise findet, von denen man ziemlich jedesmal mindestens ein Dritttheil abhandeln muß und abhandelt, ohne daß die Verkäufer das übelnehmen, würde man doch in Paris etwas still angesehen werden und Nichts erlangen, wenn man sich auf bedeutendes Handeln und Herabdingen legen wollte. Auch findet man für die gewöhnlichen Artikel nirgends übertriebene Preise. Der Luxus freilich mag sich vorsehen. Aber er ist ja auch nicht nöthig, und namentlich nicht nothwendig in der bürgerlichen Pariser Gesellschaft.

Kurz, ich behaupte der Pariser Arbeit gegenüber das Allerbeste in Bezug auf Fleiß und Zuvorkommenheit.

Aber Sonntags und Festtags! Da ist der Pariser „ouvrier" in seinem Elemente. Wirklich alle Klassen und Graduationen von Menschen, die die ganze Woche arbeiten, nehmen am Genuß des Sonntagsnachmittags Theil. Und da, wie ich eben gesagt habe, auch das weibliche Geschlecht an der ganzen Wochenarbeit Theil nimmt, so hat es und erlangt es auch am Sonntag seine vollste Berechtigung zum Genuß.

So ist denn wirklich am Sonntagnachmittag das Pariser

Digitized by Google

Mannesleben recht eigentlich das Pariſer Frauenleben. Er und ſie zuſammen! Das iſt die Klangfarbe des Pariſer Volksconcertes auch ohne Muſik, — ein Männlein und ein Fräulein, grade wie im Paradieſe! Nur die Toilette iſt franzöſiſch geworden. Gott mag wiſſen, wie ſie es anfangen, ſich immer ſo zu treffen zum großen Cotillon am Sonntagnachmittag. — Wenn ſie auch nicht Alle in Balltoilette erſcheinen können, ſo ſind ſie doch Alle nett und ſauber angezogen. Und ſo ein froher Schwarm von Tauſenden, wohin er auch immer ſummen und lachen mag, wo er ſich auch nur immer niedergelaſſen hat, iſt wirklich wundervoll anzuſchauen. Beſonders iſt die Pariſer Kinderwelt am ſchönen Sonntagnachmittag zum Entzücken, — nun wir treffen ſie ſchon einmal wieder und reden mehr von ihr. Vorläufig müſſen wir einmal in das Arbeiterviertel an einem Wochentag hineinſchauen, vor Allem aber es definiren, ſeinen Bezirk angeben.

Wir können wieder unſere alte Eintheilung von Paris herbeiziehen. Das Arbeiterviertel liegt dem Quartier latin gegenüber. Alles, was nördlich oder nordöſtlich von der Seine, und öſtlich, oder ſüdöſtlich vom Boulevard de Sebastopol liegt, iſt hauptſächlich das Arbeiterviertel von Paris.

Aber wir müſſen auch hier, grade wie beim Quartier latin eine Correction uns erlauben. — Wenn wir den genannten Boulevard von der Seine aus hinaufgehen, müſſen wir doch wohl, an den Boulevard de S. Martin und S. Denis angekommen, uns etwas ſchärfer nördlich und ſelbſt nordweſtlich wenden, etwa die Rue du faubourg Poissonnière oder gar Montmartre hinauf; denn was dort um den berühmten Montmartre herum gebaut worden iſt, ſteckt voll von der arbeitenden Klaſſe, und muß entſchieden zu dem Viertel geſchlagen werden, was wir uns eben betrachten, wenn wir gleich hier, ſüdlich vom Montmartre, in einigen Conflict mit vornehmen Quartieren gerathen.

Digitized by Google

So stehen wir denn vor einem Stadtviertel, zu welchem gegen acht Arrondissements von ganz Paris gehören. Ich sagte aber auch schon oben, daß in Paris viel gearbeitet wird. Wir dürfen uns also gar nicht wundern, wenn das eigentliche Arbeiterviertel so bedeutend groß an Ausdehnung ist, ja uns noch weniger wundern, wenn hier die Population außerordentlich dicht gesäet ist. Sollte ich mich ganz irren, daß hier vielleicht zwei Drittheile aller Einwohner von Paris wohnen, recht eigentlich die „bonnes gens“ des Beranger, die fast „bons enfans“ genannt werden können, wenn nicht bei vorkommenden Gelegenheiten der Teufel in sie fährt und sie zu Teufelsgenossen und Communards macht?

So sind sie von jeher gewesen in diesem Quartier, besonders aber seit dem Anfang der Revolution von 1789. Im äußersten Südwesten des Quartiers steht das Hôtel de Ville; dort war auch der Grèveplatz; dort mündeten die Rue du temple und die Rue S. Antoine, die beiden Pulsadern des Volkslebens vom ganzen Viertel. Hier kamen die ersten Volksjustizacte im Jahr 1789 vor. Hier ward der Herr von Flesselles beim Herausgehen aus dem Stadthaus niedergeschossen am 14. Juli. Von hier aus wälzte sich der Menschenstrom längs der Rue S. Antoine nach der nahen Bastille, die genommen ward. Von hier aus trug man auf den Spitzen von zwei Piquen die Köpfe von Flesselles und von Launay umher, dem Gouverneur der Bastille, denen sich noch andere Köpfe von Officieren hinzugesellten. Hier hißte man den unglücklichen Foulon à la lanterne den 22. Juli, und der Ruf ward bald stereotyp! Noch im Jahr 1836 sah ich die schreckliche Laternenstange. Dreimal riß der Strick unter dem Gewicht des alten Mannes von 74 Jahren! „On le massacre, on le déchire par morceaux; on lui coupe la tête, on la porte au bout d'une pique par toute la ville, et sur-tout

Digitized by Google

au Palais royal, station solemnelle de tous ces affreux trophées.“ Und vorauf rief man: „Laissez passer la justice du peuple.“ So schrieb damals ein Augenzeuge, begeistert von der Revolution, angeekelt von ihren Mitteln.

Zu gleicher Zeit schleppte das Volk die Kanonen vom Invalidenhotel auf den Montmatre; von ihm hat das Volk im Jahre 1871 dasselbe Kunststück gelernt. Von diesem Viertel zog im Anfang des October das Weibervolk nach Versailles, und holte sich den König. Auf dem Grèveplatz wurden die ersten Experimente mit der Guillotine gemacht; Einer der ersten Geköpften war Favras, der Abentheurer, und doch der Gatte einer deutschen Prinzessin. — Kurz, die Revolution von 1789 hatte hier in diesem Quartier ihre Brutstelle, wenn sie auch im Palais Royal durch Camille Desmoulins zur Erscheinung kam.

Und bei welcher Revolution hätte das Volksquartier nicht die Hauptrolle gespielt, wenigstens die Haupthelden geliefert? Der gräßliche Juni im Jahr 1848 war recht eigentlich der Ausdruck der „ouvriers“; nur fand er rechtzeitig einen Cavaignac. Und mit Mitraillen und raschem Blutvergießen war die Sache abgemacht.

Der Commune von 1871 mußte man ja leider Zeit lassen, und sie organisirte sich hinreichend, um gegen den Besitz zu wüthen, ebenso wie sie 1789 gegen vornehme Menschen gewüthet hatte.

Und dennoch wandern wir ganz unbefangen durch das Quartier! Nun, auch äußerlich hat es sich ganz merkwürdig verändert, gebessert, veredelt. — Schon beim Hôtel de Ville, ja schon bei der Tour S. Jacques, recht eigentlich dem äußersten Südwesten des Volksquartiers, sieht Alles ganz anders aus als vor 40 Jahren. Alles ist gesäubert, geordnet, erweitert, möglichst mit Platanen bepflanzt, — zwei Theater stehen sich

Digitized by Google

einander gegenüber; frisch sprudelt die renovirte Fontaine; der alte Schmutz im alten Winkel ist eine anmuthige Pracht geworden! — Und wo ist der alte Grèveplatz mit seiner „lanterne“ geblieben? Wenn nicht die Seine dort längs des Quai flösse, man würde im eigentlichen Sinne sich in einem ganz fremden Stadtviertel befinden. Es sind dort über dreihundert Häuser alten Schlages zusammengekauft, abgerissen und die ganze Gegend umgebaut worden. Und nun gar jenseits des „Stadthauses“! Bis dahin, bis in die Rue S. Antoine, ist die aristokratische Rue Rivoli vom Concordienplatz hergeführt worden! Das ist großartig, das ist schön, das ist vornehm. So ist das Hôtel de ville, recht eigentlich wie ein Königsschloß gelegen, ein wirklicher Palast geworden, — Grund genug für die Commune, ihn abzubrennen, ohne freilich ihn damit vernichten zu können. Aber schaurig muß es ausgesehen haben, als auch hier an der Seine, einander fast vis-à-vis, das Hôtel de ville und das Palais de justice in Flammen aufgingen.

Auf die graden Straßen Rue S. Denis und Rue S. Martin haben von ihrem Typus viel verloren; und nach unserm Plan müssen wir doch wenigstens von der letzteren als zum Volksquartier gehörend einiges sagen. Während sie früher als eine grade Verlängerung der auf dem linken Seineufer oben von der Barrière d'enfer herabkommenden Rue S. Jacques angesehen werden mußte, und ebenso wie die Rue S. Jacques wegen der Menge der Passanten zu Wagen und zu Fuß oft zu den Communications-Impossibilitäten gehörte, ist sie jetzt viel friedlicher geworden wegen des in ihrer nächsten Nähe ganz parallel mit ihr laufenden Boulevard de Sebastopol, der hier ein ebenso glücklicher Griff zur Verbesserung von Paris ist, wie wir ihn am jenseitigen Ufer als Boulevard S. Michel neben der Rue S. Jacques gesehen haben. — Auch

Digitized by Google

hier behaupte ich, daß von allen Pariser Straßencorrectionen und Hausmanniaden diese doch die bedeutendste, die nützlichste, die großartigste, ein unzerstörbares Denkmal für das zweite Kaiserthum ist.

Aber auch gegen seine Mitte und gegen seine Peripherie hin ist das Arbeiterquartier ganz bedeutend gelüftet und gelichtet worden durch mehrere Boulevards, welche schnurgrade und oft von ansehnlicher Länge quer durch das alte Häuserchaos hindurchgetrieben sind. Sie verbinden meistens bedeutende Punkte, die selbst, wenn man nur den Plan von Paris recht ansieht, strategisch wichtig sind. So liegt am Place du chateau d'eau, am Ende des alten Boulevard S. Martin neben dem Theater und dem schönen Brunnen, wo sechs theils alte, theils neue Boulevards sternartig zusammentreffen, die große Kaserne des „Prince Eugène". Da nun die neuen Boulevards sämmtlich kein Straßenpflaster haben, aus welchem sich Barricaden machen ließen, so kann die Militärmacht in der Kaserne sehr leicht und ganz ungehindert nach den verschiedensten Seiten wirken. — Nehmen wir nun noch hinzu, daß auch am Platze des Hôtel de ville eine ganz neue Kaserne liegt, und daß in deren nächster Nähe auf der Insel der Cité sich wieder eine Kaserne befindet, während ganz abgesehen von verschiedenen kleineren Kasernen hie und da im Arbeiterviertel, dicht vor der Stadt am Südostrand des Arbeiterviertels eine wirkliche Militärcitadelle, das bekannte Schloß von Vincennes, Achtung gebietet, so kann man wohl sagen, daß auch diese Militäranlagen sehr geistreich vertheilt sind, um die inneren Feinde von Paris in Zucht und Ordnung zu halten, und daß nur die allerunglücklichsten Zustände innerhalb der belagerten Stadt die Commune aufkommen lassen konnten. Vergessen wir auch das nicht, daß die beiden bedeutenden Gefängnisse Mazas und la Roquette mitten in dem Arbeiterviertel liegen, daß aber auch

Digitized by Google

eine Reihe tüchtiger Hospitale daselbst sich befinden, z. B. das in meinen Studentenjahren von mir fleißig besuchte S. Louis, in welchem der seiner Zeit so berühmte Baron Alibert seine Klinik hatte und seine bis an die vollständige „farce“ streifende Vorträge hielt, — und das Hospital Lariboisière, welchen Anstalten die Kaiserin Eugenie als eine ächt katholische Wohlthäterin der Unglücklichen noch das im Jahr 1860 gegründete Hospital der S. Eugénie hinzugefügt hat.

Bei Nennung der Gefängnisse fällt gewiß, falls diese Zeilen einem alten Kenner von Paris in die Hände kommen sollten, einem solchen Kenner der ehemalige „Tempel“ ein. — Vom Stadthaus geht grade nach Nordosten eine alte, ächte Pariser Straße, die Rue du temple nach dem Boulevard hinauf, der dort ebenfalls Boulevard du temple heißt. In dieser Straße stand früher der alte Thurm du temple, nach welchem noch heute das Quartier, das dritte Arrondissement „du temple“ genannt wird. Grade sechshundert Jahre hat das Gefängniß gestanden. Es ward im Jahr 1212 gebaut. Am 11. August 1792 ward die ganze königliche Familie hieher gebracht; von hier ging der unglückliche König Ludwig XVI. am 21. Januar 1793 zur Guillotine. Im Jahre 1811 ward das traurige Gebäude abgetragen. Aber den Namen hat man nicht verschwinden machen können. Noch eine andere Schandthat hängt an dem Namen „temple“. Auf dem Boulevard du temple war es, wo Fieschi mit seinen Mordgenossen Morey und Pepin am 28. Juli 1835 seine Höllenmaschine auf den König Louis Philippe richtete und damit 18 Menschen um das Leben brachte. Am 16. Februar 1836 ward er mit Pepin guillotinirt. Bald darauf sah ich noch das unselige Fenster hoch unter dem Dach, und selbst die Wittwe des Pepin vor ihrem Krämerladen nicht weit von der ehemaligen Bastille, wo sie eine sehr populäre Person war.

Digitized by Google

Temple — Bastille! — In ersterem hielten die Citoyens ihren König gefangen, um ihn dann hinzurichten, — in der zweiten hielten die Könige ihre mißliebigen Unterthanen gefangen und machten sie auch wohl ganz verschwinden, wenn es ihnen gut dünkte. Die Bastille war bekanntermaßen ein festungsartiges Thurmsystem in länglich-viereckiger Form, nach außen nur mit länglichen Lichtspalten versehen, gewiß mehr gräulich anzusehen als ihrem Wesen nach schrecklich. Bei ihrer Erstürmung fanden sich, wenn ich nicht irre, nur sechs Gefangene vor. Die ganze Einnahme war Schurkerei und Feigheit, nachdem die Bastille etwa vierhundert Jahre gestanden hatte. — Um die dem Volk so verhaßte Stelle, die ich im Jahr 1836 noch in ziemlich wüstem Zustande sah, populärer zu machen und den traurigen Namen auszutilgen, ward im Jahr 1840 auf dem Platz eine eiserne „Julisäule" errichtet, welche die Namen sämtlicher Julikämpfer enthält und wirklich über deren Asche sich erhebt, während früher das „Juligrab" vor dem Louvre sich befand, wie wir beim Louvre sehen werden.

Wir wollen nunmehr versuchen, einen etwas geregelten Gang durch das Quartier zu machen, um einige besonders bemerkenswerthe Bauten aufzusuchen, wobei wir freilich von vorn herein die Idee aufgeben müssen, großartige Monumente der Architectur zu finden.

Noch einmal gehen wir zurück zu unserem ersten Ausgangspunkt, zu der Tour S. Jacques, um einen flüchtigen Blick zu werfen auf das hübsche gothische Baumonument, den Ueberrest einer alten Kirche. Unten in seiner Halle steht eine Büste des berühmten Pascal. Der Raum ist umgrünt von hübschen Baumparthieen; frisches Wasser sprudelt in der Nähe, — zwei Theater stehen zu beiden Seiten des Platzes, der früher wirklich scandalös war und jetzt den vollen Eindruck von Pariser Eleganz macht.



Digitized by Google

Dann das Hôtel de ville, das Rathhaus von Paris, im Jahr 1532 angefangen, aber erst im Anfang des nächsten Jahrhunderts vollendet, so weit der ursprüngliche Plan ging, welcher nur das Mittelstück mit den beiden Einfahrten umfaßte. So war es noch zur Zeit der Revolution von 1789, das lebhafteste, architectonisch bunteste Gebäude von ganz Paris, dennoch anziehend in hohem Grade und in allen seinen Einzelnheiten zierlich, aber die Façade entschieden viel zu klein für den ganzen Baustyl. Darum hat denn das erste Kaiserthum, die Restauration, und besonders Louis Philippe das Stadthaus nach allen Seiten hin ausgebaut, so daß es von dem alten Hôtel de ville wesentlich verschieden und gewiß noch dreimal so groß geworden ist. Jetzt ist es wahrhaft prächtig zu nennen, freilich bunt, bunt, bunt nach allen vier Himmelsgegenden hin, — Fensterbogen, Säulenschmuck, Pavillons, Dachgiebelfenster, Nischen mit Statuen; — je mehr man es ansieht, desto weniger kann man es im Gedächtniß behalten; je gewissenhafter man es beschreiben will, desto weniger giebt man einen klaren Begriff davon. Von allen Pariser Bauten ist das Pariser Stadthaus der parisischste Bau.

Und so ist der Palast auch im Innern. Nirgends so viel Raum, so viele Räume, Säle, Gallerieen, Festhallen — schneeweiße Marmorfarbe und Gold, Fresken und Statuen und Büsten — wie im Pariser Rathhaus, wirklich ein Feenpalast vom reinsten Wasser!

Da kommt die Commune heran und steckt den Palast in Brand und nährt den Brand fleißig mit Petroleum. Und nun brennt es allüberall in der irdischen Herrlichkeit; — unten brennt es bis in die Keller hinein, und oben brennt es zum Dach hinaus, aus allen Fenstern brennt es. Lange brennt es, immer mehr brennt es, — zuletzt: „Il n'en reste que les murs. Tout a été dévoré par le pétrole ou par la poudre.“

Digitized by Google

So sagt der französische Bericht nach den schrecklichen Maitagen von 1871. Eine größere monumentale Vernichtung hat Paris damals nicht erlitten. In fieberhafter Hast baut die Stadt ihren Palast wieder auf; aber die Schande wird bleiben, so lange Paris bleiben wird. Und das alte, ächte Rathhaus von Paris wird das neue doch nie wieder werden, höchstens dessen Hülle und Schale. Die Geschichte, die ernste und erschütternde, die frohe und die jubelnde, ist daraus entwichen; das Hôtel de ville mit den Reminiscenzen von dreihundert Jahren ist todt, „il n'en reste que les murs"!

Dem Stadthaus gegenüber, oder vielmehr seiner Seitenfaçade nach Osten gegenüber liegt eine sehr bemerkenswerthe Kirche, Saint Gervais et Saint Protais, im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert erbaut, ein hoch herausragender Bau, die Hauptkirche des ganzen Quartiers, dreischiffig, mit Querschiff, ringsum mit Kapellen besetzt und innen reich versehen mit mannigfaltigem Kirchenschmuck. Die Kirchenfaçade paßt nicht zu dem Innern, ist aber entschieden imposant. Das Mittelportal über einer Freitreppe erhebt sich in drei Etagen mit ebenso vielen Säulenordnungen, unten dorisch, in der Mitte jonisch, oben korinthisch, dazu mit verschiedenen Heiligenstatuen geschmückt, — ein Bau der berühmten Architecten Debrosse. Besonders berühmt im Innern ist das Mausoleum des Staatskanzlers Le Tellier, welches wirklich mit dem Mausoleum Richelieu's in der Sorbonne und Colberts in S. Eustache, welches wir bald sehen werden, zu den edelsten Grabmonumenten von Paris gezählt werden muß. Auch dem berühmten Dichter Scarron ist auf seinem Grabe in dieser Kirche von seiner noch berühmteren Frau, der Maintenon, ein Denkmal gesetzt worden.

Unbedingt ist Saint Gervais, wie die Kirche schlechtweg genannt wird, höchst sehenswerth.



Digitized by Google

Aber die folgende steht ihr kaum nach, Saint-Paul-Saint-Louis in der Rue S. Antoine, also kaum einige Minuten östlich vom Stadthaus und von S. Gervais. — Wieder ein mächtig aufsteigendes Säulenportal, 144 Fuß hoch, wieder drei Säulenordnungen übereinander, wieder mit mehreren Heiligenstatuen geschmückte Façade. — In den Façaden der beiden Kirchen, wenn diese Façaden auch verschieden sein mögen, liegt doch derselbe Sinn und Kirchengedanke, — und in der Erinnerung verwechselt man beide leicht mit einander. — Aber S. Paul ist im Innern ganz anders, sie ist eine reiche Kuppelkirche von Richelieu herstammend, mit fünf Schiffen und einem Querschiff; die innere Ausschmückung, Malerei, Vergoldung u. s. w. ist ganz jesuitisch. Keine Pariser Kirche möchte so sehr an die analogen Kirchenbauten in Rom, z. B. S. Ignacio, erinnern, wie diese. Aber freilich sind die Malereien des Pater Pozzo in S. Ignacio in Rom noch nirgends erreicht worden, nicht einmal von ihm selbst bei anderen Ausmalungen. In seinem Genre ist der Mann wirklich unübertrefflich.

Kaum weniger Hauptkirche im Volksquartier als die beiden genannten ist nun wohl eine dritte, unten in der Rue S. Martin, also nicht fern vom Stadthaus gelegene, Saint Merri, eine sehr alte, aber unter Franz I. umgebaute Kirche. Sie überrascht wegen der außerordentlich reichen Gothik ihres Mittelportales, wenn man dasselbe nicht etwas zu reich geschmückt nennen will. Die ganze Façade wäre reizend, wenn nicht der Ausbau von zwei Thürmen, die im Plan der Vorderfront liegen, ganz verschieden ausgefallen wäre und den Totaleindruck der mitten zwischen Häusern liegenden Kirche bedeutend störte. Das Innere besteht aus drei schön gewölbten Schiffen und macht, wenn auch in dem Bausthl manche Inconsequenzen vorkommen, einen guten Eindruck. Zwei Bilder von Vanloo

Digitized by Google

gehören zu den Zierden der Kirche, in der sich auch bemerkenswerthe Sculpturen und Glasfenster befinden.

Dieselbe Straße noch weiter hinauf, auf derselben Seite wie S. Merri finden wir noch Saint Nicolas des Champs, ebenfalls ein altes Gebäude, aber im Jahr 1420 umgebaut und 1576 erweitert. Auch hier sehen wir ein altes, reich geschmücktes Portal, aber mit modernen Statuen geziert, — und im Innern reichliche Sculptur und Malerei. In der Kirche sind mehrere berühmte Personen, Gassendi, das Fräulein von Scudery u. s. w. begraben. Gewiß ist auch diese Kirche sehenswerth.

Wer dazu noch ein Baucurioſum in dieser Gegend aufsuchen will, der lasse sich die Kirche Notre Dame des Blancs manteaux zeigen, etwas nordöstlich vom Stadthaus, dicht an der Rue du temple und der „kaiserlichen Druckerei". Die Kirche, schon aus älterer Zeit stammend, ist vor etwa zweihundert Jahren umgebaut und neuerdings mit dem Portal einer alten Barnabiterkirche, die in der Cité abgebrochen ward, geziert worden.

Etwas weiter die Rue du temple zum Chateau d'eau hin liegt auch noch die kleine Elisabethkirche. Gehen wir nun, da wir einmal in dieser Gegend sind, zum Chateau d'eau und von dort den neuen stattlichen Boulevard de Magenta hinauf bis dicht vor dem „Straßburger Bahnhof", so finden wir rechts daselbst die Lorenzkirche — Église de S. Laurent, die schon 1429 gebaut ward, nach hundert Jahren mehrfache Vergrößerungen erfuhr und endlich 1865—1866, als der Boulevard Magenta aufgeführt war, eine Verlängerung und eine neue Façade erhielt, an der manches Schöne ist. Auch im Innern ist mannigfaltige Kirchenkunst, Malereien von Greuze, verschiedene Sculpturen u. s. w.

Vor Allem suche man doch hier, ziemlich an der Stelle,

Digitized by Google

wo der Boulevard Magenta von der langen und ungeheuer frequenten Rue Lafayette durchschnitten wird, eine neue Kirche auf, an welcher der Name des deutschen Architecten Hittorf ruhmreich hängt. S. Vincent de Paul heißt diese Kirche, am Lafayetteplatz gelegen. Die neue Kirche liegt reizend und ist reizend. Amphitheatralisch steigt der Platz gegen die Kirche auf. Eine prächtige Fahrbahn bildet vor ihr einen Bogen, während mitten durch diesen Bogen eine schöne Freitreppe zur Kirche führt, einer zweithürmigen Basilika, vorn mit einem Tempeleingang, der von drei Reihen jonischer Säulen gebildet wird. Das Mittelschiff des dreischiffigen inneren Raumes ist von einer schönen Holzdecke in vielen hübschen Caseten überbaut, und überhaupt das ganze Innere reich und doch geschmackvoll ausgestattet besonders auf Kosten der Orleans'schen Prinzen, so daß diese Kirche trotz ihres modernen Anstriches dennoch eine großartige Zierde der Stadt gegen den Montmartre hin, den wir ja noch zum Volksviertel zählen wollten, bildet. Noch dichter an dem eigentlichen Montmartre steht nun recht ein Gegenstück zu dieser neuen Kirche, die alte, ganz alte Kirche S. Pierre de Montmartre. Hier stand im Anfang des zwölften Jahrhunderts eine alte Abtei, zu der diese Kirche gehörte. Sie enthält in ihrem Innern Säulen aus der Zeit der Merovinger, und im Chor selbst kostbare antike Marmorelemente, so daß wir hier am Montmartre, auf welchem bekanntlich der heilige Dionysius geköpft sein soll, gewiß eine der ältesten christlichen Stätten von Paris vermuthen dürfen.

Aber wir wollen damit die Kirchen im Arbeiterviertel abgethan sein lassen, wenn auch manche, namentlich neuere in den neuen Arrondissements, z. B. S. Ambroise im elften Arrondissement (Popincourt) dicht beim Gefängniß La Roquette, immer interessant genug sein mögen.

Digitized by Google

Bei Stadtwanderungen, zumal in Weltstädten, ist es immer ein eigener Genuß für mich gewesen, mich der ruhig dahinfluthenden Woge des allgemeinen Verkehrs und dem Zufall zu überlassen. Die Ueberraschung, etwas Besonderes ganz unvermuthet zu treffen, hat einen ganz eigenthümlichen Reiz. — Und so wollen wir uns auch einmal solchem Zufall überlassen. Wir wandern vom Stadthaus noch einmal durch die Rue S. Antoine und zum Platz der alten Bastille. Dicht vor dem Bastillenplatz erblicken wir nach links durch eine kurze Gasse hindurch die Place des Vosges, den Vogesenplatz, einen ziemlich stillen aber hübschen Platz, auch Place Royale genannt, zur Zeit Ludwigs XIII. und Richelieus ein vornehmer Platz. Der „Cardinal" wohnte selbst hier, bevor er das Palais Royal bezog. Auch zeigen die umliegenden Häuser noch den Baugeschmack vor 200 Jahren. Hübsche Baumparthieen und Springbrunnen zieren den Platz und machen ihn selbst zu einem angenehmen Spaziergang. In seiner Mitte steht eine ihrer Zeit berühmte aber doch unbedeutende Reiterstatue des dreizehnten Ludwig.

Jenseits des Bastilleplatzes führt uns die Rue du faubourg S. Antoine zur Place du Trône. Auf dem Wege dorthin erblickt man mehr als ein öffentliches Wohlthätigkeitsgebäude, an welches sich der Name des letzten kaiserlichen Ehepaares ehrenvoll anknüpft. Die heutige Place du Trône war früher die Barrière gleiches Namens, ein ziemlich wüstes Aufhören der Stadt. Aber es geht hier, wie es am schnurgrade entgegengesetzten Ende von Paris geht, an der „Étoile". Auch hier ist die Stadt weiter hinausgeschoben, und die ehemalige Barrière ist zu einem Platz geworden, auf welchen eine Menge von Straßen und Boulevards zum Theil sehr prächtig münden. Am Platze stehen jetzt zwei Säulen mit den beiden Statuen des heiligen Ludwig und des Königs Philipp August. Im

Digitized by Google

Mai 1871 suchte die Commune auch hier Unheil anzustiften. Schon hatte man Vorrichtungen getroffen, die Säulen umzuwerfen; doch wurden die Bestien noch rechtzeitig vertrieben und die Monumente erhalten.

Von hier führt eine breite Avenue zum Thor hinaus nach S. Vincennes. Doch liegt schon am Bastilleplatz ein Bahnhof speciell für die Eisenbahn nach S. Vincennes. Denn die Verbindung mit S. Vincennes und der Umgegend ist sehr lebhaft. Und wirklich muß man S. Vincennes sehen als einen merkwürdigen Waffenpunkt, als eine prächtige Baugruppe, als eine schöne Parkanlage, als eine reizende Gegend.

Die Baugruppe und die Waffenbedeutung hängen auf das Genaueste zusammen und bieten, während die rührige Stadt Vincennes mit 13,000 Einwohnern nichts Bemerkenswerthes zeigt, gar vieles Interessante. Wir haben eine vollständige Citadelle vor uns, eine „Rocca" auf ebener Erde. Die einst so mächtige Zwingburg wurde im Jahre 1164 gebaut und nach zwanzig Jahren von Philipp August umgebaut. Philipp von Valois und seine Nachfolger verstärkten den Bau, ein Thurmsystem von 10 Thürmen, von denen im Lauf der Zeiten nur Einer übrig geblieben ist, ein imposanter gothischer Bau von 170 Fuß Höhe in fünf Etagen, auf dessen Höhe eine wundervolle Aussicht ist. — Unter ihm führt der Eingang in den Schloßhof hinein. Gleich links vom Donjon, vom Thurm, steht das eigentliche Schloß, ein tüchtiger Bau; auf einem kräftigen Unterbau zwei Etagen mit sehr hübscher Ornamentik. Dazu kommen noch andere Militairquartiere, Waffendepots u. s. w., so daß das merkwürdige Arsenal für 120,000 Menschen alle Waffengattungen bietet und selbst zur Noth ebensoviel Menschen unterbringen kann. Besonders als Artillerieschützenplatz ist Vincennes berühmt.

Mitten in all' dem dräuenden Kriegsapparat steht nun

Digitized by Google

eine höchst anmuthige gothische Kapelle aus dem Jahr 1379, deren leichte Bauproportionen wirklich etwas an die Sainte Chapelle vom Justizpalast erinnern könnten. Die ganz freie Lage der Kapelle zeichnet sie besonders aus. Außer den leichten Wölbungen und den schönen Glasfenstern ist sie auch durch das Denkmal des Herzogs von Enghien, der in dem Schloßgraben von Vincennes erschossen ward, berühmt geworden.

Der Park von Vincennes ist in neueren oder neuesten Zeiten ganz umgeändert und in der vollsten Freisinnigkeit dem Publicum geöffnet worden. Denn wenn auch die verschiedenen Schießstände für Artillerie und Infanterie noch immer vorhanden sind, so ist doch durch Herbeiziehung von Wasser, Anlegung von Inseln in einem künstlichen Landsee, Hervorzauberung von Meiereien und allen nur möglichen Anlagen, zu denen auch noch die alte Fasanerie gezählt werden kann, der ganzen Umgegend von Vincennes ein poetischer Friedenshauch gegeben worden, der wohlthuend auf jeden Besucher wirken muß. Aber freilich war die Gegend immer reizend. Sie war es auch vor vierzig Jahren. So anmuthig flossen Seine und Marne ganz in der Nähe davon zusammen beim Oertchen Conflans. Liebliche Inseln mit träumenden Weiden und anderen Gebüschen waren mittelst weißer Brücken verbunden und boten friedliche Spaziergänge und Durchblicke. In dem Oertchen S. Maurice wohnte eine mir befreundete Familie, deren Haus mir jeden Sonntag offen stand. — Vor den brausenden Rädern einer abgelegenen Mühle war ein einsamer, wonniger Badeplatz! O wie ferne lag doch Paris von dem ländlichen Idyll an der Marne! „O wie bisch so nett, wie hesch so heitere Aeugli", hätte man dem silberklaren Nebenfluß der Seine damals zurufen mögen. — Die Irrenanstalt Charenton lag in der Nähe. Besonders interessant waren uns die Räume von Alfort, der berühmten Thierarzneischule, — interessant

Digitized by Google

besonders wegen der eminent schönen zootomischen Präparate. — Hätte der Berliner Hoffmann in Alfort den gräßlichen Reiter auf dem Pferde gekannt, beide mit aufgetrockneten Muskeln und injicirten Gefäßen, er hätte haarsträubende Geschichten davon erzählt, viel schlimmer als seine „Nachtstücke in Callots Manier". — „Hussa, die Todten reiten schnell", war die schaurige Commentirung des grausigen Präparates! Oft, wenn wir Abends im Dunkelwerden nach Hause wanderten, trabte der verruchte Reiter neben mir her! Und mehr als einmal war mir in der Nacht zu Muth, als ob Roß und Mann mit dem Schlag zwölf Uhr die drei Treppen in unserm Hotel Valois in der Rue S. André des arcs heraufgetrabt kämen und mir einen Besuch abstatten wollten.

Und so habe ich mir denn noch einmal mittelst des Reiters von Alfort eine reizende Reminiscenz verdorben, die ganze, wonnige Reminiscenz an S. Vincennes und die tändelnden Wellen der Marne zwischen den Inseln und unter dem hängenden Weidengebüsch, — zum Glück für meine Leser; denn ich war eben auf dem besten Wege, sentimental zu werden. — In der That hat sich ja auch Paris so weit hier hinausgedrängt, daß vielleicht Niemand, der heute dort umherwandert, auch nur noch eine Spur jener holden Wasser- und Weidenelegien zu finden im Stande sein würde. Silva nemusque fuit qua nunc est maxima Roma heißt es gewiß auch am Südostende von Paris. Und wir kehren in die Stadt zurück.

Da treffen wir denn gleich, wenige Minuten nördlich von der Place du Trône eine andere Elegie, etwa mit der Ueberschrift Memento mori. Wir betreten den berühmten Kirchhof Père la Chaise, noch vor vierzig Jahren außerhalb der Stadt gelegen, heute innerhalb der Ringmauern mitten im Quartier der Lebendigen sich befindend, welche hier recht eigentlich vom

Digitized by Google

Tode und von den Todten leben. Jedermann macht hier Kreuze, Christbilder, Marmordenkmale, Blumenbouquets und Todtenkränze. Nirgends habe ich reizendere Immortellenkränze gesehen, als hier vor Père la Chaise. „Wahrlich" — so schrieb ich mir in den Julitagen 1836 auf — „hier scheint ein ganzes Volk unter Marmormalen zu schlummern; und so weit das Auge reicht, thront der Tod auf Denksteinen. — Die Monumente drängen sich dicht aneinander; man staunt über die Unzahl von Marmorsäulen und Pyramiden und Mausoleen. Alles ist dicht mit Gebüsch umwachsen; man weiß nicht ob in diesem Kampfe zwischen Leben und Tod die ewig schaffende Natur oder der ernste Saturn obsiegt. — Aus der unermeßlichen Zahl von Gräbern fielen uns am meisten auf: ‚Abälard und Heloise, ein altes in Form eines Tempeldaches gebautes Mal; Beide liegen in Stein gehauen auf dem Sarkophag, dann die Male von Percy und Chausier, von Kellermann, Macdonald, Massena, Lefebre und besonders von Foy, letzteres besonders schön; Foy steht oben auf dem Denkmal in einer Toga; herrlich sind die Reliefs um den Stein. Dicht dabei ist das Mal von Benjamin Constant.' — Aber wer kann all' die berühmten Namen auch nur lesen, an denen man vorüberwandert?"

Und wie sollte man das auch können, wenn so ein wonniger Frühlingstag auf Père la Chaise liegt? Selbst das prangende Grabmal der Demidoff kann den Frühlingsjubel nicht zum Schweigen bringen. Zwar sehen die zehn schlanken Marmorsäulen, die ein Marmordach tragen, ganz wundervoll aus; auch der unter dem Dach stehende Sarg ist zierlich, ebenso die auf demselben stehende Urne mit einer Krone, — aber wenn man so dasteht und von dem ansteigenden Kirchhof nach Prais hinuntersieht und die Stadt überschaut und die weite, grüne Gegend bis zu den nahen und fernen Höhen-

Digitized by Google

zügen, nun so vergißt man doch den Tod. Und Der müßte ein schlechter Deutscher sein, der nicht an solchem Frühlingstage ein volles Auferstehungsleben athmete, und aus innerster Brust herausſingen möchte:

„Ihr Blümlein alle, heraus, heraus!
Der Lenz ist gekommen, der Winter ist aus!"

Grade vor der Kapelle oben auf dem Kirchhof ist, obwohl die Kapelle selbst einen lugubren Eindruck — man lasse das Adjectiv ausnahmsweise deutsch sein — macht, so recht ein Frühlingsgedanke, eine Auferstehungshymne der Grundton einer empfindenden Menschenseele. — Ich war als Student oft auf dem berühmten Kirchhof; — nie hat er mir einen anderen Eindruck gemacht, als den eben angedeuteten. Und solch ein Eindruck mag vielleicht manchen Genuß in der großen Oper oder im Bois de Boulogne aufwiegen.

Nicht weit von der ansteigenden Höhe des Kirchhofs von Père la Chaise bietet die Stadt einen anderen reizenden Punkt, — oder wollen wir gleich sagen: „zwei reizende Punkte mit der großartigsten Aussicht".

Wer Paris etwas genau sich übersieht, der bemerkt gar leicht, daß nach Nordosten hin zwischen zwei höher aufsteigenden Stellen eine Hauptcommunication in die weitere Landschaft dort offen steht. Diese Hauptcommunication nach außen geschah von jeher schon durch die beiden Straßen S. Denis und S. Martin und die nach ihnen benannten Faubourgs. Dort hielt Ludwig XIV. seine siegreichen Einzüge in die Stadt, aber dort drangen auch in unseren deutschen „Befreiungskriegen" die Alliirten in Paris ein. Aus derselben Stelle führen auch die wesentlichsten Eisenbahnen nach Norden und Osten hinaus. Die Höhen auf beiden Seiten dieser Communicationsfläche sind es, deren ich hier speciell Erwähnung thun muß, die Höhe von Chaumont und die vom Montmartre, beide aus

Digitized by Google

einem sehr festen Kalkstein bestehend, und wirkliche Felsparthieen darstellend.

Wir wollen zuerst zu den sogenannten Buttes Chaumont gehen, mitten im Arrondissement gleiches Namens.

Hier bildet das ansteigende Kalkplateau der Vorstadt Belleville theils in natürlicher Beschaffenheit, theils in Folge von Steinsprengungen und Steinbrüchen, aus denen Paris zum großen Theil gebaut ist, höchst malerische Felsparthieen, Abgründe, Vorsprünge und Kegel. Diese romantisch wilde Scenerie ward durch Kunst noch wilder und romantischer gemacht; man schuf eine kleine „Pariser Schweiz" in engem Rahmen; man leitete Wasser hinzu, man improvisirte einen See, Cascaden, Rasenplätze, Baumgruppen, Höhlen und Wildnisse, und baute zuletzt noch auf der höchsten, fast nach allen Seiten schroff abfallenden Felsenspitze einen Sibyllentempel, der dem berühmten gleichnamigen Tempel im römischen Tivoli vollkommen nachcopirt ist, so daß Paris an seinem Nordostrande, in seinem neunzehnten Arrondissement, ein wirkliches, ächtes Tivoli besitzt, vielleicht die reizendste Scenerie in und um ganz Paris, für welche die Stadt um so dankbarer sein muß, als diese kleine Alpenwelt grade von der Arbeiterregion am leichtesten zu erreichen ist. In meiner Studentenzeit war von dem hochromantischen Park um die Buttes Chaumont noch nicht die Rede.

Desto prächtiger machte sich damals der Montmartre. Und der hat durch die Neuzeit allerdings verloren. Früher lag der prächtige Kalkberg ganz außerhalb der Stadt. Seine Anschwellung, sein Aufsteigen war, wenn auch nicht eben imposant, doch in hohem Grade interessant. Man gerieth an und auf ihm in eine wirkliche Einsamkeit. Seit uralten Zeiten hatte man dort Bausteine gebrochen. Damit nun aber der Berg nicht einmal zusammenstürzte, hatte man in regelmäßigen

Digitized by Google

Zwischenräumen mächtige Pfeilermassen in den Höhlungen der alten Steinbrüche stehen lassen, in die man ziemlich tief hineinwandern konnte. Man befand sich in wirklichen unterirdischen Cyclopenhöhlen von der allerimposantesten Wirkung, die noch dadurch an seltsamem Reiz gewannen, wenn man von ihnen aufwärts schnell die Spitze des Berges erstieg, und sich ungefähr 350 Fuß über der Seine befand.

Wirklich, — nichts Großartigeres als von solcher Höhe herab die Aussicht und der Ueberblick über ganz Paris, zumal an einem schönen Nachmittage! — Alle Kirchen, Kuppeln, Zinnen, Thürme und Pavillons kann man erkennen, und dazu ringsher noch die malerischen Höhen nah und ferne, zumal nach Südwesten hin, wohin man wirklich in eine weite Ferne hinaussieht. Hier oben auf dem Montmartre gesteht man es sich gar zu gerne, daß Paris ganz reizend gelegen ist. — Freilich thut das dem heutigen Montmartre entschieden Abbruch, daß die Stadt ihm so nahe auf den Leib gerückt ist, ihn von allen Seiten umgeben hat. — Früher schwirrte um seinen Gipfel so gern die Macroglossa stellatarum umher, der „Karpfenschwanz", und andere Schmetterlinge. Was wollen die jetzt auf dem Montmartre anfangen! Einen ländlichen Naturreiz hat der Berg nicht mehr.

Und warum mußte denn grade hier in neuesten Zeiten die Commune ihr grausiges Kriegslager aufschlagen? War es nicht genug damals im Jahr 1789, daß die Orgie der Revolution die Kanonen von den „Invaliden" hier hinaufschleppte? War es nicht genug, daß da unten am Fuß des Montmartre, eben in das Arbeiterviertel hinein, im Juni 1848 das entsetzliche Schlachten stattfinden mußte, mit welchem Cavaignac Paris und Frankreich vor der entfesselten Thierheit rettete, ehe sie völlig die Oberhand gewinnen konnte? — Mußte sich denn wirklich noch Entsetzliches wiederholen im Mai 1871?

Digitized by Google

Wer sollte es für möglich halten, daß diese Episoden im Arbeiterviertel stattfanden und bei jeder Gelegenheit, der ersten besten, sich wiederholen können, — wer sollte es für möglich halten, wenn er vom Montmartre, von den Buttes Chaumont herabkommt und sich in die ruhig fluthende Volkswelle jener Rues du temple, de S. Antoine oder der dortigen Boulevards hineinbegiebt! — Hier waren all' die Zusammenrottungen, hier all' die Barricaden, hier all' das Handgemenge, das Morden und Schlachten, denn ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen, was der furchtbare Cavaignac damals vornehmen mußte! — Noch in den Blutlachen, noch in den Hospitalen sind verwundete Communards über verwundete Soldaten hergefallen und haben versucht, sie zu würgen oder mit den Zähnen zu zerreißen, — das habe ich von den glaubwürdigsten Augenzeugen, von Sœurs de charité, die sich im Saale helfend und verbindend befanden, selbst vernommen!

Man kann sagen, daß in jenen entsetzlichen Junitagen von 1848 innerhalb achtundvierzig Stunden 50,000 Insurgenten gegen 100,000 Soldaten sich hinter Barricaden, aus den Fenstern, von den Dächern herab geschlagen haben. Von elf commandirenden Generalen fielen zwei, und fünf starben in wenigen Tagen an ihren Wunden. An Todten und Verwundeten lagen 10,000 Menschen umher. Und sicher wäre der Kampf doch nicht so rasch beendet worden, wenn nicht der Erzbischof Affre, der von der großen Barricade am Bastillenplatz herab den Insurgenten mit den Waffen der unbewaffneten Kirche entgegengetreten und von einem Schuß aus einem Fenster meuchlings niedergestreckt war, mittelst seines Opfertodes eine furchtbare Versöhnungspredigt gehalten hätte.

Aber was hilft das Alles in Paris? Was hat es geholfen, was wird es helfen, wenn 1871 die Commune dasselbe in noch viel infamerer Weise that? Was wird es helfen,

Digitized by Google

wenn selbst noch nach dieser Commune von Paris eine freche Parthei bei uns in Deutschland das rothe Panier hoch hebt, den Communismus predigt und mit der Vorstadt Montmartre, S. Martin, S. Antoine und der Rue du temple vollständig fraternisirt?

Wir Eintagsfliegen wollen indeß, um unsere Wanderung durch Paris fortzusetzen, uns nach dem Boulevard der Arbeiterstadt hin versetzen. Treffen wir doch grade da, wo die berüchtigte Rue du temple vom Stadthause herkommend den gleichnamigen Boulevard trifft und sich jenseits desselben als Rue du faubourg du temple fortsetzt, einen so wundervollen, lebensfrohen und lustigen Platz, auf den eine ganze Menge Boulevards sich ein lachendes Rendez-vous geben, — jenen Platz mit seinem berühmten Chauteau d'eau, dessen brausende Wasser dreimal aus einem oberen Bassin in ein mittleres und dann in ein unteres fallen, um zuletzt noch von allerlei Löwen ausgespieen zu werden, — jenen Platz mit seiner imposanten Kaserne, mit seinem Jardin Turc, seinem Theater Dejazet, denen sich dann längs des Boulevard S. Martin noch der Grand café de Paris, die Theater der Folies dramatiques, des Ambigu comique und der Porte S. Martin anreihen. — Halt! müssen wir hier rufen, denn an der Porte S. Martin hört unser Arbeiterviertel auf. — Aber wer denkt denn eigentlich hier noch an ein Arbeiterviertel! Hier ist ja Alles schon Menschenstrom, Omnibus, Cabriolet und selbst schon vornehmes Eigenfuhrwerk! Hier schon Getümmel, Schnattern und Lachen der leichtsinnigen Menschheit, voller Lebensgenuß der daseinslustigen Pariser Eintagsfliegen. Und so zuvorkommend, so natürlich höflich, so anmuthig anspruchslos sind diese Eintagsfliegen, daß man nimmermehr unter ihnen bösartige Stechfliegen und Bremsen vermuthen möchte, die eine ganze Commune in wenigen Stunden improvisiren können. —

Digitized by Google

Nun, man laſſe ſie laufen, rennen, fliegen, ſummen und ſchwirren, Jeden nach Luſt und nach Geſchäften. Einzelne Erſcheinungen auf dieſem Boulevard können wir noch gar nicht feſthalten, weder unter den Menſchen, noch Caffé's, noch Reſtaurants, noch Theatern, — wir müſſen das Alles nachher noch unter allgemeine Geſichtspunkte zu bringen ſuchen. Nur die beiden hier paradirenden Triumphbögen müſſen wir anſehen, nicht weil ſie etwas Beſonderes und hoch Ausgezeichnetes wären, ſondern weil wir in ihnen die Gränze erkennen zwiſchen dem hier vornehm werdenden Arbeiterviertel und dem hier nach dem Arbeiterviertel hinüberſchauenden und etwas demokratiſirenden Weſtend von Paris.

Die Porte S. Martin, im Jahr 1674 zu Ehren des „großen Louis" nach dreifachen Siegen (Deutſchland, Spanien, Holland) errichtet, iſt 54 Fuß hoch, und ebenſo breit, mit Siegesreliefs auf beiden Seiten geſchmückt, und nicht eben ſehr anſehnlich. Sie diente übrigens den Alliirten im März 1814 zu ihrem Siegeseinzuge in Paris.

Die Porte S. Denis dagegen iſt, obwohl ſchon 1672 aufgeführt, 72 Fuß hoch, und enthält einen prächtigen Durchgangsbogen mit der Ueberſchrift Ludovico Magno, und zu beiden Seiten des Durchganges obeliskenartige Vorſprünge mit Siegeszeichen, allegoriſchen Figuren u. ſ. w.

Beide Bogen ſind immerhin ſehenswerth, die beſcheidene demokratiſche Porte S. Martin, und die ſchon prunkhaftere S. Denis-Pforte.

Hier brechen wir unſere Wanderung ab. Wenn wir ſpäter die vornehmen Boulevards vom Concordienplatz aus hindurchflaniren, werden wir die Porte S. Denis noch einmal antreffen. — Wenden wir uns alſo zum letzten Viertel von Paris, dem Finanzviertel, dem Königsviertel, dem Kaiſerviertel, — dem Stadtviertel, in welchem Paris ſogar ſich



Digitized by Google

selbst übertrifft, in welchem es das eigentliche Paris ist, — das Paris, was der Fremde neugierig aufsucht, mit Staunen betritt, mit Entzücken durchwandert, mit dankbarer Gesinnung verläßt und mit unauslöschlicher Sehnsucht nach Rückkehr bleibend im Herzen bewahrt.

Digitized by Google

## VI.

## Das Finanzviertel, das Königsviertel, das Kaiserviertel.

Oder wie man nur immer will, nenne man den nordwestlichen Stadttheil von Paris, den wir nunmehr betreten! Aber immer gestehe man sich, daß es kaum irgendwo in der Welt ein auch nur annähernd ähnliches Quartier gebe! Genügt es doch fast schon, um das allergünstigste Vorurtheil für dieses Quartier zu erwecken, wenn wir die Hauptarrondissements, die es constituiren, nur mit ihren Namen nennen: „Louvre (1. Arrondissement), Börse (2. Arrondissement), Elysée (8. Arrondissement) und Opera (9. Arrondissement), — den Louvre, in dessen wundervollen Räumen alle und jegliche bildende Kunst ältester und neuester Zeit ihre herrlichsten Altäre aufgeschlagen hat, — die Börse, in deren mächtiger Halle die Finanzwelt mit Milliarden klimpert, — das Elysée, vor dessen Thür die schöne Welt in den elysäischen Feldern auf- und abwogt, — und die große Oper, in deren lichtdurchflutheten Sälen die Musik, der Gesang wunderbare Feste feiert, während die so anmuthig auf- und abflatternde Ballerinenwelt mit Hunderten von Libellen orientalische Märchen aufführt! Ja, ich hatte Recht, wenn ich dieses Finanzviertel,



Digitized by Google

dieſes Königsviertel, dieſes Kaiſerviertel als das Stadtviertel bezeichnete, in welchem Paris ſo gar ſich ſelbſt übertrifft, in welchem es das eigentliche Paris iſt, — das Paris, was der Fremde neugierig aufſucht, mit Staunen betritt, mit Entzücken durchwandert, mit dankbarer Geſinnung verläßt und mit unauslöſchlicher Sehnſucht nach Rückkehr bleibend im Herzen bewahrt.

Und das iſt keine Schreibewendung, keine Phraſe, — es iſt das mein eigenſtes Erlebniß. So war dieſes Pariſer Stadtviertel, als ich es zum erſten Mal betrat im Jahr 1836; ſo war meine Stimmung, als ich es verließ im Jahr 1837. So dachte, ſo empfand ich, als ich die Stadt nach langer Abweſenheit wieder betrat im Frühling 1855, als das eben aufgegangene zweite Kaiſerreich ſeine Pracht angefangen hatte zu entfalten, — ſo im beginnenden October 1869, als dasſelbe Kaiſerreich in tollſter Verblendung über eben dieſe Pracht ſeine reizende Sultanin nach dem Orient entſandte, wohin auch wir nordiſche Barbaren über Paris und Marſeille reiſten zur Einweihung des Suezkanales!

Und nun im Juli des Jahres 1875, als Paris zu einem geographiſchen Congreß die ganze Welt zuſammenzuberufen ſich abmühte, — wie war da jenes Finanzviertel, jenes Königsviertel, jenes Kaiſerviertel?

Nun, der letzte Pharao von Paris war verjagt und in England geſtorben, Napoleon III.! Louis Philipp, der letzte König von Frankreich, lebte nur noch wie eine Sage in der alten Hauptſtadt. — Frankreich hatte ſeine „liberté“, ſeine „égalité“, ſeine „fraternité“ mit fünf Milliarden bezahlen müſſen, die Commune hatte geſengt und gebrennt, — wie war da das Finanzviertel, das Königsviertel, das Kaiſerviertel geworden?

Groß, herrlich, wonnig, göttlich, unbegreiflich!

An einem ſchönen Julitag waren wir von Rheims, wo wir die Façade des alten gothiſchen Domes, vielleicht die

Digitized by Google

schönste Gothik in der ganzen Welt, bewundert hatten, über Epernay und Meaux in Paris auf dem Straßburger Bahnhof angekommen. Der ungeheuere Verkehr des dort mündenden Boulevard überraschte uns desto mehr, je hastiger unser Wagen durch das Getümmel hindurchzujagen versuchte. Im Hôtel de Bade fanden wir einen Augenblick Stille und Sammlung. Dann folgte das Sechsuhr-Diner, — und nun war es uns noch am hellen Tage gegönnt, nach rechts hinunter mit dem Menschenstrom zu schwimmen, und uns links und rechts umzuschauen. Ja, das war wieder das ächte alte und neue Paris, — das Paris der Boulevards, des Prunkes, der strahlenden Läden zu beiden Seiten, in der Mitte die prächtige Fahrbahn mit allem nur denkbaren Luxusfuhrwerk, mit coquetter Reiterei von Militär und Civil, Alle von der höflichsten aber auch wachsamsten Polizei geleitet, gehemmt, gefördert je nach der Nothwendigkeit des Augenblickes! Und unter den jungen Platanen auf breitem Trottoir das gemüthliche, anspruchslose und Jeden in seinem Treiben gewähren lassende Pariser Volk, denn das Treiben darf dort nur das alleranständigste sein; — so plaudern sie nebeneinander hin, so lachen sie, so disputiren sie, — Männer, Frauen, Kinder! Jedem gehört die Welt, aber keiner treibt Mißbrauch mit seiner Welt. — Und wahrhaftig, dieses Weltbesitzgefühl steckt an; es geht auch auf uns über; auch uns gehört Paris, ohne daß wir es in einem Aushungerungsfeldzuge, mittelst eines rohen Bombardements uns erobert haben; wir sind ganz legitim in dem Menschenstrom, dem internationalsten, den es in der Welt giebt, und auf dessen Fluthen man nur deswegen französisch redet, weil die französische Sprache nun einmal die internationalste in der guten Gesellschaft ist, ebenso wie man auf offener See sich englisch zuruft, denn englisch ist die Seemannssprache.

Digitized by Google

Wir schauen links! Da sehen wir im Hintergrund einer schnurgraden Straße die Vendomesäule hervorragen — an jenem Tage (Juli 1875) noch herrenlos, — rechts steht die große Oper in ihrer fast orientalischen Pracht —; dicht daneben das berühmte Grand hôtel —, und nach einigen Schritten oder höchstens Minuten die herrliche in rein griechischen Formen errichtete Madeleine, auf deren Giebelfelde die heilige Magdalene um Gnade fleht für die vor der Kirche vorbeifluthende Sündenwelt, — und nirgends mag die Heilige von Magdala so warnend angebracht sein, wie grade hier, wo man nach dem Concordienplatz hinuntersieht, zu den Champs élysées hinausströmt.

Ja, am Ende der „königlichen" Straße vor der Madeleine, am Ende der Rue Royale der Concordienplatz! Da springen die Fontainen so geschwätzig-lustig im Sonnenstrahl, — da steht der Obelisk so stumm und unbegreiflich in der Mitte zwischen den beiden Bassins, — da sehen wir nach rechts hin in der Ferne den mächtigsten Triumphbogen herausragen über den Baumwegen, — gradeaus steht jenseits des Flusses das Palais Bourbon, — links thut sich der Garten der Tuilerien auf in all' seiner mannigfaltigen Verschwisterung von Natur und Kunst, und man träumt sich so gerne hindurch durch die Alleen und Wege. Dann aber: „O Wehe! Das ist kein Traum!" Da steht die ganze 1200 Fuß lange Façade der Tuilerien ausgebrannt, mit eingestürzten Dächern und Etagen, ein Messerstich für mich, für uns, — weniger für die Pariser; denn der alte Trödel liegt schon so seit vier bis fünf Jahren. — Schräg hinüber wandeln wir über den ungeheuren inneren Schloßplatz zwischen den Tuilerien und dem Louvre, den Carouselplatz und den Napoleonsplatz, während es leise zu dämmern beginnt! Wir treten aus dem Louvre nach Nordwest heraus, gehen heimkehrend durch das Palais

Digitized by Google

Royal mit all' seinem Lichterglanz, dann längs des alten Palastes Mazarin, die Rue Richelieu hinauf zu den Boulevards und finden unser Hôtel de Bade wieder, — das Alles innerhalb einer mäßigen Stunde!

Hatte ich Unrecht, wenn ich dem Stadtviertel so manche anpreisende Beinamen gab? Irrte ich mich, wenn ich grade in der Gegend, in welcher die Arrondissements des Louvre, der Börse, der Oper und des Elysée zusammenstoßen, eine der merkwürdigsten Stellen in der ganzen Welt zeigen zu können meinte?

Begreiflicher Weise läßt sich solche Herrlichkeit auch gar nicht in einem Athem erzählen, gar nicht in einer oder in wenigen Wanderungen durchforschen. Wir müssen uns einen ganz besonderen Plan dazu machen, — vielleicht den folgenden:

„Wir durchwandern erst die Hauptkirchen und suchen uns bei der Gelegenheit auch die Entstehung der neuen Straßen und Plätze im Vergleich zu deren früherer Form klar zu machen. — Sodann wollen wir die einzelnen Paläste durchmustern, zumal den Louvre mit seinen wunderbaren Kunstsammlungen. — Zuletzt ist es uns dann vielleicht noch vergönnt, einen Ausflug nach Versailles zu machen, welches ohne Paris ebenso wenig denkbar ist, wie Paris ohne Versailles. Am allerletzten Ende aber wollen wir nach S. Denis pilgern, wo die ganze Herrlichkeit zuletzt begraben worden ist von Clovis an bis zum achtzehnten Ludwig."

Also zuerst die Hauptkirchen.

Wenn wir im ersten Arrondissement von Paris den Louvre als den merkwürdigsten Palast bezeichnen, müssen wir auch die zu ihm gehörende Kirche zu allererst erwähnen. Das ist die Kirche Saint Germain l'Auxerrois, grade vor dem Louvre gelegen. Sie ist viel älter als der von Franz I. gegründete Palast und stammt noch aus der Zeit, in welcher der Louvre

Digitized by Google

noch eine alte Citadelle bildete, etwa nach Art der Bastille. Ihre Erbauung datirt sich bis in das dreizehnte Jahrhundert hinauf. Im Laufe der sechs Jahrhunderte ihres Bestehens ward sie mannigfaltig restaurirt, da sie die wirkliche Schloßkirche bildete. Als solche mußte sie ihre Sturmglocke das Zeichen zu jener Bartholomäusnacht und zu der Ermordung der Hugenotten geben lassen, dem eigentlichsten Werke der Hofparthei.

Früher kam sie wegen ihrer halbversteckten Lage in schmutziger Gegend — denn der heutige Louvre-Platz war noch im Jahr 1836 ganz anders — gar nicht zur Geltung. Ja, als am elfjährigen Gedenktage der Ermordung des Herzogs von Berri man für den unglücklichen Fürsten eine Seelenmesse lesen ließ in der Kirche — es war noch kein Jahr nach der Julirevolution —, brach der Pöbel in S. Germain l'Auxerrois ein und beging in derselben einen gräulichen Vandalismus. Die Kirche blieb nun geschlossen. — Einmal nur gelang es mir in meiner Studienzeit, in die Kirche hineinzukommen. Ihre Architectur machte einen wundervollen Eindruck. — Und nun, im Jahr 1875, fand ich sie in alle Ehren wieder eingesetzt, dem Gottesdienst wieder zurückgegeben, an dem sehr hübsch geordneten und gleichsam ganz neu entstandenen Louvreplatz frei und sichtbar gelegen, recht ein Juwel der Pariser Gothik, — nur etwas zu modern restaurirt, zu viel Neues hinzugethan. Doch seine alte Architectur ist dem Bau geblieben, ein ganz gleichschenkeliges Kreuz, — an der Hauptfaçade ein vorspringendes Portal mit fünf Eingängen in die fünfschiffige Kirche, Alles hübsch belebt und mannigfaltig gothisch. Schade, daß das Hôtel Cluny nicht unmittelbar dabei steht; das gäbe eine wundervolle Baugruppe. — Im Innern der Kirche erscheint mir zu viel Neues, Modernes; vor vierzig Jahren war Alles einfacher. Sehr hübsch sind

Digitized by Google

die meisten Glasfenster. — Trotz mancher Anachronismen in und an S. Germain l'Auxerrois ist das Gebäude als Ganzes und in allen seinen Theilen im höchsten Grade interessant und verdient die vollste Beachtung auf einer Wanderung durch Paris.

Aus Liebe zur Kirche hat man die ganze, dem Louvre gegenüberliegende Seite des Louvreplatzes im Geiste von S. Germain l'Auxerrois auszubauen versucht. Neben dem alten Gotteshause erhebt sich, dem Louvre-Eingang grade gegenüber ein moderner gothischer Thurm, die untere Hälfte viereckig, die obere achteckig, das Ganze sehr niedlich, je höher hinauf, desto reicher verziert. Mir fielen bei seinem Anblick einige italienische Thürme ein, S. Nicola in Pisa, S. Gottardo in Mailand, eine Reminiscenz, die vielleicht durch Nichts motivirt ist; zumal erscheint der Pariser Thurm wie ein Spielzeug neben den beiden anderen eben genannten. — Und so ist denn im Thurm vor dem Louvre noch ein reizendes Spielzeug zu nennen, das Glockenspiel. Es bildet drei volle Octaven und noch zwei Töne mehr, hat also 38 Glocken und Glöckchen; das lustige Gebimmel paßt wohl zum Louvre, aber nicht zu S. Germain l'Auxerrois, dessen kleiner viereckiger Thurm hinten und seitlich an der Kirche steht, ein achthundert Jahre alter Bau.

Und nun gar erst das neue Gebäude der Louvre-Mairie neben dem neuen Thurm! — Ein unbedingt hübscher Bau, aber auch dadurch unbedingt paradox, daß das durchaus weltlichen Zwecken gewidmete Gebäude eine Menge gothischer Elemente der Kirche wiederholt. — Die ganze Anlage ist das Werk Hittorfs, des eminenten deutschen Baumeisters.

Dieser gothischen und gothisirenden Trias — Mairie, Mittelthurm und Kirche — gegenüber nun die herrliche Louvre-Colonnade!

Digitized by Google

Aber wir wollen erst einige Kirchen besehen! Vom Louvre später!

Wenn wir die Kirche S. Germain l'Auxerrois als Schloßkirche des Louvre ansehen, so bezeichnen wir gleich darauf eine Kirche als zu den Tuilerien gehörend, die Kirche S. Roch. Denn wirklich war S. Roch damals, als das Königthum noch in den Tuilerien wohnte, die eigentliche Hofkirche, zumal bei gewissen Kirchenfesten!

S. Roch liegt fast ebenso dicht bei den Tuilerien, als S. Germain l'Auxerrois beim Louvre liegt. — Nur ist, während letztere beide nur von dem Louvre-Platz auseinandergehalten sind, zwischen den Tuilerien und S. Roch ein unbedeutendes Häuserquadrat, was die Rue Rivoli von der nördlich mit ihr parallel laufenden Rue S. Honoré trennt. In dieser letzteren Straße liegt S. Roch.

An der Hofkirche der Tuilerien hat ein etwas bizarrer Geschmack ein ganzes Jahrhundert gebaut. Im Jahr 1736 ward sie vollendet. Eine Freitreppe von etwa 20 Stufen und in der ganzen Kirchenbreite führt uns zu einem Portal von zwei Stockwerken hinauf. Das untere, aus drei Bogenthüren bestehende wird von vier Gruppen dorischer Säulen constituirt; das obere in Form eines Tempelfrontons, enthält nur ein Mittelfenster und zu dessen beiden Seiten mehrfache corinthische Säulen. — Schon die Façade verräth, daß man eine dreischiffige Kirche treffen wird.

Das Innere dieser dreischiffigen Kirche macht beim ersten flüchtigen Besuche leicht den Eindruck einer gewissen Bizarrerie schon wegen ihrer sonderbaren Abtheilungen. Hinter der eigentlichen Kirche folgt noch eine Gewölbshalle mit einem sehr schönen Deckengemälde, und hinter dieser noch ein Kirchensaal mit einem gekreuzigten Heiland und der heiligen Jungfrau und anderen Figuren, ein großartiges Meisterwerk von Anguier.

Digitized by Google

Rechts davon ist dann noch eine bemerkenswerthe Sculpturarbeit, die Niederlegung des Heilandes in ein Felsengrab. — Und so ist denn die ganze Kirche ein reiches, kostbares Museum der edelsten Kirchenkunst, Malerei und Bildhauerei; von letzterer allein treffen wir Werke von Coustou, Coysevox und dem schon genannten Michael Anguier, Statuen von Mignard, vom Cardinal Dubois, von Le Notre, wie denn auch Corneille, und der Abbé de l'Epée hier begraben sind nebst anderen Celebritäten. — Eine genaue Detaillirung sämmtlicher Kunstwerke in der Kirche würde mich hier unendlich weit führen. Aber Jedem, der sich in Paris etwas sorgsamer umsehen will, muß es eine Pflicht sein, die Kirchenkunst von S. Roch zu studiren, eine schöne, reiche und vielseitige Kunst.

Und so ist denn S. Roch auch, wenn Paris sich in einem zurechnungsfähigen Zustand befindet, ausgezeichnet wegen seiner Kirchenmusik. Wenigstens war die Kirche es zur Zeit des Königs Louis Philipp. Am zweiten November 1836 (Allerseelentag) hörte ich dort eine sehr gute Messe gesungen werden, — am 23. März 1837 (Gründonnerstag) am Abend ein Stabat mater. Jenen Abend habe ich in seinem ganzen vornehm katholischen Ernst in meinem Tagebuch notirt. Der Hof war zugegen, und man mußte früh hingehen, da der Zutritt ja natürlich Jedem frei stand. Schon eine Stunde vor Anfang der Musik waren ziemlich viele Menschen in der Kirche. In den Seitenschiffen patrouillirten Garden auf und ab, und auch die Polizei war reichlich vertreten, weil man Nachfolger von Fieschi, Alibeaud und Meunier fürchtete. Zahlreiche Frauen und Mädchen knieten und beteten ringsum vor Seitenaltären und Kapellen, flüsterten Gebete, schlugen Kreuze, und gar Manche weinten. Wunderbar schöne, blasse Madonnengesichter, umrahmt von schwarzen Schleiern, befanden sich unter den vornehmen Sünderinnen. Dabei schallte die

Digitized by Google

ungeheuer monotone Litanei der Domherren oder Priester im Chor, nur von einem Bassethorn begleitet, einer furchtbaren tuba mirum spargens sonum, die durch Mark und Bein dringt. Mehr und mehr füllte sich die Kirche. Obwohl sie hell erleuchtet war, schienen dennoch all' die schwarzen Gestalten — besonders waren die Damen alle in der tiefsten Trauer — das Licht völlig zu absorbiren. In einer wunderbaren Begleitung von der Orgel, einer ganzen Reihe von Celli und Contrabässen ward dann endlich das Stabat mater von rührend schönen Knabenstimmen in wirklich hold einfacher Weise gesungen; die Composition war mir ganz fremd, aber ihre Wirkung durch das innerste Herz gehend. Mit tiefem Ernst und voller Stille folgte Alles der Musik bis zu Ende.

Langsam floß das Publikum auseinander. So wie der Hof fort war, gingen auch die Soldaten fort. Doch blieben noch zahlreiche Menschen. Sie besuchten noch die Kreuzigungs- und Grablegungskapelle, — ja es war vor diesen ergreifenden Sculpturen des Calvarienberges eine tiefernste Abendstimmung, die uns auf unserem Heimgange trotz des Treibens auf den Straßen noch um halb acht Uhr in die Notredame-Kirche hineinführte. Hier brannten nur wenige Lichter; hier knieten nur wenige Menschen; der mächtige Bau trauerte bis in seine innersten Räume hinein. Und selbst die Studenten vom Quartier latin, denen sonst so leicht, wenn ihrer Mehrere zusammenkommen, eine fröhliche Stimmung eigen ist, gingen schweigend nebeneinander her und verloren sich in ernstem Nachdenken in ihre kleinen einsamen Wohnungen.

Geht man von der Ecke der Rue S. Roch und der Rue S. Honoré, wo die Rochuskirche liegt, letztere Straße wenige Minuten weiter nach Nordwesten, so schneidet man mit ihr eine breite, höchst glänzende Straße, die wir schon kennen, die Rue Royale, an deren Ende rechts herum die ebenfalls schon

Digitized by Google

berührte „Madeleine" prangt. Denn wirklich mag das der rechte Ausdruck sein für die Erscheinung der Pariser Magdalenenkirche; wunderbar prangt sie in ihrer Reinheit und Größe.

Auf den ersten Blick sieht man, daß mit der „Madeleine" das Parthenon auf der Acropolis von Athen wiederholt werden sollte, wie verschieden auch die jungfräuliche Athene Polias von der Sünderin aus Magdala gewesen sein mag. — Wer den Tempelbau in Attica kennt, wird sogleich daran denken, daß bei demselben das dorische Säulenelement vorherrscht, während bei der Madeleine der korinthische Schmuck die cannelirten Säulen ziert. — Schon von ferne erkennen wir im Giebelfeld ein mächtiges Hautrelief, Christus am jüngsten Gericht mit der zu seinen Füßen sitzenden Magdalena, ein herrliches Werk des Bildhauers Lemaire.

Eine die ganze Breite der Kirche ausfüllende Freitreppe führt zur Vorhalle der Madeleine hinauf. Diese Vorhalle wird von sechszehn mächtigen und doch unendlich zierlichen Säulen gebildet und ist ein luftiger, hochpoetischer Raum, von welchem man über der vorbeiziehenden Menschenmenge hinweg seitlich den Boulevard hinauf, grade aus aber, wie schon angegeben, nach dem Concordienplatz hinuntersieht. — Von ganz gleichen Säulen ist die Kirche zu beiden Seiten eingefaßt, jederseits ihrer fünfzehn, während acht Säulen die Hinterseite einfassen. Demnach ist die ganze Seitencolonnade achtzehn Säulen lang, ein herrlicher, wenn auch etwas monotoner Anblick, ein ächt griechischer Tempel, wie uns einen solchen aus alten Zeiten Poseidons Heiligthum am Golf von Salerno zeigt als die höchste Tempelpoesie, die ich kenne.

Wendet man sich unter der Vorhalle der Madeleine um gegen die Mittelthür, so findet man, nachdem man unter dem großen Hautrelief des Giebelfeldes die lateinische Inschrift

Digitized by Google

„D. O. M. SVB. INVOC. S. M. MAGDALENAE“ schon von weit her gelesen hatte, über dieser Mittelthür den Gemeinplatz: „Liberté, Égalité, Fraternité“ in großen Buchstaben aufgetragen. Nirgends macht er sich bizarrer — ich sage offen: „frecher, als im Hintergrunde unter der mächtigen Darstellung des jüngsten Gerichtes, ein ächtes Menetekelupharsin!“

Das Innere, von mehrfachem einfallenden Licht beleuchtet, macht einen zwar großartigen, aber für eine christliche Kirche entschieden ganz verfehlten Eindruck. Ich sah es vor vierzig Jahren, als die Kirche noch nicht dem Gottesdienst übergeben, noch vollkommen leer war. Die sich wiederholenden Gruppirungen jonischer Säulen waren allerdings schön, aber doch fand ich schon damals kein recht christliches Element in ihnen. Die Malereien waren damals in ihrer frischen Reinheit herrlich. — Und nun hatte die Kirche seitdem zum Gottesdienst Verwendung gefunden. Gitterwerk und Stühle entstellten mannigfach den weiten Raum, der mir nun ringsher mit aller nur denkbaren Kirchenkunst bis zum Ueberfluß beladen erschien. Der Tempel sah nicht mehr so klar, so rein, so diaphan aus; das einfallende Licht war unzulänglich; denn die Glasfenster legen voll Staub und selbst voll Schmutz, — kurz das Innere der Madeleine, was mich früher bei einem freilich nur flüchtigen Einblick förmlich entzückt hatte, verfehlte bei meinem letzten Besuche jene wundervolle Wirkung, die sie vor ihrer Einweihung und Benutzung machte. — Aber doch besehe man sich alle Details im Innern möglichst genau; sie bilden ein ganzes reiches Museum der neuen französischen Kirchenkunst.

An den Ausmalungen hängt übrigens eine traurige Geschichte. Der französische Maler Antoine Jean Gros, vielleicht der größte Kirchenmaler der modernen französischen Schule, gleich hoch verehrt von Napoleon wie von den Bourbonen, hatte die Kuppel des Pantheon wunderbar schön

Digitized by Google

ausgemalt und damit den Gipfel seines Ruhms erreicht. Er ward sogar Baron, freilich „peu de chose“ für den Meister. Da kam er auf die unglückliche Idee, sich auf die profane mythologische Malerei zu legen, die ihm mißlang grade in der Zeit, als über die Ausmalung der Madeleine verhandelt ward. Keiner wie der Baron Gros war dazu so berufen und geweiht. Er selbst fand darin sein Lebenselement. Aber kleinlicher Sinn und schlechte Intriguen schoben den großen Künstler bei Seite, und die Malerei ward parcellirt und an geringere Maler vertheilt. Am 27. Juni 1835 ertränkte er sich in der Seine. Grade unter der Kuppel des Pantheon erzählte man mir wenige Monate darauf die wehmüthige Geschichte. Aber ganz besonders seitdem ist das herrliche Bild hoch oben in der Kirche der heiligen Genoveva die Canonisirung des Baron Gros in der Kirchenmalerei geworden. Nach ihm ist noch Keiner, wie Er war, gekommen, selbst Ary Scheffer nicht, wie hoch poetisch auch seine Conceptionen und wie mannigfaltig sie auch sein mögen.

Werden wir so mitten in der Kirchenpracht der Madeleine wehmüthig an den Tod eines edlen Künstlers erinnert, so können wir gar nicht umhin, eine Thräne des tiefsten Mitleids zu weinen, wenn wir das Mausoleum eines unglücklichen Königspaares aufsuchen. — Nordwestlich von der Madeleine zieht sich der neue Boulevard Malesherbes hin. Wir gehen ihn wenige Minuten hinauf, bis dahin, wo die Rue d'Anjou ihn durchschneidet. Dort liegt rechts die Chapelle expiatoire. Eine reizende, von einem eisernen Gitter umschlossene Gartenanlage umfaßt ein eigenthümliches zu einer Kapelle verbundenes Kuppelsystem. Ein Weg zwischen fingirten Gräbern führt uns zu der aufgetreppten Eingangsthür dieser Kapelle. Wir treten ein in den stillen Raum, und haben nun nach rechts und links einen erschütternden Anblick, — rechts den

Digitized by Google

König Ludwig XVI., von einem Engel geleitet, aufwärts steigend nach dem berühmten Wort: „Fils de Saint Louis, monte au ciel!“ Aber links die Königin Marie Antoinette! Das schöne Weib kann es nicht fassen, daß sie den vollen Nacken dem Fallbeil bieten soll! Gehalten von der Religion sinkt sie hinten über; lang wallt das Haar über den Rücken hernieder, das sonst so kühne Profil verräth die Todesangst der ohnmächtigen Frau! Zu ihren Füßen liegt ein Schreiben kurz vor ihrer Todesstunde abgefaßt (16. October 1793), — beide Gruppen vom Baron Bosio, dem freilich in Monaco geborenen französischen Canova, aus weißem Marmor gehauen, demselben Bosio, von dem die in der Ausstellung von 1836 allgemein bewunderte Nymphe Salmacis sculpirt ist, Eins jener Werke, die in ihrer holden Naivetät förmlich entzücken.

Seltsame Gegensätze auch in der Kunst! So eine Marie Antoinette und die Salmacis, Beide von derselben Künstlerhand dargestellt, Beide in einer und derselben Pariser Wanderung besprochen, — ja seltsam das! Aber wer jene Marie Antoinette einmal gesehen hat, kann das Marmorbild nie wieder vergessen, — und die Nymphe Salmacis auch nicht, wenn ich sie auch seit vierzig Jahren nicht wieder gesehen habe.

Aber gedenken wir bei der Chapelle expiatoire auch des edeln Mannes, nach dem der neue Boulevard benannt worden ist dicht bei der Kapelle, des Ministers Malesherbes, der freiwillig mit zweiundsiebenzig Jahren vor den Hyänen der Revolution seinen unglücklichen König vertheidigte und ein Jahr darauf mit seiner ganzen Familie freudigen Muthes dasselbe Schaffot bestieg, von welchem der „Sohn des heiligen Ludwig zum Himmel aufgestiegen war“, während die Nachkommen jener Revolutionshyänen in den schrecklichen Tagen des Jahres 1871 auch die Sühnekapelle zu zerstören strebten. —

Digitized by Google

Nein, wir wollen fest daran glauben, daß es Frankreich nie an edeln Männern fehlen werde. Mögen aber die Franzosen es uns nicht verdenken, wenn wir eben so fest glauben, daß das Hyänenthum bei ihnen jeder Zeit wieder losbrechen könne, um alle Schandthaten all' ihrer berühmten Revolutionen unter dem Geheul der kirchenschänderischen Liberté, Égalité, Fraternité zu wiederholen! — Und damit verlassen wir den traurigen Ort.

Dicht hinter der Chapelle expiatoire läuft die Rue S. Lazare in östlicher Richtung. Verfolgen wir dieselbe und gehen bei dem Bahnhof desselben Namens nur etwas vorbei, so treffen wir auf der Nordseite der Straße, schnurgrade der berühmten von den Boulevards herkommenden Chaussée d'Antin gegenüber auf dem dortigen Platze eine ganz neue, kaum eben erst dem Gebrauch übergebene Kirche, die Trinité, Dreifaltigkeitskirche, zu der eine breite Auffahrt, in der Mitte mit einer schönen Freitreppe, hinanführt, während drei Fontainen den Platz schmücken.

Nichts Ostentiöseres als diese Dreifaltigkeitskirche! Man möchte sie wirklich Tausendfaltigkeitskirche nennen, oder Einfältigkeitskirche. Da ist auch Alles in der unbarmherzigsten Weise Portikus, Nische, Pfeiler, Bogen, Ecken, Gesimse, Schilderhaus, Heiligenbild aus Stein gehauen, und Gallerien in allen nur möglichen Höhen und Tiefen, hinten, vorn und in der Mitten, — und das Alles so rein, so blank, so nagelneu, daß man das Neorama gar nicht genug ansehen kann, und sich zuletzt doch daran amüsirt. „Sanctae Trinitati!" steht hoch oben am Giebel unter dem Thurm. Und wirklich möchte man das ausrufen beim Anblick dieser Kirche, die bis unten zum Boulevard die ganze Chaussée d'Antin hinunterschimmert und wie eine Versteinerung all' der Moden, Locken, Toiletten u. s. w. aussieht, welche längs des Boulevard paradiren. —



Digitized by Google

Viele Leute finden das schön! Sonst hätte man das ja auch nicht gebaut. Vielleicht gewöhnt man sich nach und nach an solche Architectur-Coquetterie und findet sie selbst schön.

Nicht weit von der Trinité östlich und in demselben Arrondissement (Opera) mit ihr liegt eine neumodische Basilika, die mir schon im Jahr 1836, als sie eben vollendet worden war, auch so einen coquetten Effect machte, Notre Dame de Loretto, in der Rue Laffitte gelegen. — „Das Peristyl besteht aus vier corinthischen Säulen und einem Fronton (Madonna mit dem Kinde, und Glaube, Liebe, Hoffnung) mit der Unterschrift: ‚Beatae virgini Mariae Lauretianae.' Das Innere ist viel, viel zu überladen, so viele zum Theil nette Bilder, aber alles so vergoldet, die Decke getäfelt, ebenfalls so viel vergoldet." Die tragenden 32 Säulen, jonisch, sind imitirter Marmor. Das Ganze gleicht viel eher einem christlichen Kunstmuseum oder einer Concerthalle für Oratorienaufführung, als einer Kirche. Die Kirche soll über 2 Millionen Francs gekostet haben. — Wenn man solche glänzende kirchliche Putzhalle in ihrer ersten Neuheit gesehen hat, so imponirt sie allerdings. So ging es mir mit der Lorettokirche im Jahr 1836. — Nach neununddreißig Jahren hatte sie selbst auch diesen Reiz verloren, und sie enttäuschte mich beim Wiedersehen eben so sehr, und noch mehr, als die innere Halle der Madeleine.

Nennen muß ich endlich noch die Kirche Notre Dame des Victoires; doch habe ich sie nie genau besehen. Sie soll im Innern interessant sein durch die Menge der christlichen Anathemata oder Weihgeschenke in Folge von Wunderkuren, die nach Anrufung dieser Mutter Gottes vorgekommen sind. Eben darum ist die Kirche eine Art von Wallfahrtsort, wofür wir Protestanten nun einmal keinen Sinn haben. Und doch überkommt uns ein ernsthaftes Staunen, wenn wir solche Pilger-

Digitized by Google

schaaren treffen! Am Ende des März 1855 fuhr ich durch Auray, im Morbihan in der Bretagne, wo im Jahr 1364 die berühmte Schlacht und die Gefangennahme von Du Guesclin war. Der Kirchenplatz vor der Kathedrale der kleinen Stadt von ungefähr 4000 Einwohnern war mit etwa 2000 Pilgern angefüllt, welche Alle noch in die Kirche hinein wollten. Denn Notre Dame d'Auray thut viele Wunder und hilft in allen Nöthen. Und grade in den Tagen war die französische Fregatte La Semillante in der Bonifaciostraße mit Mann und Maus verschwunden. So sollte denn die Heilige von Auray trösten. Auch der junge Louis Napoleon, des dritten Napoleons Sohn, ist einmal nach Auray gepilgert, aber gewiß mit der Eisenbahn, — Beweis genug, daß Notre Dame des Victoires in Paris doch nur bis zu einem gewissen Grade ausreicht für fromme Anliegen und Zumuthungen von Wunderthaten.

Und nun noch S. Eustache, recht eigentlich die Volkskirche für das ganze Stadtviertel, unmittelbar an den großen „Centralhallen" gelegen, am Anfang der Rue Montmartre, recht eigentlich an der Ecke, wo die vier ersten Arrondissements von Paris zusammenstoßen, — vielleicht die bewegteste Stadtgegend von ganz Paris, darum S. Eustache eine Centralhalle für alle geistlichen Bedürfnisse, ebenso wie die „Halles centrales" grade vor oder neben der Kirche für allen leiblichen Bedarf sorgt.

S. Eustache ist eigentlich meine Lieblingskirche in ganz Paris! Und wer sollte sie nicht liebgewinnen, wenn er sie genau betrachtet von außen und von innen. Zwar ist im Aeußeren manche Anomalie, mancher Anachronismus. Während die Kirche, von der vielleicht manche Elemente sehr alt sind, vom Jahr 1532—1641 gebaut ward nach einem gothischen oder doch gothisirenden Plan, ist dem Gotteshaus dennoch ein



Digitized by Google

Portal im Jahr 1788 vorgesetzt worden, welches zweistöckig übereinander unten von dorischen oben von jonischen Säulen gebildet wird; aber darüber ist dann noch ein Stirnstück und links ein kleiner Thurm mit cannelirten korinthischen Säulen. Eine gewisse Mächtigkeit ist diesem Portal nicht abzusprechen. — Viel mehr im Geist der Kirche ist dagegen das Südportal, eine gemischte Gothik oben mit einer schönen Fensterrose, unter welcher sich fünf maßvoll gemalte längliche Glasfenster mit oberer Abrundung befinden.

Ueberraschend und selbst großartig ist nun das ganze Innere der Kirche und vor Allem in jeder Richtung interessant. S. Eustache ist über 300 Fuß lang und nahezu halb so breit, dabei 100 Fuß hoch. Die bedeutende Breite bedingte fünf Schiffe; dazu befinden sich noch ringsum Kapellen, so daß wir hier wirklich von einem Wald von Pfeilern reden müssen. — Die Bildung dieser Pfeiler ist nicht etwa monoton, aber doch etwas fremdartig. Sie sind gewissermaßen gegliedert, theils in grader Fläche, theils zu einer Säule abgerundet aufsteigend, an den Stellen, wo sie in die Bogenlinien nach den Seiten oder nach der Mitte übergehen wollen, mit einem korinthischen Capitäl versehen. Sämtliche Schiffe sind im Rundbogen gebaut, die Vereinigungspunkte im Mittelschiff, zumal im Chor, hübsch verziert, — überall ein Versuch, die alte, strengere Gothik mit einer fröhlichen, fast muthwilligen Renaissance zu vermälen. Ueberall möchte man critisiren und überall freut man sich über den Bau: Jedem Tadler des sogenannten Styls möchte man Recht geben, und wenn sein Tadel verstummt, findet man, daß er vollkommen Unrecht hatte, und daß die Kirche bei ihrer Länge, Breite und Höhe gar nicht anders sein dürfte.

Und wenn man nun erst auf Details eingeht, wie reizend ist S. Eustache nicht erst da! Ueberall diese kleineren Bogen-

Digitized by Google

nischen unter den größeren oberen Glasfenstern, die durchsichtigen Malereien auf diesen letztern, die Menge von Kapellen mit ihrer so reichen Kirchenkunst, Malerei und Sculptur, der schöne aufgetreppte Hauptaltar, die Kanzel und der derselben gegenüberliegende Altar seitlich am Mittelschiff, — nein, ich müßte mich doch sehr geirrt haben und immer von ganz urtheilsloser Vorliebe für die Kirche eingenommen gewesen sein, wenn ich mit Unrecht S. Eustache als eine edle, große, schöne und selbst reizende Kirche bezeichnet hätte. Unter dem Reichthum von Malerei und Sculptur nenne ich nur mehrere Bilder von Vanloo und das berühmte Marmordenkmal des großen Finanzministers Colbert von Coysevox, welches einen geistvollen Gegensatz bildet zu dem Denkmal des Cardinal Dubois in S. Roch von Coustou. Letzterer Cardinal inbrünstig betend kommt mir vor wie ein Gauner und Heuchler, — aber Colbert ist so durch und durch edel und wahr in dem Meisterwerk von Coysevox, daß man es gar nicht genug anschauen kann. Die Grabstätten anderer berühmter Männer in S. Eustache kann man sich vom Küster zeigen lassen.

Nun ist S. Eustache noch berühmt wegen seiner mächtigen Orgel und wegen seiner trefflichen Musik an hohen Festtagen. Ich verdanke der schönen Kirche mehr als einen musikalischen Genuß. — Auch soll sie Kanzelrednern zur Predigt sehr angenehm sein. In meiner Studentenzeit war Combalaud ein berühmter Kanzelredner in S. Eustache. Wenn er predigte, war die Kirche zum Erdrücktwerden voll von Zuhörern. Ja, im eigentlichsten Sinne ward ich einmal, nachdem wir über eine Stunde in der vollgepfropften Kirche auf den Mann gewartet hatten, förmlich elend in S. Eustache! Und doch war es viel schwieriger hinauszukommen, als hereinzudringen. — Aber so sind sie nun einmal, diese Pariser. Was einmal gangbarer Modeartikel geworden ist, das dient zu einem förm-

Digitized by Google

lichen Götzendienst, — bald war es Arago auf der Sternwarte, bald die Dejazet, bald ein Prediger in S. Eustache, bald Lacordère in Notre Dame! Lacordère mit seinen „conferences“ damals in Notre Dame! Der geistreichste Schauspieler auf der Kanzel, der wohl je vorgekommen ist, ein Agitator im Priesterrock, höchstens erreicht vom späteren „Vater Hyacinth“, aber gewiß nicht von ihm übertroffen! Solche Männer erinnern an Savonarola, aber nicht an Luther. Und selbst ein Savonarola darf nicht mit ihnen verglichen werden.

Und damit wollen wir die Kirchen in dem Königsviertel abgethan sein lassen. Vielleicht aber thue ich doch Recht, noch in der elften Stunde an die russische Kirche zu erinnern im nordwestlichen Paris. Sie soll prächtig sein. Leider habe ich sie nicht gesehen.

Es ist nicht meine Schuld, daß die eben besprochene Hauptkirche S. Eustache unmittelbar an den „Halles centrales“ liegt, und daß wir wollend oder nichtwollend von berühmten Kanzelrednern herabsteigen in das Getümmel des Krautmarktes und uns von der geistlichen Nahrung zu der leiblichen wenden. „Was werden wir essen, was werden wir trinken?“ das ist eine ungeheure Frage für Paris. Und wenn man der Stadt vorwirft, daß nach dem Allen nur die Heiden trachten, so müssen wir doch zugestehen, daß grade Deutschland, grade wir der Stadt gezeigt haben, wie ungeheuer wichtig die tägliche Zufuhr für Paris ist, und wie Kauf und Verkauf das Lebenselement einer Riesenstadt ausmacht.

Ich habe noch sehr genau — und mit mir gewiß noch Manche meiner Leser — den alten Marché des Innocens gekannt, in dessen Nähe der vierte Heinrich ermordet ward. Es war ein länglich viereckiger Platz, von hohen alten Häusern umgeben, in der Mitte mit einem ansehnlichen Brunnengebäude

Digitized by Google

geziert. Hier trieb der Kauf und Verkauf von allen möglichen Marktwaaren sein Wesen, aber ziemlich ohne Ordnung, so daß der Platz wesentlich schmutzig war und auch im übelsten Ruf wegen seiner Verkäufer und besonders Verkäuferinnen stand, nicht viel besser, als heute noch die Berliner Hökerweiber sein sollen. — Der Marché des Innocens spielte eben wegen der Frechheit seiner Damen, die dort unter ungeheuren, fast zeltartigen Schirmen von Leinen ihre Waaren ausboten, eine politische Rolle, besonders im Jahr 1789, woher es denn kam, daß die berühmte „proclamation de la constitution" am 14. September 1791 grade auf diesem Marktplatz vor sich ging, als dem am meisten in der Mitte der Stadt gelegenen und am meisten einer Pacification bedürfenden. — Der Platz war mir immer unheimlich; immer roch er nach Fischweibern und Krauthökerinnen.

Im October 1869, eben einmal wieder in Paris angekommen und im Hôtel de Bavière jenseits der Boulevards einquartirt, ging ich am frischen Frühmorgen die Rue du faubourg Poissonnière hinunter um den Pont neuf aufzusuchen. Ich wanderte eben durch die Rue Montorgueil, die sonst auf den Marché des Innocens hinaufführte, — da mit einem Mal war mir das alte Paris, das Paris von 1836 unter meinen Füßen und vor meinen Augen verschwunden und ich trat ein in eine mächtige, hohe, kaum absehbare Halle, einen weithin sich ausdehnenden Tempel zum Cultus aller Gottheiten des Feldes, der Flüsse, des Meeresstrandes, — eine wundervolle Illustration der Bucolica und Georgica des Virgil, oder meinetwegen eine gastronomisch-democratische Wiederholung des Glaspalastes von Sydenham. — Kurz, der Marché des Innocens war spurlos verschwunden und seine berühmte Fontaine auf einen hübschen kleinen Platz südöstlich gegen die Rue S. Denis hingeschoben. Ich stand mitten in den „Halles cen-

Digitized by Google

trales", an die ich als etwas ganz Neues gar nicht gedacht hatte.

Diese „Centralhallen" sind eigentlich nur ein einziges weites, langes Gebäude, durch welches mehrere Straßen der Stadt grade hindurchlaufen, was den Verkehr in der Halle selbst nicht im mindesten stört, sondern in hohem Grade erleichtert und ihm einen noch viel regeren, lebensfrischeren Anstrich giebt, als er schon in sich hat. — Wirklich kann man kaum irgendwo in der Welt eine anmuthigere Ausstellung von allen frischen Küchen- und Haushalts-Nothwendigkeiten sehen, als hier. — Sämtliche Linné'sche Thierklassen: „Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insecten und Würmer", werden hier theils in ganzen Individuen, theils in wohlzugeschnittenen Stücken verkauft. Das ganze natürliche Pflanzensystem Jussieu's, sofern es nicht hartes Holz oder rissige Baumborke ist, bietet eine ganze, genießbare Vegetation aus, vom unbeholfenen Champignon und der formlosen Trüffel an bis zur prächtigsten frischen Frucht je nach Möglichkeit und Jahreszeit. — Und dazu zieht auch Flora, um den wundervollen Küchentumult, um die weltgeschichtliche „lanx satura" von Paris zu vervollständigen, eine prachtvolle Guirlande durch die Halle hindurch.

Und nun dieser Bienenschwarm von Menschheit, der durch die ganze Halle hindurchsummt, den muß man sehen, den muß man hören; denn er läßt sich nicht malen, weil er hin- und herfliegt; er läßt sich nicht singen und sagen, weil man sein eigenes Wort nicht verstehen würde! Wer kennt nicht die Marktscene aus der „Stummen von Portici"? Hier ist sie unter Dach und Fach, unter Glas und Rahmen, aber tactlos und enharmonisch den Chorus von Kauf und Verkauf in tausend Stimmen und allen nur möglichen Tempi hersingend. Denn wirklich ist es fast ein Singen, was man vernimmt;

Digitized by Google

nirgends fiel es mir so sehr auf, daß die Pariserinnen selbst im Volk eigentlich ein wunderhübsches Stimmorgan haben.

Und nun inmitten des kaufenden Publikums die Dames de la halle, die eigentlichen Hallenserinnen?

Ja, die bilden einen hochangesehenen Orden, eine Landsmannschaft, eine „maçonnerie", ein „corps d'esprit" mit so viel „esprit de corps", daß man wirklich Respect bekommt vor ihnen in guten und in schlechten Zeiten. — Legitim seit uralten Zeiten, durfte die Seniorenschaft dieser weiblichen Corpsburschen bei gewissen festlichen Gelegenheiten in den Tuilerien ihre Gratulation abstatten und selbst den neugeborenen Dauphin bald nach seiner Geburt begrüßen. Zornglühend zogen sie im Anfang der großen Revolution nach Versailles, schickten eine Deputation in das Schloß und drangen dem König das Versprechen ab, nach Paris zu kommen; sie ließen sich selbst der Marie Antoinette vorstellen. Die Kaiserin Eugenie hat mehr als einmal mit den Damen der Hallen sororisirt und sich trefflich mit ihnen abgefunden. Und es sollte mich, da man ja dem ersten Napoleon in der mächtigen S. Sulpice-Kirche einmal ein Bankett gab, gar nicht wundern, wenn die Dames de la halle et aux camélias dem jungen Napoleon bei seinem demnächst möglichen Einzug in Paris Haydns Schöpfung aufführen lassen in der vollständig montirten Centralhalle der alten und doch ewig jungen Lutetia.

Man hat sich oft abgemüht, die Zahl der Personen anzugeben, die zu jeder „matinée gastronomique" in den Centralhallen während der Morgenstunden sich zusammenfinden. Denn auch hier ist eine bestimmte „Börsenzeit" vorherrschend. Während der Nacht schon kommen die frischen Zufuhren in die Stadt, besonders vom Straßburger Bahnhof her, von dem sogar ein unterirdisches Schienengeleise in die Keller unter der Halle führen soll, in denen sich Alles frisch erhält. Bis zehn

Digitized by Google

oder elf Uhr ist dann der Verkauf gemacht an die Tausende, die sich einfinden. — Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, dieser Verkauf ginge in irgend einer unruhigen oder gar turbulenten Weise vor sich. Wenn Tausende miteinander verhandeln, nun so kann dabei keine Stille vorherrschen; aber vor allen Dingen halte man den Gedanken ferne, daß jemals ein Zanken, Streiten und sogar Schelten vorkäme. — Anständig sind sie immer in der Halle; höchstens kommt einmal eine kleine Bosheit, ein Witzwort, ein calembourg vor, und die uneinigen Partheien gehen immer rechtzeitig auseinander, ehe es zu Plattheiten oder Ungezogenheiten kommen könnte. Als ich mir die große Halle im Jahr 1869 etwas genauer ansah, fiel es mir höchst angenehm auf, daß für gewisse Branchen und Räumlichkeiten einzelne Frauen die Verkäufe aufnotirten und inmitten dieses Verkehrs ein so angenehmes Betragen bekundeten, daß man ihnen nur die allerbesten Beinamen zuerkennen konnte.

Bei der ungeheuren Menschenmenge, die täglich in Paris essen will, und Angesichts der bedeutenden Entfernung, die die Mehrzahl zu durchmessen haben würde, um zu der Centralhalle zu gelangen, ist es natürlich, daß diese Centralhalle eine ganze Anzahl Filialhallen habe, kleinere Hallen, wie sie sich in allen Arrondissements vorfinden, und die mit den Halles centrales gar keinen Zusammenhang und weiter keine Aehnlichkeit haben, als die Absicht, in gleicher, möglichst practischer Weise die Stadtgegend, in der sie sich grade befinden, mit dem täglichen Hausbedarf zu versorgen, so daß wir sie nach Nennung der großen Centralhalle nicht weiter zu beschreiben nöthig haben. Doch muß ich das noch erwähnen, daß für manche Bedarfsspecialitäten ganz besondere Hallen oder Depots hergestellt sind, so namentlich für Korn und Wein, deren Depots wirklich merkwürdig sind und einen Be-

Digitized by Google

griff geben von dem Consum in Baccho et Cerere einer Millionenstadt.

Wer die „Centralhallen" in ihrer Längenachse von Südost nach Nordost durchwandert, der sieht in geringer Entfernung eine flache, runde Kuppel über den Bauten ringsher herausragen. Das ist die Halle au blé, in den Jahren 1763 bis 1767 erbaut, und damals ein Wunder der Architectur, wie sie denn noch heute bewundernswürdig ist. — Sie bildet eine ungeheure Rotunde, in welche 25 Thüren hineinführen. Im Innern läuft hoch über den Arcaden dieser Thüren eine eiserne Gallerie herum, über welcher wieder 25 Fenster für Beleuchtung der Halle sorgen. Das Dach ist von Eisen und Kupfer und im Jahr 1811 in ziemlich flacher Wölbung darüberhingebaut. Sonst ist im Innern außer einer Menge von Säcken nichts zu sehen. Aber doch überrascht der Anblick seltsam. Mir fiel beim Durchwandern des ungeheuren Raumes immer ein riesiges Seeschiff ein.

„Prinz Eugen, der edle Ritter!" Von dem muß ein Deutscher singen und sagen, wo er nur immer kann. Und mitten in der Halle au blé muß er des edlen Ritters ganz besonders gedenken. Wo jetzt die Halle steht, stand früher das Hôtel de Soissons, in welchem der savoyische Prinz Eugen Moritz Graf von Soissons mit seiner Gemalin Olympia Mancini, Mazarins Nichte wohnte. Am 18. October 1663 ward hier deren fünfter Sohn Franz Eugen geboren, eben unser „Prinz Eugen, der edle Ritter" des alten legitimen deutschen Reiches.

Neben der Getreidehalle steht höchst seltsam eine große cannelirte corinthische Säule, welche — so sagt man — einem Astrologen der Katharina von Medicis zum Observiren gedient hat. — Wir wollen sie ansehen als einen Ueberrest vom Palais des Grafen von Soissons und sie gelten lassen als ein

Digitized by Google

Denkmal des tapferen, „kleinen Kapuziners", Prinz Eugens, des edlen Ritters!

Nächst dieser Halle au blé müßte ich besonders der Weinhalle gedenken, an der Seine gelegen vor dem Jardin des plantes. Das große Depot hat architectonisch nichts Hervorragendes, und wir brauchen nicht weiter davon zu reden.

Je nach den verschiedenen Gebrauchs- und Verbrauchsartikeln giebt es nun Marktplätze: für Blumen, deren besuchtester, wie wir schon gesehen haben, vor dem Palais de justice auf der Insel der Cité ist, — für Vögel, Pferde, Hunde und besonders für Schlachtvieh. Von dem Viehmarkt in la Villette (im nordöstlichen Paris) können wir uns merken, daß er für 5000 Ochsen und 30,000 Hammel Raum hat.

Durch all' diese jetzt wohlgeregelten Markthallen hat Paris an Ordnung und Erleichterung des Lebensverkehrs außerordentlich gewonnen, aber an Originalität im Verkehr außerordentlich verloren. — Wenn auch von jeher der öffentliche Verkauf und Kauf an bestimmten Plätzen und zu bestimmten Tagen stattfand und die dort agirenden Persönlichkeiten, Fischfrauen, Hühnerhändlerinnen, Apfelhökerinnen u. s. w. ächte Characterstücke für Paris waren, namentlich wegen ihrer ungeheuren Eloquenz und Verbosität, — so bot doch der ambulante Kram, von zweibeinigen und vierbeinigen Wesen in Bewegung gesetzt und laut seine Waaren ausschreiend bis zur vollsten Heiserkeit gegen Abend, das ächte Bild des Pariser Kleinverkehrs, des eigentlichen Handels in den unteren Schichten der Bevölkerung dar. — Wo man ging und stand — ich rede hier natürlich am meisten und am liebsten von meiner Studienzeit im Quartier latin —, da konnte man kaufen und wirklich Alles kaufen, was zu des kleinen Gelehrtenlebens Nothdurft und Nahrung gehörte. Ja, man konnte, statt in einem Restaurant zu essen, sich in einer Pension bourgeoise bei einer

Digitized by Google

bescheidenen und mit kleinem Gewinn fürlieb nehmenden Familie zum Essen abonniren. Alle anderen kleinen Lebensnothwendigkeiten waren an jeder nächsten Ecke zu bekommen. Das war im Quartier latin. — Und wie mochten sich all' die Tausende von „ouvriers" im Arbeiterviertel von der Rue S. Antoine, von der Straße Du temple bis zu den Buttes Chaumont und Montmartre, im ganz kleinen Einkauf ihrer „mille petites choses" verschaffen? Gewiß hätten sie nie etwas mit einer so immensen „Centralhalle" anzufangen gewußt. Immer kauften sie und kaufen bestimmt noch in all' den kleinen Läden, Löchern und Kellern ihren Bedarf, wie sie es damals thaten, als ich, ein Pariser Student, bei vorkommenden Gelegenheiten die Rue du temple mit ihrem entsetzlichen Schmutz und ihren Blousenbewohnern hinauflief. — Freilich hat man es versucht, auch dieser Gegend eine „Halle" zu octroyiren. Man hat grade an der Stelle des früheren Temple, mitten in der Rue du temple, den Marché du temple hingebaut, der über 14,000 Quadratmeter Grundfläche einnimmt. Und was geschah? Berangers „bonnes gens" mochten diese Tempelhalle nicht; sie fühlten sich ungemüthlich in dieser aristokratischen Glasbehausung, in welcher sie immer und immer an die eine oder andere „Passage" erinnert wurden. Man mußte den hohen Raum förmlich parcelliren; man mußte ungefähr 2400 kleine Boutiquen herstellen — „occupées par des marchandes qui vendent toute espèce de marchandises, et dont il est nécessaire de connaître le vocabulaire, ainsi que les pratiques secrètes, pour ne pas être trompé", sagt ein kleiner „Führer durch Paris" bei der Gelegenheit. Dagegen protestire ich! Trompé heißt das Wort gewiß nicht, aber verhöhnt, verspottet, vercalembourgt sicherlich! Was hat ein profaner Aristokrat denn auch zu suchen und zu schaffen im Lande der „ouvriers", wenn er die Landessprache nicht redet.

Digitized by Google

Der Verfasser des „Deutschen Gaunerthums", der das Senkblei seiner linguistischen Untersuchungen in die Tiefen von ziemlich allen Jargons des Occidentes und des Orientes geworfen hat, würde doch zwischen diesen ächten Hallenserinnen oder Halloren in der Rue du temple sich unmuthig das Wort des römischen Dichters an der Donau zurufen müssen: „Barbarus hic ego sum!"

Paris ist eine Millionenstadt. Was mag sie wohl im Jahre consumiren?

Im Annuaire du bureau des longitudes von 1869, jenem berühmten, wesentlich astronomischen Jahrbuch des Pariser Observatoriums, finden wir eine Antwort auf diese Frage, aus welcher Antwort wir einige Daten hervorheben wollen.

Paris trinkt im Jahr an:

| | | |
|---|---|---|
| Wein in Fässern . . . . . | 3,553,581 | Hectoliter. |
| Wein in Flaschen . . . . . | 21,779 | „ |
| Reinem Alcohol und Liqueuren . | 122,062 | „ |
| Importirtem Bier . . . . . | 289,314 | „ |
| Selbstgebrautem Bier . . . . . | 61,629 | „ |
| Obstweinen . . . . . | 61,606 | „ |
| An Oel aller Art consumirt es . | 215,016 | „ |
| Essig gebraucht es . . . . . | 39,590 | „ |
| An frischgeschlachtetem Fleisch ißt es | 121,218,150 | Kilogramm. |

Ferner verzehrt es:

| | | |
|---|---|---|
| Alle Arten Garbereiterwaaren . | 1,870,943 | „ |
| Pasteten aller Arten . . . . | 157,120 | „ |
| Käse . . . . . | 4,245,704 | „ |
| Seefische in allen Formen . . . | 16,427,826 | „ |
| Austern . . . . . | 1,887,799 | „ |
| Süßwasserfische . . . . . | 1,925,906 | „ |
| Butter . . . . . | 24,790,856 | „ |
| Eier . . . . . | 17,128,994 | „ |

Digitized by Google

Auch das Brennmaterial ist höchst bedeutend; so auch die Fourage für Pferde u. s. w. — z. B. Hafer 165,761,160 Kilogramm.

Gewiß gehört eine große administrative Umsicht dazu, den Zufluß solcher Monstremassen gehörig zu leiten, damit Tag für Tag das Nothwendige vorhanden sei, namentlich an Wein und Brot. Und man begreift da wohl die Mächtigkeit einer Halle au blé und eines Entrepôt des vins.

Da schlägt urplötzlich eine Belagerung, eine Umzingelung, eine Aushungerung in diese großartigen Zufuhrsverhältnisse hinein. Das ist furchtbar, das ist entsetzlich! — Und doch — ich weiß nicht wie es kam — mußte ich im Jahr 1875 immer mit dem allergrößten Humor an die „Belagerung von Paris" denken im letzten französischen Feldzug. — Jedesmal, wenn wir im Hotel zum Diner geläutet wurden und nun an unserer „table d'hôte" saßen, um eine Menge kleiner, zierlicher Nihilitäten hinunterzuschlucken, — jedesmal wenn wir längs des Boulevard gingen, wo diese heute so harmlosen, vergnügten oder lebensgenußsüchtigen Eintagsfliegen irgend einen gastronomischen Luxus mit sichtlichem Behagen hinter den Zaun der Zähne practisirten; jedesmal dachte ich daran, wenn nun Paris wieder einmal umzingelt und hermetisch verschlossen wäre, und die Rattenfresserei wieder losgehen müßte, und selbst die noch ausgegangen wäre, es müßte doch einen großartigen Humor an sich haben, grade Paris, grade diese Weltstadt, grade diese Centralmetropole des Genusses darben, hungern, bis zum Verhungern nichts mehr haben zu sehen. — „Sine Cerere et Bacche friget Venus", heißt ein alter lateinischer Spruch — und Paris stammt von den Lateinern ab und hat sogar noch ein ganz legitimes Quartier latin —, was müßte Paris da mit einem Mal urkomisch aussehen! — Das ist keine Härte von mir, das ist nur eine ganz natür-

Digitized by Google

liche Conſequenz der eigenen franzöſiſchen Tollheit! Ohne Armee fangen die närriſchen Leute einen Krieg à outrance an und werden gleich von vornherein geſchlagen. — Weißenburg und Wörth genügen ihnen nicht. Furchtbare Schlachten um Metz bringen ſie nicht zur Raiſon! Sedan, Straßburg — — überall Niederlage, ſchmachvollſte Niederlage —, aber ſie laſſen das Kriegsraiſonniren noch immer nicht. — Da Paris hinten und vorn und links und rechts umſchloſſen, darbend, hungernd, Ratten freſſend, Elephanten ſchlachtend, Katzen jagend! „Qu'est-ce qu'il faut pour un civet?“ — „Un chat!“ heißt der culinariſche Scherz — und nun wird er zur Wahrheit. Aber nun giebt es keine „chats“ mehr, alſo auch keine „civets“ mehr! Bacchus, Ceres und Venus ſind in einem Luftballon davongeflogen. Immer noch glauben die Latiner und die Sabinerinnen an der Seine ohne ihre Götter leben zu können. Sie beſchließen zu verhungern.

Endlich ſind ſie mürbe. Sie capituliren. Und was geſchieht den Unglücklichen? Nichts, nicht das Allergeringſte! Man brandſchatzt nicht, man mordet nicht, raubt keine Frauen und Kinder, — man ſchickt ihnen ſogar einige Millionen Portionen Eſſen hinein, und um den Athenern an der Seine, die immer etwas Neues haben müſſen, einen Gefallen zu thun, führt man eine prächtige Parade in den Champs Elysées auf, alſo „panem et circenses“. Und alle Partheien ziehen zufriedengeſtellt nach Hauſe.

Ja, dieſe Cernirung von Paris, zwar das Grandioſeſte, was je in der Kriegsgeſchichte vorgekommen iſt, iſt doch auch urkomiſch geweſen. Nie hat Paris ſo gemüthlich, ſo zufrieden, ſo glückſelig ſeine Gaſtronomie wieder aufgenommen, wie ſeit jenen Hungertagen. Aber eine kleine, unſterbliche Bosheit über ihre Hungertage müſſen die Franzoſen uns Deutſchen ein für alle Mal erlauben. Wir können dabei immer die allerbeſten

Digitized by Google

Freunde bleiben. Vielleicht besuchen uns die Franzosen einmal in Berlin und dann gewiß in Gesellschaft einiger guter Freunde. Sie können sich dann revanchiren und ihrerseits auch lachen. In der Whistparthie des politischen Lebens ist eben Alles möglich und Alles sogar erlaubt. Vielleicht wird es einmal nicht commentwidrig sein im Kriege, dem Feinde vergiftete Nahrungsmittel zu liefern und ihm die Brunnen mit Arsenik zu versetzen; Machiavelli hat diese Maxime einmal geistreich beleuchtet in derselben Zeit, als die Borgia ihre besten Freunde vergifteten. — Zu welchem Resultat der schlaue italienische Staatsmann und Geschichtsforscher eigentlich gekommen ist, kann ich in diesem Augenblick nicht sagen. — Diese Giftmischerei im Kriege wäre gräßlich. Aber unsere Kanonen sind um nichts besser und der edle Italiener Guiccardini sagt mit vollem Recht von unserer so gerühmten Artillerie: „Questa peste trovata molt' anni innanzi in Germania, fu condotta la prima in Italia da Vinitiani" (Blatt 24b f. Geschichte). Ein ander Mal nennt er die Artillerie: „Questa inventione bestiale" u. s. w.

Doch lassen wir alle diese mechanisch-chemisch-dynamischen Kriegesencheiresen und menschenmörderischen Unternehmungen, — wir müssen noch weitere Verkaufswege aufsuchen, auf welchen der Pariser seinem Selbsterhaltungstriebe nachgeht, wenn ihm die „Centralhallen" und alle anderen Hallen nicht hinreichend erscheinen zur Befriedigung seiner Eßgelüste.

Vor Allem muß ich hier von den sogenannten „Passagen" reden. Die „passages" sind, wenn sie auch bereits in ziemlich allen großen Städten der Welt vorkommen, recht eigentlich eine Specialität von Paris. Sie sind wirkliche Richtwege und Fußsteige zwischen belebten Straßen und verkürzen den Fußgängern oft ganz bedeutend den Weg von einem Quartier zu dem andern, denn nur für Fußgänger sind sie



Digitized by Google

hergestellt. Oben sind sie mit einem Glasdach versehen; sie bieten demnach auch bei schlechtem Wetter ein momentanes friedliches Asyl. — Grade mit ihnen und in ihnen treibt jegliches Geschäft die allerfeinste Speculation. Ein diaphaner Laden reiht sich an den andern an, ein Lebenssybaritismus reicht dem andern brüderlich die Hand. — Dem Café folgt der Marchand tailleur, dem Kupferstichladen und der Buchhandlung der Restaurant; dem phantastisch anmuthigen Magazin mit Marmorfiguren reiht sich das Elfenreich der Putzmacherinnen an, von denen wohl gar die hübschesten Titanien im nahe darangränzenden Phothographieladen zwischen den Lichtbildern des Gesanges und der Tanzkunst und anderen Tagesfragen der Schönheit herausschimmern, — denn nur Schönes, Reizendes will man in den Schaufenstern der Passagen sehen. — Paris zählt bereits über 180 solcher Passagen, von denen die meisten und unbedingt die bedeutendsten in dem vornehmen Stadtviertel liegen, in welchem wir uns bewegen. Die größten und practischsten, um angenehme Wegeverkürzungen zu bieten, sind die Passages Choiseul, Colbert, Jauffroy, Opéra, Panoramas, Saumon und Vivienne. — Die große Passage d'Orléans kommt beim Palais Royal vor. — Wie gerne benutzt man diese Glaswege! Wie gerne bleibt man selbst in manchen eiligen Momenten dort stehen und besieht einzelne Kupferstiche, Murillos aus der Soultschen Sammlung, Boissy d'Anglas, oder was sonst auf der Tagesordnung ist. Auch um sich mit einem Freund zu einem Spaziergang, zur Oper, zu einer Abendgesellschaft zu treffen, benutzt man die Passagen. Zu manchen anderen Rendez-vous passen sie auch gewiß.

Nun auch hier ist die Gastronomie mit glänzendem Erfolge installirt. Man findet Delicatessen aller Art dort, entweder im Naturzustand, oder schon ganz fertig zum Genuß,

Digitized by Google

so daß man im Laden stehend in aller Eile einen vortrefflichen Imbiß machen kann. — Die geistreiche Würze der Passagengastronomie geht bis in die Inschriften über den Eingängen der einzelnen Läden über. Die einzelnen Buchstaben der Namen von Inhabern oder vom Geschäft, z. B. „au gastronome", sind von einzelnen Naturalien, Hummern, Krebsen, Fischen, Wild, Geflügel u. s. w. aufgebaut und enthalten so zu gleicher Zeit die Artikel, die man ganz besonders im Laden finden kann. — Wirklich, das Studium dieser „passages" ist für den Fremden in hohem Grade interessant.

Aber doch ist es noch viel interessanter, zumal für den, der Paris früher kannte und nun lange nicht gesehen hatte, die offenen Straßen im vornehmen Stadttheil, besonders die ganz neu angelegten oder die ganz ungeformten und renovirten zu sehen. Ich will hier gar nichts sagen von jenen in westlicher Richtung sich befindenden Quartieren, aus deren Mitte sich der große Triumphbogen de l'Étoile erhebt. Dort sind nicht neue Straßen, nein, es sind dort neue Stadttheile, neue vornehme Städte hergestellt, die man selbst noch studiren muß, wenn man Paris vor dem letzten Kaiserthum gesehen hatte. Ich will nur den einen oder den anderen Blick werfen auf die bekanntesten Gegenden der Stadt am Louvre, am Palais Royal u. s. w. — Das Imposanteste ist immer die Rue Rivoli geworden, ein grandioses Meisterstück von Straßenanlegung und Straßenverlängerung, wodurch auch das Palais Royal sichtbar geworden ist und zur Geltung gekommen. — Besonders aber müssen wir speciell die eine Seite der Rue Rivoli betrachten, den Concordienplatz und die Vollendung des Louvre, Schöpfungen, die wirklich herrlich sind und zu dem Bedeutendsten gehören, was an großartigen Bauten unserer Zeit genannt werden muß.

Ehe wir das aber genauer analysiren, wollen wir uns



Digitized by Google

zwei Specialitäten vorwegnehmen, die einen Characterzug des Finanzviertels, des Königsviertels bilden.

Das zweite Arrondiſſement von Paris heißt nach der Börſe. Das Arrondissement de la Bourse iſt der Ausdehnung nach vielleicht das kleinſte von Paris, ſeiner finanziellen Bedeutung nach aber entſchieden das wichtigſte, denn es enthält die Akropolis der Rothſchilde, die Börſe. — Nach Norden wird es von den alten Boulevards mit der Porte S. Denis beginnend bis faſt der Madeleine gegenüber begränzt. Südlich davon läuft die Rue neuve des petits champs hin bis in die Rue S. Denis, deren grade Linie dann die Oſtgränze bildet und die Baſis eines Dreiecks oder liegenden Kegels. Das kleine Quartier hat einige ſehr wichtige Straßen. Ziemlich ſüdnördlich und einigermaßen parallel mit der Rue S. Denis laufen die Rue Montorgueil und Poissonnière, die Rue Montmartre in nordweſtlicher Richtung, die Rue Vivienne, Richelieu, S. Anne und endlich noch die vom Vendomeplatz ſchnurgrade in den Boulevard hinauslaufende Rue de la Paix. Dazu nenne ich noch einmal die Rue neuve des petits champs und die etwas nördlicher liegende Rue neuve S. Augustin, endlich die neue von Südweſt nach Nordoſt laufende Rue d'Aboukir, die, von der Place des victoires ausgehend, bei der Porte S. Denis in den Boulevard mündet.

Ungemein lebhaft ſind dieſe Straßen. Die Straßen Poissonnière, Montmartre und Rue neuve des petits champs haben die allerregſte Wagenbewegung, beſonders Omnibuslinien; die Rue Richelieu hat eine Menge Magazine für Eßwaaren und für den kleineren Handel, und einen ſtarken Fußgänger-Verkehr, da ſie ſchnurgrade vom Boulevard des Italiens auf den Louvre längs der großen Bibliothek und des Palais Royal hinführt. Die Rue Vivienne, hinter dem Palais Royal beginnend und vollkommen parallel mit der Rue

Digitized by Google

Richelieu zu den Boulevards hinausleitend, ist berühmt wegen ihrer Putzläden und Modenartikel. Sie geht unmittelbar vor der Börse vorbei, mit welcher wir uns einige Augenblicke beschäftigen.

La Bourse also ist ein länglich-viereckiges Gebäude, 71 Meter lang, 49 Meter breit und 30 Meter hoch, von 1808—1827 erbaut ganz in Form eines griechischen Tempels, zu dem auf den beiden schmalen Seiten zwei die ganze Breite einnehmende Freitreppen von 16 Stufen hinaufführen. Um den ganzen Bau läuft ein prächtiges Peristyl von 66 korinthischen Säulen herum, je 14 vorn und hinten, und 19 jederseits, oder 21, wenn man die Eckſäulen doppelt zählen will. — Eine Säulenreihe von 21 Säulen macht schon einen bedeutenden Effect, und die Börse würde ein gewiß imposantes Gebäude sein, wenn man es aus einiger Entfernung oder auf einer Höhe liegend sehen könnte, was ebenso wenig der Fall ist, wie bei der Madeleine.

Vier sitzende allegorische Figuren schmücken die obere Treppe, Arbeiten von verschiedenem Werthe, — Gerechtigkeit, Handel, Ackerbau und Industrie; letztere von Pradier wird besonders gerühmt, wie denn ja Pradier, wo er nicht anfängt in weichliche Coquetterie zu verfallen, ein wirklich großer Bildhauer ist.

Der innere große Saal der Börse ist ein prächtiger, von oben herab beleuchteter Raum; die oberen Theile der Wände sind vortrefflich grau in grau ausgemalt. — Man kann von den um den Raum herumlaufenden Gallerien zur Börsenzeit herniederschauen und sich an dem Brausen der handelnden und schachernden Stimmen eine Weile ergötzen, — ein Scandaliren, wie es in allen Börsen vorkommt.

Wenn man von der Börse durch die Rue Vivienne hinuntergeht, so hat man rechter Hand, ehe man in die Rue

Digitized by Google

neuve des petits champs hineinkommt, einen großen, ernst und schwer aussehenden Palast liegen. Ein großer Hof, mittelst eines hohen eisernen Gitters von der Straße geschieden, communicirt nach außen durch ein großes, steinernes Thor. Um diesen großen Mittelhof zieht sich auf einem großen, starken Unterbau stehend der Palast auf drei Seiten umher, welcher wieder in seinen inneren Abtheilungen zwei ringsumbaute Höfe einschließt. Das Ganze ist der für den berühmten Cardinal Mazarin gebaute Palast, von dem ein Theil der Familie der Grafen von Nevers eingeräumt war. Er nimmt das ganze Straßenviertel zwischen den Rues Richelieu, Vivienne, Colbert und des petits champs ein und ist ein wirklich immenses Gebäude, fast einem alten Königsschloß vergleichbar. — Im Jahr 1373 schon ward vom König Carl V. eine Nationalbibliothek gegründet, welche nach verschiedenem Localwechsel im Jahr 1724 in diesen Palast Mazarin hineinquartiert ward, in welchem in den neuesten Zeiten auch für einen alten Lehrsaal ein neuerer prächtig installirt worden ist.

Die Nationalbibliothek im Palast Mazarin, die aber ja nicht mit einer nach dem berühmten Cardinal genannten und im „Institut" aufgestellten Bibliothèque Mazarine verwechselt werden darf, hat ihren Namen mehrfach geändert je nach den politischen Constellationen. Sie hat schon „Königliche", „Kaiserliche", „Napoleonische", „Nationale", „Republikanische" geheißen, ist aber immer dieselbe geblieben in der Freisinnigkeit, womit sie ihre literarischen Schätze der Wissenschaft eröffnet nach einem ganz bestimmten Reglement.

Ohne daß ich hier auf viele einzelne Details eingehen kann, will ich nur angeben, daß wir in dieser Bibliothek wohl den größten Bücherschatz vor uns sehen, den es in der Welt je gegeben hat, vielleicht die Alexandrinische Bibliothek ausgenommen. Allein an gedruckten Büchern besitzt die Sammlung in 140 Zimmern

Digitized by Google

1,700,000 Bände;
dazu hat sie
80,000 Handschriften,
1,000,000 Kupferstiche und Karten,
120,000 Medaillen und andere seltene Kunstsachen.
Wenn man die Bücher nebeneinanderstellen wollte, so würden sie eine Strecke von 25 Kilometern einnehmen.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir auch anderer größerer und öffentlicher Bibliotheken von Paris gedenken.

Die Bibliothek Mazarin im „Institut" hat:
200,000 gedruckte Bände,
4,000 Handschriften,
80 Reliefs alter Baudenkmäler.

Die Bibliothek S. Geneviève neben dem Pantheon:
160,000 gedruckte Bände,
350,000 Handschriften.

Das Arsenal (Rue de Sully):
200,000 gedruckte Bände,
8,000 Handschriften.

Die Sorbonne:
80,000 Bände.

Die École de Médecine:
35,000 Bände.

In Allem demnach:
2,375,000 Bände,
442,000 Handschriften,
1,120,000 Kupferstiche, Karten, Medaillen u. s. w.

Solche immensen Schätze sind wirklich staunenswerth. Wer aber neben dem Palast des Cardinal auch etwas Reizendes sehen will, der gehe nach der Seite der Rue Richelieu. Dort sprudelt im üppigsten Muthwillen die Fontaine Louvois auf dem gleichnamigen Platze und hält das dort gepflanzte Arbo-

Digitized by Google

retum lieblich frisch und grün. Drei Schaalen übereinander bilden eine wonnige Cascadenzusammensetzung auf allen Seiten. Um die Mittelsäule stehen vier Broncemädchen, Seine, Loire, Garonne und Saône (nicht Rhone, denn der Fluß ist Generis masculini im Französischen), mit dem Rücken angelehnt an die Mittelsäule der Fontaine. Aus der obersten Schaale fällt das Wasser so gleichmäßig hernieder, daß es eine crystallklare Glocke um die Broncemädchen bildet, welche sich wieder in einzelne Strahlen aufgelöst aus der zweiten Schaale in das unterste Becken ergießt. In diesem untersten Becken treiben nun endlich kleine Genien auf Delphinen ganz privatim wieder ein besonderes Wasserconcert, so daß wir hier mindestens drei ganz verschiedene Systeme der Lympha loquax vor uns sprudeln und springen sehen. Mitten in dieser muthwillig bewegten Wellenwelt machen die ebenso edel drappirten wie reizend hingestellten Flußmädchen einen herrlichen Eindruck. Zumal liegt in der leichten Wendung der kleinen Köpfe ein allerliebster Ausdruck von Staunen und Unbefangenheit. Sie staunen gewiß über die ungeheure Gelehrsamkeit im Palast Mazarin; aber sie sind und bleiben unbefangen Angesichts der netten Kinderwelt rings um die Fontaine.

Von der stupenden Gelehrsamkeit der großen Bibliothek ist es nur ein Schritt oder ein Sprung über die Rue neuve des petits champs hinüber zum üppigen Prunken und Gleißen des Palais Royal. Wir wollen uns aber doch grade an der rechtwinkeligen Kreuzungsstelle der eben genannten Straße mit der Rue Richelieu einen Augenblick besinnen, ob wir nicht, ehe wir uns in das Palastgewühl hineinbegeben, dieses oder jenes, rechts oder links, betrachten müssen. Zunächst staunen wir einige Secunden über den tumultuirenden Verkehr an diesem Carrefour; denn wirklich kommen so viele Fuhren hier durcheinander, daß ohne die specielle Taktik eines

Digitized by Google

umsichtigen Polizisten alle Augenblick zwischen der im Trabe circulirenden Wagen der „dames blanches“, der „josephines“ und der „hirondelles“, wie die verschiedenen Wagenarten heißen oder wenigstens sonst hießen, diverse Personen gerädert werden würden, während das ungemein practische Keep moving, Sir! des Londoner Constablers für den Trottoirverkehr auch hier wohl angewandt wäre!

Wir gehen also die Rue neuve des petits champs eine kleine Strecke südöstlich. Da erreichen wir einen länglich-runden Platz von ungefähr 250 Fuß Länge, von ziemlich gleichartigen Häusern umgeben, von verschiedenen Straßen fast sternförmig durchschnitten. Im Centrum des seltsamen Circus reitet ein großer Equilibrist, der erste Schauspieler seiner und hoffentlich aller Jahrhunderte, Louis le Grand; das heutige Standbild ist von Bosio, vielleicht nur ein provisorisches. Als der Platz 1685 von dem berühmten Mansart hergestellt ward, wurde eine Reiterstatue daraufgesetzt. Nach circa hundert Jahren ward sie (1792) demolirt, und eine Siegespyramide dafür hingesetzt. Anno 1806 kam statt dieser der General Desaix an die Reihe, bis denn der jetzige Kunstreiter im Jahr 1822 beliebt wurde; denn wirklich macht sich Louis le Grand unter seiner Allongenperücke und seiner sonst antiquen Kostümirung urkomisch.

Aber ebenso urkomisch macht sich das Standbild eines Mannes, der Niemanden so sehr wie den großen Ludwig zu copiren suchte. Wir suchen ihn auf, wir gehen die Rue neuve des petits champs zurück, wir erblicken, bevor wir den Boulevard erreichen, links den Vendomeplatz, — le voilà, le petit caporal!

Ja, wenn er das noch wäre! „Qu'il est beau, oh qu'il est beau sur la colonne!“ sang man einst mit Begeisterung in Paris. Aber damals stand das berühmte eherne Standbild des wirklichen, zugeknöpften und unerbittlichen Napoleon

Digitized by Google

mit dreieckigem Hut oben auf der Säule, das Gesicht so immobil wie ein unabwendbares Verhängniß. Ja, es hatte doch etwas Gewaltiges an sich. Und ich möchte darauf schwören: nie würde man die Vendomesäule umgerissen haben, wenn der kleine Caporal obendrauf gestanden hätte. Den aber hatte sein Neffe herunternehmen und einen ganz wildfremden Menschen hinaufstellen lassen in kurzem Pierock und einem Mantel, in der Hand eine Kugel mit einer kleinen Nike. Wer kannte diese Metamorphose und den sonderbar costümirten Theaterhelden? Denn der Schlachtennapoleon war es nimmermehr.

Da muß ich eine lange Parenthese einschalten! Als ich in Mailand war und in die Brera hineinging, stand auf dem Hof eine broncene Impossibilät, ein widerlich nackter, kleiner, etwas fetter Kerl. Das war Canovas berühmter Napoleon! Wie kann man! Unser Heldenthum ist ja ganz anders, und so Gott will, zieht sich doch kein Held nackt aus, um sich modelliren zu lassen. Napoleons Schwester Pauline, Fürstin Borghese, hat das zwar gethan und sich von Canova nackt aushauen lassen, aber „tel était son plaisir", und sie war ja auch kein Held. — Damals war in Mailand davon die Rede, dem dritten Napoleon ebenfalls ein Broncebild zu setzen neben Canovas modernem Lucius Verus. Kommt noch ein Victor Emanuel hinzu, so reise ich allein darum noch einmal nach Mailand, um im Hofe der Brera die „drei Grazien" zu sehen.

Diese grausige Denkmalsetzerei unserer Tage! Selbst Lebende werden bedenkmalt, als ob sie todt wären. Wenn Kaiser Karl V. seinen Leichenzug einmal aufführen ließ, so sollte das für ihn ein furchtbares Memento mori sein, und man läßt das passiren. Aber so ein Denkmal bei Lebzeiten und vor Augen des noch Lebenden kann doch gar zu leicht

Digitized by Google

an die Vendomesäule erinnern und an das berühmte „Ante obitum nemo supremaque funera felix“.

Die Vendomesäule, obwohl aus Bronce gemacht, ist ganz der berühmten Trajanssäule in Rom nachgeahmt. — Wenn es einst einmal nur eine einzige christliche Familie geben wird, zu der alle Völker des Erdbodens gehören, wird man staunen, mit welchen infamen Waffen sich die Völker ehemals vernichteten und doch sich Christen nannten. Das ist die Hauptsumma dessen, was ich über die Vendomesäule gesagt haben möchte. Sie ist bekanntlich seit der Zeit der Commune, wo sie am 16. Mai (1871) umgeworfen ward unter Leitung des seitdem hinreichend berüchtigten Malers Courbet, wieder aufgestellt. Wir sahen sie im Sommer 1875 fix und fertig dastehen. Nur der Knopf auf dem Deckel oben fehlte noch, der Napoleon. Der ist auch wieder hinaufgehißt worden. Jetzt kann wieder gesungen werden: „Qu'il est beau, oh qu'il est beau sur la colonne“, bis man sie wieder einmal umreißt. Wundern sollte mich das gar nicht.

Die Einfassung des Vendomeplatzes ist übrigens sehr hübsch und selbst ziemlich gleichmäßig, wozu das Gebäude des „Ministère de la Justice et des Cultes“ den Grundton hergegeben hat. Durch die Rue Castiglione, die wegen ihrer Goldläden berühmte, gelangt man dann auf sehr kurzem Wege in die Rue Rivoli.

An der rechten Ecke unseres Eintrittes aus der Rue Castiglione in die Rue Rivoli liegt der Palast des Finanzministeriums. Als die Tuilerien brannten, als die dreizehn Häuser in der Rue Rivoli brannten, Paläste waren sie zu nennen, da glaubten die Petroleumsfurien auch noch den Palast des Finanzministeriums abbrennen zu müssen, ganz am Ende der Rue Rivoli nach dem Concordienplatz. Es war ein großes, weitläuftiges und vornehmes Gebäude, dessen Inneres

Digitized by Google

fünf Höfe einschloß. — Ein Familienchef, dessen Haus mir in wunderbar gastlicher Weise offen stand während meiner Pariser Studienzeit, war dort Bureauchef in der Abtheilung der Waldungen. Ich suchte ihn oft dort auf. Aber im Anfang ward es mir schwer, ihn aufzufinden, bis wir denn zusammen mehrfach das vielgegliederte Palastgebäude durchwandert hatten und ich endlich meinen Weg wirklich allein finden konnte. Das immense Gebäude brannte fast ganz nieder. Wirklich, man bleibt Angesichts solcher Entsetzlichkeiten in Ungewißheit, ob das Flammenmeer längs des Quai d'Orsay oder die glühende hohle Gasse längs der Rue Rivoli furchtbarer gewesen ist.

Ah, à propos der Rue Rivoli! An einer Stelle derselben steht, dem Schloßcomplex Louvre-Tuilerien gegenüber, eine wunderliche Reiterstatue, die Jeanne d'Arc, pucelle d'Orleans. Während man beim „großen Louis" auf dem Victorienplatz und dem kleinen Napoleon auf der Vendomesäule ganz unnatürlich ein antikes Costüm genommen hat, um die Helden ganz anachronistisch zu Römern zu machen, hat man die Jungfrau von Orleans gar zu wortgetreu in Bronce gemacht. — Einmal reitet sie auf einer Art Schindmähre, deren Sattelbock hoch über dem Rücken des Gaules fast spitzwinkelig emporsteht. Die kleine, selbst unter der alten Rüstung noch hectisch mager durchscheinende „pucelle" reitet mit gespreizten Beinen, wie ein Mann. Ich bin fest überzeugt, daß man hier ein altes Bild copirt hat. Wer aber der Nation angehört, deren edelster Dichter die „Jungfrau von Orleans" in ihrer herrlichsten Vollendung darstellte, der kann sich nicht zufrieden geben beim Anblick der Reiterstatue an der Rue Rivoli. Ja fast mit Widerwillen könnte er an das Voltairesche Nonplusultra von Gemeinheit, an die Pucelle des jammervollen Frechlings erinnert werden. — Plastisch konnte die Hirtin aus

Digitized by Google

Dom Remi nur als wallerstürmende Kriegsgöttin dargestellt werden. Der Künstler, der das Erzbild schuf, kannte sicher nicht Schillers „Jungfrau von Orleans".

Wir kommen jetzt aus der Rue Rivoli, das abgebrannte Palais des Finanzministeriums rechts liegen lassend, hinaus, — da thut sich links ein Platz auf, wie es kaum einen zweiten in der Welt giebt. Wir haben ihn schon genannt, betreten, angestaunt, den Concordienplatz, — aber wir haben ihn noch nicht betrachtet und noch nicht sorgfältig analysirt.

Die Place de la Concorde mit all ihren Herrlichkeiten ist nicht nur architectonisch, sondern auch historisch einer der interessantesten Punkte von Paris. — Der Platz bildet ein längliches Viereck, dessen Längsachse von der Concordienbrücke bis zum Eingang in die Rue Royale vielleicht 1200 Fuß betragen mag, während der Querdurchmesser, vom Gartenthor der Tuilerien bis zum Eingang in die Champs élysées gegen 800 Fuß lang sein kann. Ursprünglich nur ein einfacher Communicationsplatz zwischen den hier zusammenstoßenden Stadttheilen und Gärten, hatte er weiter keinen Schmuck, bis im Jahr 1763 die Stadt Paris in seiner Mitte dem König Ludwig XV. eine Reiterstatue setzen ließ. Nach dieser hieß der Platz nun Place de Louis quinze. Zwischen ihr und dem Eingang in den Tuilerien kam am 12. Juli 1789 das erste Blutvergießen in der großen Revolution vor. — Von der Rue du temple, ja aus ganz Paris her bewegte sich eine ungeheure Volksmasse zum Vendomeplatz, auf dem eine Statue Ludwig XIV. stand. Unterwegs hatte man die beiden Büsten der Volksfreunde Orleans und Necker aus einem Laden genommen und wollte sie im Triumph über den Platz Ludwigs XV. in die Tuilerien tragen. Der Prinz von Lambesc, titulärer Herzog von Lothringen und Verwandter der Königin Marie Antoinette, kam mit seinem Kavallerieregiment Royal-Allemand

Digitized by Google

angesprengt. Ein Arzt schoß einen Reiter vom Pferde; man hieb um sich, die Büsten wurden zerbrochen, an der damaligen Drehbrücke am Eingang in den Tuileriegarten wurde ein alter Mann niedergehauen, oben von der Terrasse warf man mit allen möglichen Projectilen auf die Garden, — kurz, die Revolution hatte ihren blutigen Lauf begonnen.

Da wurde denn wohl mit vollem Recht der Platz fortan nur Place de la revolution genannt. Im Jahr 1792 ward die Reiterstatue in der Mitte niedergeworfen und eine Statue der Freiheit errichtet. Aber bald ward auch diese beseitigt. Denn man bedurfte des größten Platzes in der Mitte der Stadt, um dort die Guillotine ihr blutiges Spiel vor Aller Augen beginnen zu lassen. König und Königin und viele Edle bestiegen das Schaffot. Ihnen folgten die Hyänen der Schreckensherrschaft, bis der Boden kein Blut mehr trinken wollte und Paris seiner eigenen Bestialität müde geworden war. Nach der Tragödie kam dann wieder die Farce, und inmitten des Revolutionsplatzes paradirte wieder eine Statue der Freiheit. So wie aber Napoleon dem französischen Volke die Freiheit genommen hatte, verschwand auch die Freiheitsstatue. Der weite, oft so wild bewegte Platz war lange friedlich und politisch ruhig, und konnte nun wohl mit Recht Place de la concorde genannt werden. Aber er blieb bei aller Friedlichkeit des regen Verkehrs doch monumental recht leer. — Und so vollständig leer sah ich als Student ihn noch im Frühling 1836, mochten auch noch so viele Wagen aus der Rue Rivoli heraus über ihn dahinrollen, mochten auch Tausende von Fußgängern auf ihm umherwandern.

Da begann denn wieder einmal eine Occupation der Mitte des Platzes. Louis Philipp hatte von Mehmed Ali, Pascha von Egypten, den einen der beiden vor dem Thutmosenpalast in Luxor am Nil stehenden Obelisken zum Geschenk erhalten.

Digitized by Google

Und nun hatte man ihn dort eingeschifft, über See gebracht, in Paris an das Ufer transportirt, und endlich, endlich sollte er sogar aufgerichtet werden, mitten auf dem Concordienplatz aufgerichtet werden. Da wallfahrtete denn Paris Sonntags und Alltags, oft zu Hunderten, oft zu Tausenden von Menschen nach dem Concordienplatz. Selbst alte Philister kamen und sahen den Vorarbeiten zu, Männer von sechzig bis siebenzig Jahren und manche wohl noch älter. Sie hatten noch das Reiterbild des Louis quinze gesehen, die verschiedenen Auflagen von Freiheitsgöttinnen bewundert, mit neugierigem Grausen die Köpfe unter der Guillotine zu Hunderten, zu Tausenden vom Halse abfliegen sehen — ja da war viel zu sehen gewesen —; aber einen ächten, wirklichen Obelisken, keinen falschen und nachgemachten, erblicken zu sollen — denn noch immer lag das Geheimniß vom Nil in einem dicken Balkenfutteral —, das war, so lange Paris stand, noch nicht dagewesen.

Und nun stand wirklich ein etwa 25 Fuß hohes Piedestal anstatt der Guillotine mitten auf dem Concordienplatz. Von der Seine her ward allmälig ansteigend ein Damm bis zur Höhe des Piedestals geführt und der Monolith langsam bis zum Fußgestell hingezogen natürlich in langen Pausen, damit man recht viel Zeit daran zu sehen hätte. Darüber ging der Sommer hin. Aber im October ward die Sache wirklich ernsthaft. Hinter dem Fußgestell erhoben sich zehn Fregattenmasten, die oben verbunden waren. Von ihnen ging eine starke Vertauung herunter um die Spitze des Obelisken herum. Nach der anderen Seite gingen zehn Ankertaue zu zehn Winden hin. Diese sollten die Masten hinten überziehen, die Masten dann den Stein an der Spitze aufheben und grade stellen. — Die Sache war so einfach wie möglich, — aber konnte sie glücken? Grande question du jour! Nie hatte Paris seit Julius Cäsars Zeiten eine ernstere Frage zu beantworten gehabt.

Digitized by Google

Endlich: Laeta dies aderat! Es war am 24. October. Es heißt da in meinem Tagebuche: „Um 11 Uhr waren wir kaum über den Pont Royal gekommen, als uns die Menschenmasse auffiel, die sich dort schon umherdrängte. Ueberall waren Municipalgarden ausgestellt, überall Polizei, überall Nationalgarden. Es sah aus, als ob Paris Aufruhr machen wollte. Der Concordienplatz gab uns endlich Aufschluß. Da wimmelte es so bunt von Menschen, — es war ein lebendes Meer von Hunderttausenden; denn Alles wollte die Aufrichtung des Obelisken sehen. Unter klingendem Spiel zogen Truppen vorbei, um überall die wichtigsten Plätze zu besetzen, wenn etwa „Unruhe" entstehen sollte. Auf den beiden Terrassen des Schloßgartens stand es gedrängt voll Menschen, es war ein ungeheurer Anblick, ein Brausen, Wogen und Wallen, es konnte Einem bange werden. Endlich ward es still! Denn auf dem Postament erschien als urkomisches Gegenstück zu dem mächtigen Monolithen ein zierlich-kleiner Mann in Frack und großer Toilette, der Ingenieur Lebas, der Held des Tages, der Löwe der Situation, auf den heute ganz Paris und noch viel mehr als ganz Paris sah; denn im Ausland spricht man auch viel vom Obelisken. (Dazu wimmelte Paris von Engländern, die gern das Experiment mißlingen sehen wollten.) Die Geniesoldaten und Marineleute ordneten sich auf seinen Wink um die zehn Winden, je 50 Mann für eine Winde, die Officiere nahmen ihre Plätze ein, alles machte sich fertig, Lebas fragte, ob Alles geordnet wäre; dann winkte er, zwei Trompeten hallten über den Platz und die fast laut- und athemlose Menge von Hunderttausenden, — die Stricke knarrten und zitterten, Alles sah auf den Obelisken, — — ganz leise erhob sich der ungeheure Monolith mit seinem Sarge und bewegte sich kaum merklich bis zu etwa sechs Zoll. Da winkte Lebas noch einmal und die Trompeten verkündeten eine Pause. —

Digitized by Google

Der kleine Lebas hantirte umher auf seinem Piedestal wie toll und war ganz heiß. Es mochte auch für ihn ein sehr wichtiger Tag sein; auch war seine Stellung da oben immerhin gefährlich. — Dann kam der zweite Versuch, und der Stein hob sich rascher mit seiner Spitze bis zu etwa drei Fuß. Da aber verkündete Lebas mit Heftigkeit wieder eine Pause und sah ganz toll aus. Der Obelisk hatte sich, wie man sagte, um einen halben Zoll am Piedestal verschoben, und trotz allen Redens und Rathgebens konnte dem Uebel nicht abgeholfen werden. Trostlos verließ Lebas seinen Standpunkt; ich sah ihn nicht mehr, es war ein Uhr. — Nun fing es auf dem Concordienplatz wieder an zu brausen. Jeder sprach. Eine Welt redete und wühlte sich durcheinander. Um zwei Uhr ging ich etwas nach Hause. Als ich nach einer Stunde zurückkehrte, band man eben eine von den beiden Seitenleitern fest; es hielt eine Menge von berittener Municipalgarde dabei; denn man drängte sich grade da am meisten. Die schwere Leiter war nicht befestigt gewesen; sie war umgeschlagen und hatte einen Mann erschlagen und drei andere tödtlich verwundet, so daß sie wohl nicht davonkommen werden. Man schickte in's Spital und brachte die Unglücklichen vorläufig in die Wache unten am Schloßgarten und machte dann das Thor zu, wodurch der Menschenstrom gehemmt ward und Auflauf entstand; doch kam es zu keiner weiteren Unordnung. Der Todte hatte keine Bekannten zunächst und mußte deßhalb nach der Morgue gebracht werden. Und da können sich die Frau und die Kinder die Leiche abholen, wenn der Mann heute Abend nicht nach Hause kommt. Das ist furchtbar, und am Ende ist der ganze Kram von Luxor das auch noch nicht werth. — Es war fast noch voller auf dem Platz, als zuvor; denn noch waren die Geniesoldaten da. — Endlich, weil die Arbeiten nicht fortgesetzt werden konnten, bliesen die Trom-



Digitized by Google

peten Retraite und das Militär marschirte ab. Ich ging meiner Wege. Aber noch steht der Obelisk nicht; tausend Unfälle können eintreten und der kleinste vernichtet das ganze Werk, das ist gewiß."

„Den 25. October. Stat obeliscus! Heute hat sich das französische Genieweſen ein immenses Denkmal gesetzt; und nun mag wohl alle Welt wieder einmal nach Paris hinblicken und den kleinen Ingenieur Lebas anstaunen, der seine Aufgabe so meisterlich gelöst hat. — Als ich um 11 Uhr zum Concordienplatz kam, hatte sich die Spitze des Obelisken um 12 Fuß gehoben. Es war ungeheuer voll Menschen, man konnte nur mit genauer Noth noch einen Platz finden. Der Obelisk rückte mit unglaublicher Sicherheit fort; man hätte es kaum denken sollen, daß ein Werk, wo das kleinste, das allerkleinste Versehen gänzliches Mißlingen verursachen konnte, so herrlich von statten ging. Als der Obelisk etwa einen Winkel von 45° bildete, schickte Lebas fünf Matrosen hinauf zur Spitze, um die Ketten zum Gegenhalten, deren vier waren, noch sicherer zu befestigen. Das sah wirklich gefährlich aus. Die Matrosen müssen einen großen, imposanten Anblick gehabt haben, — überall diese Menschensaat; auf dem Platz, auf den Straßen, Terrassen, Dächern, — allüberall stand es gedrängt voll. In der Garde-meuble war der Hof; das sah brillant aus, eine mächtige Musik trieb dort ihr Wesen während der großen Pause. Auf dem Platze aber riß man überall die muthwilligsten Witze; manchmal wieherten ganze Districte von Lachen, was natürlich ansteckte. In unserer Nähe mußten die unglücklichen Bauern von Pontoise furchtbar herhalten. In Paris darf man nun einmal nicht aus Pontoise sein. — Endlich ward weiter gezogen — bona sub ave, eine Masse Raben flogen über den Platz und nun hielt man sich vom Gelingen fast überzeugt. Immer mehr näherte sich

Digitized by Google

der Stein der Krise, dem Punkte, wo er sich durch seine eigene Schwere stellen mußte; noch einmal ward das Charnier, in welchem die Kante des Obelisken festsaß, mit Balken versehen. Vorsichtig ließ Lebas die Winden immer nur Vierteltouren machen und dann die Ketten ebensoviel nachlassen. Noch eine Vierteltour, noch eine Achteltour, — plötzlich wurden die Taue schlaff, und die widerhaltenden Ankerketten trotz ihrer Länge von etwa 200 Fuß ganz straff; der Obelisk hatte seinen Schwerpunkt gewonnen; man ließ auch die Ketten langsam nach, noch einen Fuß, einen Zoll, eine Linie — und wahrhaftig, da stand der Obelisk kerzengrade und staunte durch die Fugen seines Holzgefängnisses das fremde Volk und die Herrlichkeit Frankreichs an. — Und nun der Lärm! Hunderttausende klatschten und jauchzten Beifall; es war ein Brausen und Sieden, wie es vielleicht noch nie dagewesen war. Dem Lebas mußte merkwürdig zu Muthe sein. Einen Augenblick stand er ganz erstaunt da; der kleine Mann schien den großen Ingenieur, sich selbst, gar nicht zu begreifen. Fünf Matrosen kletterten mit Katzengewandtheit an dem graden Bretterkasten bis zur Spitze mit Fahnen und Zweigen. Oben wurden die Flaggen entwickelt, und von neuem jauchzte die Menge ihren Beifall nach oben, als die Tricoloren so lustig flatterten. Auf dem weißen Felde der einen waren Marineattribute, auf der anderen die Symbole der Architectonik. — Man verlief sich, aber ganz langsam, wie etwa nach einem Deichbruch sich die Meerfluth über das Marschland ergießt. Namentlich am Garten der Tuilerien floß ein Strom, ein Meer von Menschen dahin. Vielleicht mögen nur ein einziges Mal so viel Menschen auf dem Concordienplatz versammelt gewesen sein, und so genau nach seiner Mitte gestarrt haben, wie heute, — an jenem Tage, als der sechszehnte Ludwig guillotinirt ward."



Digitized by Google

Und doch gedachte ich an jenem October wohl noch mehr der deutschen Kaisertochter, welche an derselben Stelle vor dreiundvierzig Jahren gekrönt worden war; es war ja auch an einem Octobertag, nur um neun Tage früher, als die Errichtung des Obelisken.

Wunderbare Schicksalswege! Oft kommt mir das Leben vor wie eine Schachpartie, — Bauern, Springer, Läufer, Königin, alle haben sie ihre Bahnen unter kundiger Hand. — Grade an demselben Octobertage (1836), an welchem ich vor dem oben aufgestellten Obelisken stand, stand ich, freilich dreiunddreißig Jahre später, in Luxor am Nil vor dem anderen Obelisken, welcher mit dem Pariser Monolithen den Eingang in den Tempelpalast der Thutmosen und Rameſſiden bezeichnet. — An demselben Tage kam auch die damals so reizende Sultana von der Seine nach Luxor. Und wieder ein Jahr und wieder im October stand ich am Fuß der Wilhelmshöhe, — und oben saß der Pariser Sultan gefangen, der sich lange Kaiser der Franzosen genannt und alle Welt kriechend zu seinen Füßen gesehen hatte. Und doch — wer sollte es glauben — giebt es noch Menschen, welche in der Comödie des Lebens eine sichere Stellung inne zu haben meinen.

Lange stand der Obelisk von Luxor einsam auf dem Concordienplatz von Paris. — Als ich nach neunzehn Jahren wiederkehrte, wie prächtig hatte sich da die Scene verändert! Wie herrlich ist heute der Concordienplatz! — Zu beiden Seiten des geheimnißvoll schweigenden Steines aus dem Lande der Hieroglyphen sind zwei herrliche Fontainen, deren ewig plätschernde, springende und wieder herniederfallende Wasserfluthen mit all ihrem Geschwätz einen gar zu anmuthigen Gegensatz bilden zu dem stummen und reglosen Nachbarn, angebracht nach Art der beiden Fontainen zu beiden Seiten des

Digitized by Google

großen Obelisken auf dem Petersplatz in Rom. Offenbar hat Hittorf, der schon oben genannte deutsche Architect, als er den Concordienplatz zu decoriren hatte, an jene römische Anlage gedacht. Aber die Gravität des Petersplatzes gestattete keine weitere fröhliche Entwickelung oder gar heidnische Decoration seiner Brunnen. In Paris dagegen durfte alle Anmuth, jeglicher Muthwille, die uneingeschränkteste Fröhlichkeit losgelassen werden und ist auch wirklich losgelassen worden in der Decoration und ganzen Gliederung der Concordienbrunnen.

Jeder Brunnen besteht aus drei Schaalen. Das unterste Bassin ist vieleckig-rund, an seiner Außenseite mit sehr hübschen Cassetten und Strebepfeilern geschmückt, 50 Fuß im Durchmesser. Aus der Mitte steigt eine vieleckige Säule gegen 12 Fuß empor, auf welcher eine elegante, reichlich verzierte Schaale, etwa 15 Fuß Durchmesser haltend, ruht. Aus ihrer Mitte steigt die tragende Säule noch höher auf und trägt eine umgestürzte kleinere Schaale, über welcher eine Urne herausragt. — Während im untersten Bassin eine Reihe prächtiger, fast derber Meermädchen ziemlich dicht am Rande umherstehen, jede mit einem kleinen Delphin im Arm, sitzen in der Mitte um die tragende Säule herum auf Meeresattributen thronende Wassergottheiten verschiedener Arten, welche sich in ähnlicher Weise oben in der zweiten Schaale wiederholen. — So ist das ganze, selbst ohne das Wasserspiel, an und für sich schon ungemein zierlich, mannigfaltig und höchst belebt.

Aber nun erst das Wasserscherzo! Ganz oben aus der Urne sprudelt ein reichlicher Quell hervor. In vielen Trausen gleitet er über der obersten Schaale in die zweite oder mittlere hinunter und hüllt die dortigen Wassergötter in einen zarten, durchsichtigen Wassermantel ein. An den Seiten dieser Allegoriefiguren sprudeln ebenfalls einzelne Strahlen bogenförmig

Digitized by Google

in die Schaale. Auch diese fließt wie eine zarte Wasserhülle über den Rand und um die untersten Figuren herum in das unterste Bassin über. — Aus dem untersten Bassin aber spritzen die Delphine in den Armen der mächtigen Meermädchen dicke und von den neckischen Nereiden muthwillig nach oben gegen die dortigen Wassergottheiten gerichtete Strahlen empor. Bevor diese elastischen Wassersäulen aber ihre Opfer erreichen, lösen sie sich in einen von Millionen Tropfen gebildeten Bogen auf. So ist alles an diesen Fontainen üppige Fülle, Leben, Fröhlichkeit und Jubel, sei es der Broncefiguren, sei es der Wasserstrahlen. Und ich möchte wetten, es kann der verbissenste Griesgram nicht vorbeigehen an den Fontainen des Concordienplatzes, ohne sie anzusehen; aber er kann sie nicht ansehen, ohne zu lächeln oder gar laut zu lachen über den tollen Muthwillen und den brausenden, zischenden Wassertumult. — Um die Brunnen und den Obelisken herum stehen eine Reihe prächtiger Bronceständer für die Gaserleuchtung.

Aber trotz dieser wundervollen Centralzierde des Concordienplatzes erschien derselbe doch noch etwas leer. Es ward demnach noch eine decorative Zone in passender Entfernung um die Mittelgruppe herum gebildet. — Acht mächtige Frauengestalten auf großen imposanten Thronen sitzen vertheilt auf diese Zone, die Städte Lyon und Marseille, Bordeaux und Nantes, Brest und Rouen, Lille und Straßburg, letztere beide wieder Meisterstücke von Pradier. — Sie bilden einen höchst angenehmen Gegensatz zu den muthwilligen Scherzen der Brunnen und fassen den Concordien-Platz wunderhübsch ein.

Die äußerste Begränzung des Platzes aber ist doch immer das Imposanteste. — Da sehen wir einerseits am Ende der breiten Rue Royale die uns schon bekannte Madeleine, die uns in dieser Ferne fast noch mächtiger erscheint, als sie uns vorkam, wie wir in nächster Nähe vor ihr standen. Am Platz

Digitized by Google

selbst aber zu beiden Seiten der eben genannten „königlichen Straße" stehen zwei ganz gleichartig gebaute Paläste, das Marineministerium und die Garde-meuble, prächtige Renaissancebauten in der blühendsten Form. Das Mittelstück ist eine hohe von elf kräftigen Arcaden getragene Säulenhalle mit zwölf corinthischen Columnen, hinter denen der Palast selbst in zwei Stockwerken sich erhebt. Die beiden Eckpavillons bilden eine viersäulige Tempelfaçade mit schönem Fronton und Hautreliefs im Giebelfeld. Aber solche schöne und wirklich fröhlich zu nennende Baumotive, wie die beiden Paläste am Concordienplatze, übersieht man so leicht in Paris inmitten der Fülle des Schönen.

Andererseits, über die Concordienbrücke hinüber, aber doch zur Abschließung des Platzes gehörend prangt der herrliche Palast Bourbon, das „Corps legislatif", ein imposantes Gebäude in römischem Styl. Das Palais Bourbon ward schon 1722 gegründet und bestimmt für die Herzogin von Bourbon, daher sein Name, dann fortgesetzt vom Prinzen Condé, endlich gleich im Anfang des ersten Kaiserthums ausgebaut und dem Corps legislatif eingeräumt. — Sein prächtiger Haupteingang ist eigentlich auf der entgegengesetzten Seite in der Rue de l'université, ein großer Hof, eine Colonnade von corinthischen Säulen zu beiden Seiten eines weiten Einganges. Die inneren Säle sind von einer blendenden Pracht. Dagegen ist die Rückseite nach der Seine, die uns hier am meisten interessirt, weil sie, obwohl auf dem linken Seineufer, dennoch den Concordienplatz architectonisch abschließt, von einer wundervoll imposanten Einfachheit. Ueber einer breiten, hohen Freitreppe erhebt sich ein prächtiger antiker Tempel. — Eine großartige Colonnade von zwölf corinthischen Säulen trägt ein schönes Fronton mit ausgezeichneten Hautreliefs — Frankreich inmitten allegorischer Figuren — und sauberen Stuck-

Digitized by Google

arbeiten. — Auf der Querwand rechts und links sind sehr schöne Basreliefs von Rude und dem eleganten Pradier. — Oben vor der Colonnade stehen zwei prächtige Statuen, Minerva und Themis, letztere von Houdon, demselben, der den heiligen Bruno in der Vorhalle von S. Maria dei Angioli in Rom, sein Meisterstück, sculpirt hat. Endlich sehen wir noch auf mächtigen Postamenten an der Straße die colossalen sitzenden Statuen: Sully, Colbert, l'Hopital und d'Agueſſeau — vier Staatsmänner, welche Frankreich zu jeder Zeit gebrauchen könnte.

Die beiden Längsseiten des Concordienplatzes sind ganz einfach begränzt durch die Terrassenwand des Tuileriengartens einerseits, und durch die Champs élysées andererseits. Aber durch die Tiefe des genannten Gartens blickt man nach den Tuilerien, durch die mächtig langen Baumalleen der Elyseiſchen Felder sogar bis zu dem imposanten Triumphbogen der „Étoile". Am Eingang zu beiden, den Elyseiſchen Feldern und dem Tuileriengarten, hat man einige Kunstwerke ersten Ranges zu bewundern. Am Eingang in die Champs élysées stehen die berühmten „Chevaux de Marly" von Coustou, und am Eingang in den Tuileriengarten oder vielmehr am Ausgang desselben nach dem Concordienplatz die Reiterstatuen „Fama" und „Merkur" von Coyseboy, wenn auch das Wort „Reiterstatuen" eigentlich nicht paßt. Der Merkur ist wirklich unvergleichlich schön. Einen flotteren Kunstreiter haben Franconi und Renz nimmermehr gehabt. Eine Secunde noch, und Pegasus und Gott sausen hoch hinaus durch die Lüfte.

Wohin aber wollen wir uns jetzt wenden? — Eine lange, lange Wanderung liegt hinter uns, eine vielfach anregende, aber gewiß auch eine vielfach abspannende, abmattende. — Wenden wir uns noch einmal um nach dem Corcordienplatz mit all seiner Mannigfaltigkeit, Fülle und Pracht rings um

Digitized by Google

den schweigenden Obelisken! Ja, das ist großartig schön, entzückend und bezaubernd!

Und doch muß ich nachträglich noch eine kleine Humoreske auftischen. Als die Aufrichtung des Obelisken gelungen war, erschien eine Prachtcarricatur in Gyps. Auf dem Piedestal des Monolithen, über den ein Ankertau gespannt ist, steht mit einem Bein seiltanzend, seinen geliebten Obelisken im Arm haltend, das andere Beinchen fröhlich vorausgestreckt, und den rechten Arm mit dem Schnupftuch in der Hand in die Seite gestemmt, Lebas, wie er leibt und lebt, die Augen unter der Brille vor Seligkeit geschlossen, das Gesicht süß schmunzelnd, — nein, nie ist eine Carricatur wundervoller zum Besten gegeben worden, als diese. Und der Strumpf — le bas — der vorn am Postament hängt, kann vollkommen gut wegbleiben. In Hunderten, in Tausenden von Exemplaren ward der kleine Lebas verkauft. In der ganzen Stadt sah man ihn, damals vielleicht der populärste Mann der ganzen Welt!

Und nun, nach vierzig Jahren! Da kommt eben ein lieber, edler Freund aus Frankreich. Er setzt eine kleine Kiste auf meinen Tisch, „très fragile“ steht darauf. Vorsichtig öffnen wir sie; sorgsam nehmen wir den Inhalt heraus; behutsam wickeln wir alle Enveloppen ab, — Lebas mit seinem Obelisken, der kleine Lebas vom 25. October 1836!

Ridete quidquid domi est cachinnorum!

Aber wir müssen einen Augenblick ausruhen, etwa in der Nähe des großen Bassins unten im Tuileriengarten, und einer alten Zeit gedenken!

Digitized by Google

# VII.

## Tuilerien und Louvre.

„Will träumen unter den Bäumen hier.“

Aber wie kann man unten im Schloßgarten von Paris träumen, und wie kann ein alter Mensch von dreiundsechzig Jahren noch wachend träumen? Das mag mir vielleicht Mancher zurufen und mag Recht haben mit seinem Zuruf. Aber ich rede ja auch von längst vergangener Zeit, die vor vierzig Jahren war, und in welcher ich eben dreiundzwanzig Jahr alt geworden war. Da war es wirklich träumerisch-reizend im Garten der Tuilerien. Morgens! Da war Alles frisch begossen, geordnet, gereinigt. Die Blumen dufteten, die Orangen in vollster Pracht flüsterten: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen?“ Und die weißen Statuen glänzten so herrlich heraus aus den Gebüschen und längs der breiten Wege, auf denen noch kein zahlreiches Publicum sich umhertrieb. — Und Mittags! Wenn die Sonne anfing, heiße Strahlen niederzusenden, da war es so kühl, so schattig unter den Bäumen, und gerne ging man dort auf und nieder im Gespräch mit einem Freund, oder auch ganz allein, denkend, träumend oder um sich schauend mit freudigem Erstaunen über all' die anmuthige Welt in Kunst und Natur. Aber doch war

Digitized by Google

diese Welt dann besonders anmuthig, wenn sie von der schönen Welt belebt ward, wenn am Nachmittag sich der Park mehr und mehr füllte und von einer feineren, aristokratischen Welt durchwandelt wurde. Man sah da nie etwas Ordinäres, aber so vieles Wunderschöne, so reizende Frauengestalten und zwar aus allen möglichen Nationalitäten und Welttheilen. — Dann war auch zu bestimmten Stunden prächtige Militärmusik. Da saßen denn die Herren und die Damen besonders auf der Seite der Rue Rivoli, oft nach Tausend kaum zu zählen, plaudernd, flüsternd, lauschend, — ja, es war schön!

Am reizendsten aber war immer die Kinderwelt. Die hatte ihr internationales Rendez-vous unten im Garten um das große Bassin herum. Bald ergötzten sich die Kleinen an dem hoch aufsteigenden Wasserstrahl, bald an den überall auftauchenden Goldfischen. Oder sie ließen kleine Schiffchen mit einem offenen Segel schwimmen und die reizende Horde jauchzte laut auf, wenn ein Windhauch mit dem Diminutivfahrzeug davonging. — Eine Zeit lang waren selbst Schwäne auf dem Bassin, — aber die waren den Kindern doch zu groß und man mußte sie wieder fortnehmen. Oh, wie viele hunderte von kleinen Gästen tummelten sich da unten umher!

Großartig war es immer im Garten der Tuilerien. Aber manchmal war es wirklich imposant dort, am imposantesten am ersten Mai. Das war der Louis-Philipps-Tag, der Tag, der damals mit den Julitagen Paris mit all seinem Leben und Treiben am meisten zur Erscheinung brachte. — Er hatte außer seinem politischen Festesanstrich ja auch eine entschieden kirchliche Beziehung als Festtag des heiligen Philipp. Da brummte Nachts gegen Morgen der große Bourdon von Notre Dame ein ganzes Glockenmeer wach. Da dröhnten von weitem her die Kanonen der Invaliden dem Könige ihren Glückwunsch zu. Da begann ein ganz besonderes Leben im Festgewande

Digitized by Google

sich durch die ganze Stadt zu regen, besonders auch hier, wie in der ganzen Welt, ein militärisches Leben. Garden aller Art zeigten sich einzeln, versammelten sich, bildeten ganze Regimenter — kokette Kavallerie, philiströse Nationalgarden —, ungeheure Sappeurs, riesige Bärenmützen über verschwindenden Menschen, Musik, Trommeln — Alles kam zum Vorschein und bot ein wundervoll belebtes Bild. — Auf dem Carouselplatz ward dann eine Monstreparade abgehalten, auf die man besonders gut aus den Fenstern der Bildergallerie hinabsehen konnte, wenn man früh genug hingegangen war, um noch an ein Fenster zu gelangen.

Dann rollten in den prachtvollsten Equipagen die Optimaten, Diplomaten und Automaten des Königthums aus allen Himmelsgegenden zusammen, und es sah selbst von ferne gesehen ungemein achtunggebietend aus, wenn, um mich einer Humboldtschen Metapher zu bedienen, so die Elephanten menschlicher Größe ihre Rüssel zusammensteckten. Das geschah nach der Seite des Carouselplatzes, von dem wir bald reden werden. Ein gedrucktes Gratisprogramm enthielt die Reihenfolge aller Festivitäten. Die beste Festivität war unbedingt die, daß eine Menge armer Leute an bestimmten Stellen gefüttert wurden.

Dann kam aber doch die Hauptpointe im Tuileriengarten. Dort sollte vom Balkon herab der Bürgerkönig mit dem Bürgervolke fraternisiren; zugleich sollte ein großes Concert sein. Dazu war ein großes Orchester aufgeschlagen und mit rothem Tuch und Goldborden ausgeschlagen. Der ganze Garten war voll von Menschen, eine bunte, lustige Menge, — Aller Augen auf den Mittelbalcon gerichtet. Endlich öffneten sich die Flügelthüren und Louis Philipp trat heraus, an seiner Seite die Königin, neben Beiden der Herzog von Orleans und hinterdrein Marschälle und Hofgesinde. Es sah stattlich aus.

Digitized by Google

Der König trug eine reiche Uniform mit weißen Beinkleidern, den Hut in der Hand, mit welchem er grüßte. Ein kleiner Theil des Volkes erwiederte den Gruß mit einem „Vive le roi!“ Der Mann sah so wohlwollend aus, so bieder, so herzgewinnend, daß man ihn hochachten und verehren mußte. Aber das konnten die Franzosen damals nicht mehr, oder noch nicht; denn ihnen steckte noch damals die Julirepublik in den Gliedern. Ja, es gehörte damals zum gemeinen Volkston, über den König zu lachen, das Infamste, was man überhaupt dem Königthum, wenn es sich von Gottes Gnaden bekennt, thun kann. Die Königin sah sehr blaß aus; ihre Züge waren etwas durch ihren rothen Hut und weißen Schleier bedeckt. Ihr Anzug war ein einfacher grauseidener Ueberrock.

So wie das edle Paar erschienen war, begrüßten den König die vereinigten Musikchors der Nationalgarde, die das Orchester zusammensetzten, mit der Marseillaise, welche das edle Paar zweimal anhörte; dann entfernten sich sämtliche Herrschaften.

Das war Alles! Und doch war es unbeschreiblich großartig. In der Stunde, in den wenigen Minuten bekannte sich der Fürst zum Vater und Führer von 33 Millionen Menschen, denn so viel Einwohner hatte Frankreich damals, — und nun sollte das Volk sich da im herrlichen Garten, unter dem Balkon des weiten Königspalastes, als die Repräsentirung der gewaltigen Nation bekennen unter den schmetternden Klängen der Marseillaise. Ja, unbegreiflich großartig war es, unbeschreiblich!

Und doch zog ein bitteres, ironisches Etwas durch die Scenerie. Ich will es nicht skizziren. Aber es lag auf Aller Mienen eine Spannung, als ob etwas vorfallen könnte. So wie der König, nicht ohne einigen Ausdruck von befangener Vorsicht, sich entfernt hatte, und nun im prachtvollen Garten

Digitized by Google

mitten unter den Klängen der Musik das Volk sich in freierer Bewegung ergoß, da hörte man wohl hie und da den Ausdruck eines gewissen Staunens, daß Nichts vorgefallen wäre. Viele hatten wirklich etwas gefürchtet, Manche selbst etwas erwartet, Alle etwas für möglich gehalten.

Und was war das für ein Etwas? — Königsmord!

Ja, es war damals eine schreckliche Zeit! Derselbe König, der oben vom Balkon seines Schlosses seinen Garten hinuntersehen konnte bis zu dem Fleck, wo sein Vater „Égalité“ guillotinirt worden war, stand da innerhalb des Bereiches eines wohlgezielten Schusses. Aber der Schuß fiel nicht, — es fiel nichts vor am Namensfeste des Landesfürsten. Darüber wunderte man sich.

Und wahrhaftig, mit einem gewissen Recht! Das Jahr 1836, in welchem die Namenstagsgeschichte spielte, war reich an Attentaten und politischen Convulsionen, kleinen und großen. — Wie ein böses Gespenst hatte sich die Attentatsgeschichte des Fieschi in das Jahr 1836 hineingezogen. Am 28. Juli — also in den „Julitagen“ — des Jahres 1835 war die Massenermordung vorgekommen, und erst am 16. Februar 1836 fand die Hinrichtung der Mörder statt. Noch war Paris voll von der Geschichte, als am 25. Juni im Moment, wie der König eben aus den Tuilerien herausfuhr und die in das Gewehr tretende Wache grüßte, wieder auf ihn geschossen ward von dem seitdem berüchtigten Alibaud. Der König fuhr weiter nach Neuilly; der Schurke ward festgenommen. — Und seltsam genug! Ich, mitten im bewegten Studentenleben mich bewegend, ich erfuhr das Attentat erst am folgenden Tage! Und wo erfuhr ich es? Auf der Höhe am Pont Jéna, mitten zwischen Tausenden von vergnügten Parisern, von seelensvergnügten Parisern, die alle nach dem Marsfeld hinüberschauten, nach den Tausenden von Menschen,

Digitized by Google

in deren Mitte ein riesiger Ballon gefüllt ward. Es war Spätnachmittag, es ward Abend; grade ging der wegen des langen Tages blasse Vollmond auf, oder stand doch am Himmel. Endlich, um 8½ Uhr ging der Luftballon in die Höhe unter brausendem Beifallsruf. Aus dem Nachen aber grüßte eine Dame herab, die berühmte Elisa Garnerin. Wunderbar sah es aus, wie sie grade vor der Mondsscheibe vorbeifuhr, so daß man die kühne Schifferin einen Augenblick in dem goldenen Rund erkennen konnte. So stieg sie in die Dämmerung hinein, und kaum konnte man sie noch vom Ballon unterscheiden. Da mit einem Mal ließ sie mit ihrem Fallschirm sich los vom Ballon und stürzte zwei bis drei Secunden herunter ehe der Schirm offen ging. Ein Schrei des Entsetzens von Tausenden! — Da plötzlich öffnete sich der Schirm wie ein schützendes Dach, unter dem man die schwebende Frau erkennen konnte. Hin und her wogte das Dach, oft fast zum Umschlagen schief, — kaum merkbar sank er tiefer, desto mehr merkbar, je tiefer er sank. Zwischen S. Cloud und Versailles erreichte das tollkühne Weib unbeschädigt die Erde. Der Riesenballon aber stieg immer höher; immer abendlicher ward es; noch einmal konnte man ein Pünktchen im Aether erkennen, ein ganz ungewisses, kleines, schwankendes Pünktchen, und das Schauspiel war vorbei. Und Roß und Wagen und Fußvolk zog wieder einmüthig die Seine hinauf nach Hause. — Grade als wir an der Tuilerienwache vorbeigingen, sprach man vom Attentat von gestern. Was kümmerte das aber die Pariser? Sie hatten ja eben die Garnerin aufsteigen und niederfallen sehen! — Und wirklich, als nun in den nächsten Tagen es auf allen Gassen „Alibaud, Alibaud" hieß mit Wort, Schrei, Druck und Illustration, da war es vielmehr Neugier, als Abscheu, vielmehr Witz, als ernster Ausdruck, worin sich die Pariser ergingen.

Digitized by Google

Am 2. Juli war dann ein großes Tedeum in Notre Dame, bei dem ich, wie ich schon oben erzählt habe, zugegen war. — Am 9. Juli war jener Crawall vor der École de médecine im Quartier latin, am 10. waren alle Vorlesungen geschlossen auf 8 Tage zu unser Aller Entsetzen. Dafür sahen wir den Morgen im Louvre den Borghesischen Fechter, die Diana von Versailles, die Venus von Milo, und hinterher noch die ganze Gallerie.

Den Nachmittag wurden allerlei Sachen erzählt. Der König sollte in Neuilly einen Stich in die Brust bekommen haben von einem Supplicanten; nach einer andern Version sollte er vor dem rasch gezückten Messer zurückgefahren und nur an der Kinnlade verwundet sein, grade an demselben Tage, als Alibaud zur Guillotine verurtheilt worden war.

Die École war geschlossen! Was konnte man als „carabin“ ohne Vorlesungen besser thun, als nach der Barrière de S. Jacques zu gehen, wo Alibaud guillotinirt werden sollte. — Freilich hatte man wenig Chancen, etwas davon zu sehen, denn die Pariser gingen mit Proviant schon den Abend hinauf zur genannten Barrière, um dort zu bivouakiren. Nun, so groß war unser Eifer nicht. Wir gingen den Morgen (11. Juli) um 5 Uhr aus dem Hause; um 8 Uhr sollte die Hinrichtung sein. Als wir aber eben in die Rue S. Jacques einbogen, strömte die ungeheuerste Fluthwelle von Menschheit uns entgegen, Manche gähnend, aber doch Alle humoristisch-scherzend, lachend und seelenszufrieden, — sie hatten den Alibaud um halb 5 Uhr guillotinirt werden sehen; er hatte ihren vollen Applaus gewonnen, denn er war frech und muthig gewesen bis zum letzten Augenblick!

Nun, meine Nerven waren damals noch nicht stark genug! Ich war noch nicht Pariser geworden und hatte längst noch nicht mit den menschenfressenden Botocuden am Mucuri in Brasilien

Digitized by Google

fraternisirt. — Die Garnerin zwischen Himmel und Erde und das Attentat auf den König; das Bekanntwerden mit einem lieben Griechen aus der Gegend des alten Dodona und der Cravall im Quartier latin, ein Besuch im Invalidenhause und in dessen Kirche S. Louis, und ein gräßlicher Atheist aus Pesth, auch Doctor der Medicin, mit dem ich eine christologische Disputation halten mußte, worüber er mir seine größte Hochachtung ausdrückte, während ich ihm erklärte, ich möchte ihn am liebsten durchprügeln, — ein Tedeum in Notre Dame und eine wunderbare Vorstellung des „Misanthrope" mit der Mars und ihrem süßen Wortlaut: „La solitude effraie une jeune ame de vingt ans", — ein Gang über die Boulevards, die ich nie so großartig gesehen hatte, wie an jenem 8. Juli — und nun die wonnigen Marmorgötter im Louvre, und die Mona Lisa, die himmlische Frau Joconda — und dann noch der gräßliche Volkshumor in der Rue S. Jacques nach einer Hinrichtung, — und das Alles, Alles das in wenigen Tagen, Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches, — Teufel und Engel an mir vorbeijagend, — nein, es wird mich Niemand verspotten, wenn ich offen erkläre, daß ich das nicht aushalten konnte, daß ich eine Nacht fast delirirend durchwachte, daß ich krank war, Heimweh hatte, fort wollte! — Längs der Seine gingen wir, mein edler Flouch (Jean) den Strom aufwärts. Da war es still, kühl, friedlich; — denn damals lag dort noch kein Bahnhof, weil es noch keine Eisenbahnen gab; und die zusammenströmenden Wellen der Marne und Seine kosten heimlich und doch ganz wichtig miteinander. Am Abend lasen wir dann noch das Holdeste, was lateinisch gedichtet ist:

„Ibitis Aegeas sine me, Messala, per undas",

mit der rührenden Grabschrift:

„Hic jacet immiti consumptus morte Tibullus
Messalam terra dum sequiturque mari!"



Digitized by Google

Und wirklich waren wir Tibull und Messala zusammen; nur waren wir unberühmt und Keiner war ein Dichter, aber Beide eifrige Wissenschaftsanhänger. In diesem Streben starb wenige Monate darauf mein edler Freund als Doctorand in Straßburg. Als ich nach neununddreißig Jahren in Straßburg war, gedachte ich des lieben Todten, der an jenem Abend so still gelächelt hatte über das bescheidene Epitaph:

„Hic jacet immiti consumptus morte Tibullus."

Ich aber ward wieder wohl an jenem Tage.

Gleich nach der Alibaudzeit dräuten die Julitage von 1836 heran. Jede kommende Regierung wird Furcht vor ihnen haben; denn auch jede vergangene Regierung hatte Furcht davor. Louis Philipp suchte das Volk mit allerlei Spielwerk zu zerstreuen, von dem wir vielleicht noch später handeln können. Aber was ihm bis zum Jahr 1848 gelang, wäre ihm im Jahr 1836 fast nicht gelungen. Eris schüttelte die Schlangen, und beinahe wäre die Julidynastie gestolpert und gefallen über der Leiche eines einzigen Republikaners.

Dieser einzige Republikaner war Carrel, Armand Carrel, nicht nur ein einziger Republikaner, sondern auch ein einziger Mann. Eine gediegene militärische Erziehung machte ihn schon früh zum Officier, ein freiheitsdurstiger Sinn früh zum Republikaner, sogar zum Verschwörer; beide führten ihn in das Freicorps von Mina in Spanien. Mina's Untergang brachte auch ihm, als er nach Frankreich gefangen ausgeliefert wurde, ein Todesurtheil. Aber ein Formfehler rettete ihn vom Erschossenwerden. Nach einjähriger Gefangenschaft schrieb und veröffentlichte er mehrere tüchtige Geschichtswerke. Dann verband er sich mit Thiers und Mignet, sie gaben den „National" heraus. — Eine gewaltigere Opposition hatte man bis dahin noch nicht gesehen. Die Juliordonnanzen erschienen; Thiers und Mignet ließen sich einschüchtern und traten zurück

Digitized by Google

vom National. Aber Armand Carrel schleuderte dem Bourbonismus die Julirevolution ins Gesicht, und nach drei Tagen war Frankreich eine Republik, um nach wenigen Tagen dem Orleanismus anheimzufallen, dessen erster König auch sein letzter war, und dessen erster Regierungstag von derselben Furcht umdüstert war, wie sein letzter, von der Furcht vor einer Republik, ja bis zu den Julitagen 1836 von der Furcht vor einem einzigen Mann, vor Armand Carrel. In den Jahren 1832, im Juni, und 1834, bei zwei republikanischen Bewegungen, war er der Hauptfactor. Nach der ersteren wäre er beinahe erschossen worden, nach der zweiten trat er als Vertheidiger eines Angeklagten auf, — doch nicht als Vertheidiger, sondern als furchtbarer Ankläger der ganzen Pairskammer, welche er fast vernichtet hätte, als er ihr die Sünde des Marschall Ney vorhielt. Unter lautem Beifallsrufen ward ihm zwar das Wort entzogen, aber Einer der Pairs selbst, der General Excelmans, Ney's Waffenbruder, rief aus, die Verurtheilung jenes Marschalls wäre ein Meuchelmord gewesen. Das Ungeheuerste von Tumult, was je in einem Oberhause gehört ward, kam nun vor. — Seitdem stand Carrel bei jeder Gelegenheit der monarchischen Regierung schroff gegenüber. Jeder Conflict ward zum Siege für ihn. Ja, als mit den berüchtigten Septembergesetzen nach Fieschis Attentat der Orleanismus jede scharfe Oppositionsrichtung strangulirt hatte, schlug Carrel fast nur noch den Ton voller Verachtung an. So kamen die Julitage 1836 näher und näher und man machte überall Vorbereitungen zu großen Festivitäten, um das Volk zu zerstreuen und zu ergötzen:

Das aber ergötzte sich damals — denn diese Athener wollten immer etwas Neues — an zwei göttlichen Novitäten im Jardin des plantes, an einem Orang-Utang und an einem Seekalb. — Ersterer hatte sich schon einigermaßen legi-



Digitized by Google

timirt als ein drolliges Monstrum; alle Blätter hatten schon Anekdoten von ihm gebracht; bald sah er Roux ähnlich, bald sollte er manches von Thiers an sich haben; einmal sollte er, als sein Pflegevater zu ihm in das Zimmer gekommen war, denselben schnell eingeschlossen haben und mit dem Schlüssel spazieren gegangen sein, — kurz der Affe war nicht ganz neu mehr. Aber das Seekalb! Ganz Paris delirirte nur noch für das Seekalb und für Meyerbeers „Hugenotten", die ich am 18. Juli zuerst sah.

Da fuhr ein Blitzschlag und ein synchronischer Donnerschlag durch den Seekalbsjubel und die Hugenottenbegeisterung hindurch, — Armand Carrel war von Emile de Girardin im Duell niedergeschossen worden am 22. Juli. Die Unterleibswunde war absolut tödtlich und am 24. Juli starb er. Und von demselben Tage finde ich folgende Notiz in meinen Aufzeichnungen: „Heute ist eine Verschwörung gegen das Leben des Königs entdeckt worden; es sollen besonders die Küraſſiere dabei betheiligt sein; man hat eine Menge Waffen weggenommen und viele Individuen arretirt. Ich kann mir nicht denken, daß die Julitage ruhig ablaufen."

Am 25. Juli Nachmittags 4 Uhr ward Armand Carrel auf dem Kirchhof von S. Mandé begraben, vorläufig mit ihm die Republik; denn er war, wie ich schon oben sagte, ein einziger Republikaner. — In unserm Junggesellenhotel Valois wohnte ein Oberst. Er hatte grade den Tag den Befehl erhalten, mit seinen Truppen die Gegend von S. Mandé zu besetzen. Beim Fortgehen hatte er beim Portier gemeint, er würde wohl den Abend nicht wiederkommen. — Der Leichenzug muß imposant gewesen sein. Zehntausend Menschen, Civil und Militär aller Art und selbst aller politischen Ansichten, folgten in geordnetem Zuge dem Sarge nach S. Mandé hinaus grade durch die Rue S. Antoine. Man mußte sogar

Digitized by Google

den Kirchhof schließen; man befürchtete jeden Augenblick Aufruhr; aber doch fiel Nichts vor. Zweihundert Arretirungen gehörten eben nur jener Verschwörung an. — So brachen denn die Julitage an. Und so viel Festivitäten überschwemmten die Pariser, so viel Feuerwerk knatterte Abends in der Luft, daß man alle Klopffechterei vergaß und mit einem ungeheuren Regen endschließlich nach Hause floß und schwamm. Louis Philipp rieb sich beim Zubettegehen die Hände und rief mit Chamisso's Schemjaka aus: „Gottlob, das lief noch gut ab."

Und nun kamen wirklich politische lange Sommerferien. Nur einmal noch ging ein tiefes Wehegefühl durch die Stadt über Armand Carrel. — Bestimmt hatte man eigentlich nie den Grund zu jenem Zweikampf, in welchem er fiel, erfahren, wenn er auch den Meisten nur politisch erschien. Da kam denn Folgendes zum Vorschein. — Armand Carrel, der schon einmal in einem politischen Zweikampf 1833 tödtlich verwundet worden war, führte seitdem die Bezeichnung des Helden, der jeden Zweikampf, jede Herausforderung annähme. — Nun wurden einige Zeit nach seinem Tode seine Sachen verkauft. Der edle Chateaubriand, obgleich kein politischer Glaubensgenosse des Gefallenen, kaufte dessen Schreibtisch. Unter vielen Papieren fand er auch ein vier Jahre altes Billet folgender Art:

„Mein Herr!

Sie nehmen jede Herausforderung an, sagt man. So fordere ich Sie denn heraus, morgen Abend zu uns zu kommen und einige Verse von mir anzuhören.

Delphine Gay de Girardin."

Delphine Gay! damals die Muse von Paris, sie und ihre Mutter Sophie, von denen man wohl sagen konnte: „O matre pulchra filia pulchrior", improvisirte wundervoll. — Im Jahre 1804 geboren, heirathete sie mit siebenundzwanzig Jahren.

Digitized by Google

Kurz vor ihrer Heirath kam jene poetische Anmuthsscene vor, wo sie in einem Salon gebeten ward, zu improvisiren. Sie nahm einen Stuhl, setzte sich mitten in den Saal und trug nun die träumerischen Gedanken eines alten Mädchens vor, eine veredelte Sapphoklage. Bei den Worten etwa folgender Art:

„Nie hat man meinen Mund geküßt,
Nie hat ein Lieb mich Du genannt",

war Alles hingerissen von der innigen Seelenstimmung. — Da heirathete sie — den Emile de Girardin, da zog sie auch Armand Carrel in ihren Kreis. Trotz politischer Divergenz vertrugen sich Beide. Da plötzlich erschien in den Julitagen die Herausforderung des Einen an den Andern. — Armer Armand Carrel! Vier Jahre vorher hatte er die Herausforderung der Delphine angenommen! Denn Armand Carrel nahm jede Herausforderung an, sagt man. — Er war nie verheirathet. Delphine starb 1855. — Ueber Beide hat nie irgendwelche Médisance ein Wort auszusprechen gewagt. Möge denn die Asche Beider so sanft ruhen, wie ihre Seelen edel waren!

Zunächst kam nun kein weiteres Attentat auf den König vor. Aber immer doch dachte man daran; fast scheute man sich, den Monarchen in großer Nähe vorbeifahren zu sehen. Denn er besaß doch allgemeine Achtung, und es hätte entsetzlich sein müssen, Zeuge eines Königsattentates zu sein. — Einmal trat mir der Gedanke daran so ernst vor die Seele. Ich ging im Herbst (24. September) quer über den Carrouselplatz, um meinen edlen Freund Mr. Gault im Finanzministerium aufzusuchen. Grade vor dem dortigen Triumphbogen stehend, hörte ich plötzlich Trommelwirbel anschlagen und in den Seiteneingang des inneren Hofes von der Seine her kam der König hereingefahren. — Zwei Vorreiter in rothen Röcken

Digitized by Google

mit mächtigen Hüten jagten voran; acht dunkelbraune wundervolle Rosse zogen den Wagen, — alles Andere, Sattelzeug, Wagenbeschlag, Wappenmalerei war trotz eines übertriebenen Tricolorismus wahrhaft königlich. Ein zweiter Wagen mit sechs Pferden war eben so schön. — Die Insassen stiegen aus und gingen in den Palast hinein. — Niemand schoß! — Aber das ist doch schrecklich, solche Anmerkung niederzuschreiben! Niemand schoß auf den König von Frankreich! — Ein ander Mal sah der Zug noch prächtiger aus, es war im October, an einem herrlichen Mondscheinabend, — ein Piqueur mit vier Husaren weit voraus, dann ein Vorreiter, dann noch zwei, dann der herrliche Achtspänner mit einem Trupp Chevauxlegers. Dann wieder dieselbe Vorreiterei vor einem Sechsspänner, dann etwa 30 Husaren, Alles in scharfem Trabe, — es sah pompös aus. Aber Niemand schoß. Ein Attentat war in den Tagen nicht an der Tagesordnung.

Dagegen kam ein Attentat vor gegen die Staatsordnung, an welches man wohl schwerlich gedacht hatte. Es war am 1. November, an einem hohen katholischen Festtag. Ich ging am Pantheon vorbei über die Place de l'Estrapade (wo Humboldt einmal gewohnt hat, gewiß der beste Student vom Quartier latin). Da kommt Freund Berger aus Straßburg. „Wissen Sie es schon, Lallemant, vor zwei Tagen hat ein Prinz Napoleon in einer Kaserne von Straßburg einen Emeuteversuch gemacht; aber der farceur ist arretirt worden" (30. October). Ich wollte es nicht glauben, bis ich den Abend in eine Soirée kam, in der ich prächtige Musik, Gesang und Klavier hören sollte. Aber was Musik! Alles war Politik, Hannibal ante portas! Bergers Geschichte war wahr; der Telegraph von S. Sulpice hatte sie gebracht. — Louis Philipp, Charles X., und Gott weiß was noch Alles besprochen ward! — Die reizende Fräulein D., eine Delphine Gay auf

Digitized by Google

dem Klavier, hatte die Alabasterarme im Schooß liegen, und der junge David sang — ein Baß wundervollster Geltung —, keinen „roi des aunes“! Vergebens bat ich ihn um sein famoses „Mon fils, c'est un brouillard“ — „mein Sohn, es ist ein Nebelstreif“. — Sie spielte nicht, er sang nicht! Der Straßburger Nebelstreif hatte ihnen das gute Wetter verdorben. Und wüthend über Bergers „farceur“ ging ich nach Hause. — Als ich nach neunzehn Jahren durch Paris ging, hatte sich die Farce zum zweiten Kaiserthum entwickelt. — Aber am 9. November kam der Straßburger Attentäter gefangen nach Paris. Seltsamer Weise war unsere musikalische Soirée grade auf den Tag verlegt; man sang und spielte in vollstem Jubel und von Napoleon war keine Rede mehr. Er war wirklich damals nur ein „brouillard“ gewesen.

Aber schon am 15. November spie der Journalismus Feuer und Flamme gegen den König, weil er den Louis Buonaparte begnadigt hatte. Man riß sich um die Blätter; man schimpfte, raisonnirte in allen Tonarten. Aber auch darüber schimpfte man, daß damals die Gordon und die Baune gefangen genommen waren. Man schimpfte über Clauzels Summation an Constantine: „J'irai prendre votre ville par ordre de mon souverain“; man travestirte, als der junge Herzog von Orleans mit seinem Bruder umhergereist war, um eine Frau zu suchen, im Charivari die Lafontaine'sche Fabel „La cigale et la fourmie“:

„Rosolin, ayant trotté
Tout l'été,
Retourna célibataire
Comme le rappella son père.
Pas le moindre rejeton
De prinçaillon ou de ducaillon etc.
Il alla crier famine
Chez l'Autriche, sa voisine.
L'Autriche n'est pas doctrinaire
C'est là sa moindre faute etc.“

Digitized by Google

Oesterreich fragt den Rosolin, was er denn den ganzen Sommer gethan habe? „Ich? Ich bin im Postwagen umhergefahren"; wo denn dann Oesterreich sagt: „Eh bien, reposez vous maintenant." Das Ding war so witzig und boshaft wie nur möglich, und der Prinz hieß bis zu seinem Tode Rosolin. — Und doch war grade er, Ferdinand, der Beste von allen Orleans, wie tüchtig auch die anderen waren. Am 12. December, bald nach der Veröffentlichung des verruchten Charivarigedichtes sah ich auf dem Carrouselplatz eine prächtige Parade von Kürassieren und von Artillerie vor dem König, dem jungen Herzog von Orleans und einigen Marschällen. Das Ganze machte sich so hübsch und stattlich. Aber statt sich zu freuen über den Vater und den Sohn, riß man Witze und Rosolin hatte für keinen Spott zu sorgen.

Da kam die böse Nachricht von Clauzels Schlappe vor Constantine. Die Franzosen waren von Afrikanern zurückgeschlagen, in die Flucht geschlagen worden. Das konnte man sich nicht denken. Clauzel ward auf das Schmachvollste heruntergerissen; er ward ein elender Royalist geschimpft. Am schlimmsten kam der Herzog von Nemours weg. Man griff ihn auf alle Weise an, daß seine erste Waffenthat eine Niederlage und der ganze Prinz nur ein Ausreißer wäre. Und als die Königin ihm dennoch mit dem Prinzen Ferdinand bis Fontainebleau entgegenfuhr, da wurde auch sie auf alle nur mögliche Weise gescholten.

Unterdeß hatte wieder ein Attentat gespukt, ein tragikomisches. Ein Uhrmacherbursche von siebzehn Jahren hatte mit aller Gewalt den König morden wollen. Aber sein Plan ward verrathen, wahrscheinlich von ihm selbst. In seinem Schreibpulte hatte er eine Selbstbiographie liegen. Auch hatte er sich mit einer Dirne eingelassen, die er seine Geliebte nannte und in philosophischen Betrachtungen commentirte. Dazu hatte

Digitized by Google

er noch einen schäbigen Friseurjungen aufgegabelt, den er seinen Freund, seinen Mitverschworenen hieß. Vor Gericht gezogen, bekamen sie Alle das Angstfieber, und die Großmannssucht verlor sich gänzlich. Natürlich ward Niemand hingerichtet. Und zum größten Kummer der Drei nannte man gar nicht einmal ihre Namen und die Geschichte hat immer über das Jungensattentat gespottet.

Aber doch sollte das Jahr 1836 mit einer wilden Scene enden. Am 26. December hielt die Deputirtenkammer eine vorbereitende Sitzung, um dann formell am 27. December vom König eröffnet zu werden. — Als ich zwei Stunden nach der Eröffnung in die Gegend des Corps legislatif kam, herrschte dort große Aufregung im Volke. Es sollte eben auf den König geschossen sein. Man erzählte so und so! Alle wollten die Geschichte genau wissen, aber Keiner von Denen, die sie gesehen hatten, war noch da; sie bildeten das Lauffeuer durch die Stadt und es ist ganz notorisch, daß man schon fünfzehn Minuten nach dem Attentat dasselbe am Montmartre wußte. Ich kaufte mir die eben vom König gehaltene Thronrede; sie sprach von einem Attentat, aber natürlich nur von dem des Alibaud. Einen Zusatz, den Er noch improvisirt hatte, kam erst am folgenden Tage zur Kenntniß des Publicums. — Die Sache war so gewesen:

Alle Deputirte waren versammelt, alle Pairs waren zugegen im Corps legislatif; alle Gesandte der fremden Mächte hatten ihre Plätze eingenommen; die Königin saß da mit den Prinzessinnen und den Herzögen von Aumale und Monpensier, — Alles erwartete den König. Er blieb lange aus, — es war schon 1 Uhr. Da lief mit einem Mal ein fast stummes, aber furchtbares Gerücht von Mund zu Mund. Alles blickte mit banger Erwartung nach der Thür und nach der Königin, die von nichts wußte und erstaunt um sich sah. Da trat der

Digitized by Google

General Dumas herein und sagte sehr ruhig zur Königin: „Der König schickt mich. Er ist gerettet. Der Herzog von Orleans ist nicht verwundet. Der König kommt gleich.“ Die Königin ward bleich; die Prinzessinnen fingen an zu weinen; Alle sehen nach der Thür; der Herzog von Orleans sollte verwundet sein. Da riß der Huissier die Thüren auf: „Le roi!!“

Der König! Die Scene, die nun war, muß großartig gewesen sein. Alle Anwesenden, Deputirte, Pairs, Gesandte, — alle Gallerien und Logen und Herren und Damen, tausende von Händen streckten sich dem König entgegen, der Ruf für sein Leben, sein Wohl, seine Rettung machte das ganze Palais Bourbon erbeben, es war ein Donner von Stimmen. „Dem König mag wunderbar zu Muth gewesen sein“ — sagt meine Notiz von dem Tage —, „eben dem Pistol eines Mörders entgangen und jetzt vor den Repräsentanten seines Volkes, deren warme Liebe ihm entgegenlodert. Er hielt seine Rede, deren politischer Inhalt fast gar nicht berücksichtigt ward. Er hatte nur vom letzten Attentat (Alibaud) reden wollen: ‚Un attentat a menacé ma vie; la providence a détourné le coup dirigé contre moi; la sympathie, dont m'a entouré la France‘, ‚et que vous venez de me renouveler aujourd'hui‘ hatte er dann noch hinzugesetzt — und das ungeheuerste ‚Vive le roi!‘ brach sich von neuem an der Decke und den Wänden. Beim Fortgehen ward der König von demselben Ruf begleitet; man ließ auch die Königin und den Herzog von Orleans leben, — es war ein mächtiger Augenblick.“

Dem König war es so ergangen. Der Zug, — voran Kavallerie, dann der Wagen mit dem König, den Herzögen von Orleans, Nemours und Joinville und noch sechs Wagen mit Chargirten, — war eben aus den Tuilerien herausgekommen bis zum Pont Royal. Die Nationalgarde einer-

Digitized by Google

seits, die Linientruppen andererseits bildeten ein Spalier gegen das Volk. Neben dem Fähndrich der zweiten Legion der Nationalgarde bemerkte man einen jungen Menschen, der sehr unruhig schien und den Polizeisergeanten auffiel. Neben dem Schlag des Königs ritt auf der einen Seite der Graf Lobau, auf der anderen der General Dumas. Als der Wagen wegen einer kleinen Hemmung vor der Fahne der zweiten Legion still hielt — der Mörder hatte alles schlau berechnet —, beugte sich der König mit dem ganzen Oberkörper vor zum Gruße, der Herzog von Orleans ebenfalls. In demselben Augenblick nahm der Mörder seinen Hut wie zum Gruße ab, riß ein Pistol heraus, zielte fest, drückte los und — fehlte. Zum zweiten Mal zielte er, ein Bürger fiel ihm in den Arm, alles die Sache eines betäubenden Augenblickes. Großer Tumult entstand. Der Attentäter ward gemißhandelt und nur mit Mühe der Volkswuth entrissen. Er ward in die Tuilerienwache geschleppt. Der König rief heiter und vernehmlich: „Es ist Niemand verwundet", und fuhr weiter, wo dann im Corps legislatif jene großartige Scene vorfiel. Dem Herzog von Orleans waren Glassplitter gegen das Ohr geflogen und er blutete stark, so daß seine Uniform und seine Decorationen blutig wurden. Dem Herzog von Nemours war die Wange aufgeritzt. — Dem König selbst war die Kugel hart längs der Brust hingestreift und zwischen den Köpfen von Nemours und Orleans hindurch, so daß man in der That nicht begreift, wie Keiner von ihnen wirklich getroffen ward. — Gleich nach der Gefangennehmung durchsuchte man den Mörder. Man fand ein unbedeutendes Papier, eine Pfeife, Tabak zum Kauen, kein Geld. Sein Rock war blau, Weste schwarz, Beinkleid grau, Wäsche mit herausgetrennten Merkzeichen, — alles abgeschabt und das ganze Subject mißlungen. Der Bursche, der dreiundzwanzig Jahr alt war, ein Sattlergesell, sagte dem

Digitized by Google

sogleich zu einem Verhör kommenden Polizeipräfecten, er hätte den König morden wollen und hätte keine Theilnehmer; weiter würde er Nichts sagen. Und wirklich sprach er Nichts weiter. Ein alter General, der ihm einen moralischen Vortrag hielt, bekam einiges Kopfschütteln und halbe Worte. Man brachte ihn nach der Conciergerie."

Das war das Attentat des Meunier, das letzte im Jahr 1836, denn das Jahr war ja zu Ende. — Wie mochte aber der königlichen Familie in den Tuilerien zu Muthe sein am Jahresschluß, am Jahresanfang? — Nun, das schlimmste Attentatsjahr war zu Ende. — Im Jahr 1837, im Februar, kam man noch einmal einem Complot auf die Spur. Am 20. Februar ward ein Mann auf die Polizeipräfectur gebracht, der sich in der nächsten Nacht erhing. — — —

Aber wir haben lange geträumt unter den Bäumen unten im Tuileriengarten. Wir müssen weiter wandern!

Da thun sich rechts und links Wege und Abtheilungen auf und vor allen Dingen wundervolle Marmorgruppen und Statuen. Man halte sie doch ja nicht für gewöhnliche Gartenverzierungen; man sehe sie sich recht sorgfältig an. Es sind nicht nur Meisterwerke von bedeutenden Bildhauern unter ihnen, sondern auch wirkliche Meisterstücke derselben, Arbeiten von Coustou, Coysevox und Bosio, von Lepautre, Rude und Pradier, mögen diese Arbeiten nun Originalien der Künstler sein, oder Nachbildungen berühmter Antiken. — Und ich begehe keine Ketzerei, wenn ich behaupte, daß, wer auch die Villa Albani, diese bezaubernde Schöpfung Winckelmanns bei Rom, gesehen hat, immer gern noch den Tuileriengarten unter französischem Himmel durchwandert und auch ihn wundervoll und reizend findet. Mir wenigstens ist es so gegangen. — Eine Wonne war mir der Tuileriengarten vor vierzig Jahren, als ich Student war. Und neulich war es mir, nachdem unter

Digitized by Google

so manchen herrlichen Anschauungen auch die Villa Albani von mir durchwandert worden war, noch einmal eine Wonne, ja fast noch dieselbe Wonne wie im Jahr 1836, den Garten der Tuilerien zu durchträumen mit all seinen schönen, edlen Marmorgebilden, — ich sage zu durchträumen. Denn wenn eine reiche Vergangenheit hinter uns liegt, in welcher Kunst und Natur in ihrer wonnigsten, innigsten Verschwisterung sich uns boten und nun trotz aller Vergangenheit immer wieder zu einer beseligenden Gegenwart werden, da glauben wir wirklich zu träumen mitten im wachen Leben, und leben doch wirklich mitten im wachenden Träumen.

Freilich wird unsere Seelenharmonie dann wohl manchmal von grellen Mißtönen gestört, eine Miranda, deren liebliche Gegenwart von einem Caliban entheiligt wird. — Wer am 1. Mai des Jahres 1836 unter den Fenstern der Tuilerien stand, sollte die heutigen Ruinen des Palastes nimmer wiedersehen. — Die Revolution schlug mit eherner Faust an die Hofburg von Paris. Dröhnend sank der Königsthron zusammen und Louis Philipp entfloh mit dem trostlosen Ruf: „Comme Charles dix!“ aus Paris und Frankreich. Die Bourbonen waren geächt. — Blut und Eisen, Verrath und Gewalt ließen dann den „brouillard“ von Straßburg obenauf kommen. Aber es lag kein Segen auf den Tuilerien. Auseinander stoben die letzten Napoleoniden — und die Commune nahm zum Blut und zum Eisen noch das Petroleum zu Hülfe. Die Tuilerien brannten nieder.

Eine furchtbarere Brandstätte habe ich nie gesehen.

„Also ist Babel, das Schönste unter den Königreichen, die herrliche Pracht der Chaldäer, umgekehret von Gott, wie Sodom und Gomorra, daß man fort nicht mehr da wohne, noch Jemand da bleibe für und für, daß auch die Araber keine Hütten daselbst machen und die Hirten keine Hürden da

Digitized by Google

aufschlagen. Sondern Zihim werden sich da lagern und ihre Häuser voll Ohim sein; und Straußen werden da wohnen, und Feldgeister werden da hüpfen, und Eulen in ihren Palästen singen, und Drachen in den lustigen Schlössern. Ja, deine Pracht ist herunter in die Hölle gefahren, samt dem Klange deiner Harfen; Motten werden dein Bette sein und Würmer deine Decke. — Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!"

Das hat der Prophet Jesaias gesagt über die große Babel an der Seine, und deswegen bleiben auch die Tuilerien fortan ungebaut liegen und eine Wüste für und für. Und über den Mann des 2. December, dessen Weg Blut und Eisen war, hat derselbe Prophet ausgerufen: „Ist das der Mann, der die Welt zittern und die Königreiche beben machte? Du wirst nicht daselbst begraben werden; denn Du hast Dein Land verderbet und Dein Volk erschlagen; denn man wird der Boshaftigen Samen nimmer gedenken." — Das ist des Sängers Fluch!

Nun, wir wollen vorübergehen an dem Graus der ausgebrannten Tuilerien, und eine andere Seite aufsuchen, um einzutreten in den gewaltigen Palastcomplex auf dem rechten Seineufer.

Wir stehen wieder vor S. Germain l'Auxerrois, diesmal nicht, um die alte Gothik des Gotteshauses oder die neue des Glockenspielthurms und der ersten Mairie zu betrachten, sondern wir wenden uns zur anderen Seite, zur Hauptfaçade des eigentlichen Louvre.

Nichts Herrlicheres als die Façade von mehr als 500 Fuß Länge und über 80 Fuß Höhe, in der sich Kraft und Anmuth, Einfachheit und Fülle harmonisch compensiren. Ein mächtiger Unterbau aus schmucklosen Quadern, der fast ein Palast Pitti zu werden droht, aber eben deswegen mit spie-

Digitized by Google

lender Leichtigkeit jede ihm aufgebürdete Architectur zu tragen im Stande ist, bildet gewiß nur den Franzosen durch seine „nudité exagerée“ einen mißliebigen Gegensatz zu der prachtvollen, die ganze Front einnehmenden Colonnade, im Jahr 1685 nach dem Plane des Arztes Claude Perrault erbaut. — Zweiundfünfzig herrliche cannelirte corinthische Säulen, immer zwei und zwei auf einen gemeinsamen Fuß gestellt, bilden diese Colonnade. Im Centrum derselben, welches etwas hervorspringt, gestaltet sie sich zu einer Tempelfaçade mit ziemlich niedrigem aber reich-geschmücktem Fronton, während die Flügel in Art von zwei Pavillons eben so weit hervortreten wie das Centrum. Diese offene Colonnade mit all' ihrem Schmuck, Stuck und Sculptur, ist wirklich wunderbar schön, imposant in sich, und lustig anmuthig auf dem mächtigen Unterbau. Ich wiederhole es noch einmal, grade die beiden hier vereinigten Gegensätze des Unterbaues und des oberen Geschosses haben immer einen wunderbaren Zauber auf mich ausgeübt, ein luftiges, herrliches Königsschloß auf einem trotzigen Burggemäuer weit hinausprangend. Geht man hinein in das Mittelportal und durch dasselbe hindurch, so gelangt man auf einen vollkommen gleichseitigen und viereckigen Hof, 400 Fuß im Durchmesser, ich sage vollkommen gleichseitig, denn wirklich nur in einigen Decorationen und in der Bedachung des Pavillons auf der Hinterseite sind einige Verschiedenheiten. Mit Recht erklären die Franzosen diesen Mittelhof, den eigentlichen Hof des alten Louvre, für „une des merveilles de l'architecture française“. Die ihn einfassenden Seiten sind zu verschiedenen Zeiten gebaut, und zeigen die Monogramme der Erbauer, welche sehr hübsch angebracht sind. In der Mitte hat lange Zeit eine Reiterstatue des vierzehnten Ludwig gestanden, der überhaupt im Louvre eine große Rolle spielt. Wohin Roß und Perrücke gekommen sind, kann ich nicht sagen.

Digitized by Google

Einen großartigen Effect macht auch die feierliche Stille in diesem Mittelhof. Keinerlei lebhafte Passage führt hindurch; man kann in dem einsamen und doch draußen vom buntesten Treiben umgebenen Zwinger sich Seltsames zusammenträumen von aller nur denkbaren Menschengröße und von aller nur möglichen Hinfälligkeit derselben von Franz' I. Zeiten an bis zu Napoleon III., der sich grade am Louvre mehr verewigt hat, als sonst irgendwo, und zwar in einer Weise, wie sie nur zu Ludwigs XIV. Zeiten und beim Erbauen von Versailles möglich war. Freilich hat die Geschichte auch über 40 Millionen Franken gekostet. Das war so:

„Noch zu meiner Studentenzeit war der ganze, ungeheure Raum zwischen dem Louvre und den Tuilerien einerseits wunderbar großartig, andererseits schauderhaft scandalös. Großartig war die Verbindung zwischen beiden Palästen längs des Seineufers. Vom Pont neuf sah man eine Schloßfaçade von 1600 Fuß Länge, das Imposanteste, was man sehen konnte. Trat man aber ein in diese Seitenfaçade, so war ihr innerer Hof nur gegen die Tuilerien hin geräumig frei. Die Nordostseite dagegen bildete nur die halbe Façade, von den Tuilerien ausgehend, und diese lief nicht einmal in gleichem Winkel mit der Seinefaçade. Von der Rue Rivoli zog sich ein Stadttheil hinein in den großen Schloßhof, was um so scandalöser war, als die ungeheuer hohen Häuser nach dem Platz hin keine Fenster boten, sondern nur die kahlen grauen Brandmauern und die aufsteigenden Schornsteine zeigten. Es war nicht möglich inmitten einer größeren aber unterbrochenen Pracht eine scheußlichere Monstruosität zu finden." — Ich finde eine Notiz darüber in meinen Studentennotizen mit dem Nachsatz: „Sollte es einmal gelingen, den Platz ganz zu säubern und die Façade drüben weiter zu ziehen und an den Louvre anzulehnen, was mir freilich zu den Unmöglichkeiten zu gehören



Digitized by Google

ſcheint, ſo würde man hier das größte Schloß und in deſſen Mitte den größten Schloßhof der ganzen Welt haben."

Und als ich nun wiederkehrte, hatte die mächtige Hand, welche die Rue Rivoli erbaute, den ganzen Häuſercomplex aus dem Hof fortreißen laſſen und die Unmöglichkeit möglich gemacht und ich ſtand im größten Schloßhof der Welt. — Aber wie geiſtreich war das gemacht! Wenn man die Rivoliſeite in ihrer einmal eingeſchlagenen Richtung bis an den alten Louvre fortgezogen hätte, würde man unbedingt den Mangel an Parallelismus mit der Seineſeite von der Mitte des ungeheuren Platzes aus höchſt empfindlich bemerkt haben. — So hatte man denn auf beiden Louvreſeiten einen prachtvollen Anbau in den Hof hinein gemacht und an dieſen ſich auf der Nordſeite die von den Tuilerien herkommende Façade (längs der Rue Rivoli) anlehnen laſſen. Die architectoniſche Vertuſchung iſt außerordentlich gut gelungen. Von der Mitte des ungeheuren Binnenhofes bemerkt man keinen Mangel an Parallelismus. Wenn man aber aus der Rue Rivoli in den Schloßplatz hineintritt, ſo ſieht man links auf dem Boden ganz deutlich einen ſtumpfen Winkel. Ich entdeckte ihn ganz von ſelbſt, denn hier mußte die Ausgleichung liegen. Wer aber ganz unbefangen hineinkommt, bemerkt gewiß Nichts.

Aber wie impoſant iſt jetzt der einſt ſo ſcandalöſe innere Platz geworden! Wer aus dem inneren Hof des alten Louvre, deſſen Durchmeſſer wir zu 400 Fuß angegeben haben, durch den nordweſtlichen Pavillon, der nach dem berühmten Sully benannt wird, aber auch Pavillon de l'Horloge heißt, hindurchgeht, ſteht plötzlich vor einem Schloßhof von ungeheuren Dimenſionen; denn von dem ebengenannten Pavillon bis zum Louvre hinunter ſind es immer 1200 Fuß Länge. Das obere Ende zwiſchen den neuen Louvreflügeln, an welchem ſich kleine Gartenanlagen befinden, heißt Napoleons-Platz; weiterhin iſt

Digitized by Google

ihm der alte Name Carrousel-Platz geblieben. — Ein Schloß-Platz, ringsumbaut von Palastfaçaden von solcher Länge mit entsprechender Breite macht einen ungeheuren Eindruck.

Hat man sich von der Mächtigkeit des Ganzen hinreichend impressioniren lassen — aber ich wette, daß beim jedesmaligen Wiederbetreten des Platzes diese Impression immer dieselbe großartige ist —, so betrachte man sich denn auch die Details ringsumher an den Façaden. Man wird dort wonnige Sachen entdecken, die vom Publicum lange, lange nicht genug gewürdigt zu werden pflegen. — Von den im fernen Hintergrunde stehenden Tuilerien will ich gar Nichts sagen; auch sind sie ja ganz und gar, von oben bis unten ausgebrannt. Ich will auch Nichts weiter sagen von den langen Seitenverbindungen zwischen dem Louvre und den Tuilerien. Dagegen muß ich ganz speciell auf die einzelnen Pavillons aufmerksam machen, diese einzelnen Mittelpunkte und gewissermaßen Verstärkungen der Façaden, in der Regel um ein ganzes Stockwerk höher als der Bau links und rechts, oder doch wenigstens um einen Giebelbogen höher und überdacht von einem Gewölbe. Nur auf die zwei will ich hinweisen, auf den Pavillon Sully und den Pavillon Richelieu. — Der Pavillon Sully bildet den Mitteleingang in den alten Louvre-Palast; wie herrlich baut er sich nicht auf mit all seinen corinthischen Säulen und Pilastern! Je höher die Herrlichkeit steigt, desto ornamentirter wird sie, ja bis zum Dach hinauf und um den dort nicht zu vermeidenden Schornstein. Dort oben schließt die Façade mit einem Tempelfronton; es wird von vier Paaren reizender luftiger Caryatiden getragen, die gradeaus über den weiten Platz hinsehen.

Etwas zusammengedrängter und schmaler mag der seitliche Pavillon Richelieu sein; aber er ist noch reichlicher mit corinthischen Säulen besetzt, noch reichlicher mit Sculpturen ver-



Digitized by Google

ziert, oben ebenfalls mit vier Paaren Carhatiden geschmückt, die seitlich nach dem Platz hinunterblicken. Wegen der blendenden und fast überfluthenden Ornamentik hat man diesen Pavillon sogar tadeln wollen. Warum? An einen Palast Pitti wollte man hier gewiß nicht erinnern und auch schwerlich an den Farnesepalast in Rom. Desto beseelter war man aber dafür von der herrlichen Carhatide im „braccio nuovo“ des Vatican, ja ich möchte sagen: „von allem Schönen, was die Baukunst und die Sculptur nur in der fröhlichsten Stimmung duettirend herstellen konnte“. — Ueppig wie ein Tropengarten sind diese Bauparthieen. Man könnte sie auch versteinerte Symphonieen nennen oder Concerte der plastischen Kunst; die Carhatiden aber sind Doppelquartette der anmuthigsten Art. Man muß eben mit ganzer Hingebung zu ihnen hinauflauschen. Wirklich sind sie auch von Künstlern ersten Ranges componirt worden, von Bosio, Cavelier, Guillaume, — von Guillaume, demselben Guillaume, der mit uns Allen damals in Egypten war, eine wunderbare Menschenseele, ja eine wirkliche Jungfrauenseele, so freundlich und so bescheiden, wie sonst Keiner. — Und neben ihm der andere Franzos Quatrefages, so geistvoll und lebensheiter! Oh, wie mit ganzer Seele rufe ich grade diesen Beiden, indem ich dieses niederschreibe, den ganzen Herzensgruß zu, ihnen und dem nordischen Tasso, wie ich den Dichter Ibsen, seitdem ich ihn auf dem Mittelmeer und dem Nil kennen gelernt hatte, so gerne bezeichne. — Man vergebe mir solche Reminiscenzen aus einem vielfach bewegten Leben. Man kann eben das Edle nicht vergessen!

Und damit sei es denn auch genug der reichen und herrlichen Louvre-Architectur! Nur das will ich noch vorschlagen, daß man auch noch die Durchfahrtshallen, die einerseits mit der Rue Rivoli, andererseits mit dem Quai an der Seine die Communication vermitteln, sich recht ansehe, zumal die

Digitized by Google

mit dem Quai an der Seine. Sie sind so prächtig groß, weit und mächtig, daß man sich an ihnen von Herzen freut und sie bewundert.

Nun muß ich noch eines Triumphbogens gedenken, welcher mitten auf dem ungeheuren inneren Platze, den wir soeben überblickten, ziemlich einsam steht — mehr nach den Tuilerien, als nach dem Louvre hinwärts —, des Arc du Carrousel, einer sorgsamen Copie des Bogens des Septimius Severus auf dem Forum in Rom, mit dem er heutigen Tages ja leider auch die Aehnlichkeit hat, daß sie Beide, nach einer Seite wenigstens, auf ernste Ruinenstätten sehen, der römische auf den Campo vaccino und die alte Kaiserburg in Rom, der andere auf die leer gebrannte Stätte der verjagten Cäsaren von Paris. — Aber vielleicht denken Römer und Pariser gar nicht daran, was ihnen der allmächtige Gott im Himmel damit auf der Erde demonstriren will.

Der Triumphbogen auf dem Carrouselplatz ist allerdings das Eleganteste, was es in dieser Art in Paris giebt, wenn auch der Bogen an der Barrière, oder heute Place de l'Étoile, unendlich mächtiger hervorragt.

Der im Jahr 1806 zur Glorification des ersten Napoleon angefangene Bogen ist gegen 50 Fuß hoch und gegen 60 Fuß breit, dabei ziemlich tief. Von vorn nach hinten hat er drei Durchgänge, ein hohes, gewölbtes Mittelthor und zwei halb so hohe Seitenpassagen, welche wieder von einem janusartigen Querdurchgang von links nach rechts durchschnitten werden. Vier corinthische Säulen auf sehr hohen Sockeln schmücken die Zwischenräume zwischen den Durchgängen der Vorderfaçade, ziemlich freistehend vor corinthischen Pilastern. Oben auf den Säulen stehen vier moderne französische Soldaten, Infanteristen und Cavalleristen, hinter denen sich die hohe Attica emporhebt und in der Mitte ein bronzenes Vier-

Digitized by Google

gespann trägt mit zwei weiblichen Figuren, von denen eine im Wagen die Victoria ist, die andere eine Metamorphose der Bourbonen-Restauration sein soll. — Ueberall, wo der Bogen eine größere Fläche bildet, finden sich Sculpturen, Hautreliefs, Guirlanden u. s. w. Der Bogen ist wirklich prächtig und glänzend. Doch hat er zwei Fehler an sich, von denen der eine evident ist, der andere nur meinem Geschmack nicht entspricht, also wohl selbst eine Tugend sein mag. Für den Platz, worauf dieser Septimiusbogen steht, ist er viel zu klein, namentlich viel zu niedrig. Was sollte ein Triumphbogen an dieser Stelle? Er hätte mindestens noch einmal so hoch sein können.

Und nun die wunderliche Apotheose der französischen Armee mittelst eines römischen Triumphbogens! Auf corinthischen Säulen französische Soldaten, — Bayonnet, Bärenmützen, Caputröcke und Schleppsäbel. Solche Nachäfferei ist wegen des barocken Anachronismus unausstehlich. Ich habe mich nirgends in der Welt damit vertragen können, weßwegen mir auch die Vendomesäule immer „mal placée“ vorkam, zumal seitdem so ein nacktbeiniger Präsul statt des langrockigen Consul oben auf paradirt.

Statt des jetzigen Viergespannes standen früher die berühmten vier vergoldeten Bronceross des Lysippus oben auf dem Arc du Carrousel, die vielgewanderten; denn von Griechenland trabten sie nach Rom; dort paradirten sie zu Ehren des Nero, — kamen später nach Konstantinopel, wo sie im Hippodrom standen. Die Venetianer holten sie sich 1206 nach Venedig, die Franzosen 1797 nach Paris und pflanzten sie mitten auf dem Carrouselbogen auf, bis sie dann endlich im Jahr 1815 nach Venedig zurücktrottirten, wo sie denn nach wie vor die bunte Façade der Marcuskirche schmücken helfen, ohne daselbst zu irgendwelcher Geltung zu kommen.

Digitized by Google

Wenden wir uns nun wieder um, um nach dem Ueberblick des ungeheuren inneren Palasthofes von Tuilerien und Louvre besonders den letzteren in seinen wirklich heiligen Räumen zu durchwandern, so schlagen wir noch einmal den Blick aufwärts am Pavillon Sully bis zu den reizenden Caryatiden hinauf, und entdecken da noch unter den Seitenfenstern des ersten Stockwerkes eine Inschrift:

1541. François I. commença le Louvre.
1564. Cath. de Medicis commença les Tuileries.
1852—1857. Napoléon III. reunit les Tuileries au Louvre.

Nach diesem kurzen Pathos aus Kaisersmunde wollen wir aber doch noch eines Verses gedenken, der sich auf der anderen Seite, vor der Vorderfront des Louvre, befand. In dem Gärtchen unter der herrlichen Colonnade des Louvre lagen die Todten begraben, welche in den Julitagen 1830 beim Sturm auf diesen Palast gefallen waren. Auf dem durch Trauervegetation und Andenken der Liebe und Verehrung melancholisch geschmückten kleinen Kirchhofe stand die Inschrift zu lesen:

„Passant, à nos citoyens
Va dire, qu'ici de la vie
Nous avons rompu les liens
Pour la liberté de la patrie."

Fünf dreifarbige Fahnen schwankten wehmüthig über den Taxusbüschen und den Todten. — Der Orleanismus störte ihnen aber die Ruhe, und das können die Todten nicht vertragen, nicht die Julitodten, nicht die Asche des Nebucadnezar von S. Helena. — Im Jahr 1848 standen die Julitodten auf und verjagten den König der Julitage von 1830 — und der Sarg unter dem Invalidendom öffnete sich, und der „brouillard" von Straßburg, Bergers „farceur", nahm Frankreichs Thron ein, um ihn nach einer vielaktigen Comödie zu

Digitized by Google

verlassen und zuletzt noch ausgepfiffen zu werden sogar vom ersten Range herunter, der ihn früher wie das goldene Kalb vom Nil angebetet hatte.

Wer hat noch Lust, König von Frankreich zu werden? Wer, wenn man weder den Bourbonismus, noch den Orleanismus, noch den Buonapartismus, noch den Republikanismus, noch den Communismus will?

Digitized by Google

# VIII.

## Die Kunst im Louvre.

„Phoebe, fave! Novus ingreditur tua templa sacerdos.“ Wahrlich, das rufe ich im Geiste aus, wenn ich noch einmal in der Erinnerung die Hallen des Louvre betrete, — Phoebe, fave! — denn wirklich, nur der anmuthigste aller Götter Griechenlands und des alten Latiums kann uns begleiten, wenn wir all' die herrliche Kunst des Louvre durchwandern wollen.

Seltsam aber gemahnt uns grade hier die Vorsehung an die Wandelungen menschlicher Größe. Wir betreten dasselbe Louvre, in dessen Räumen die berühmte Medicäerin Catharina Hof hielt, in dessen Mittelhof das große Turnier war (1572) zur Hochzeitsfeier von Heinrich IV. und der Margarethe von Valois. Grade hier brütete die Hofparthei die infame Bluthochzeit jener Bartholomäusnacht aus. Grade hier thronten Könige und Hoheiten ersten Ranges, bis im Jahr 1792, als Frankreich auf immer mit dem Königthum gebrochen zu haben schien, der Nationalconvent die hocharistokratischen Räume des Louvre der Kunst einräumte, wodurch sie geweiht und gefeit waren und blieben. Denn hier hat seitdem meines Wissens kein Königthum oder Kaiserthum permanent seine

Digitized by Google

Throne wieder aufschlagen dürfen. Hierhinein hat sich auch selbst die Commune nicht gewagt mit ihrem Sengen und Brennen. Nur vom deutschen Belagerungsheer sind einige Kugeln hineingeschlagen in diese Räume, welche Kugeln natürlich von den Franzosen liebenswürdig genug den Prussiens und nur ihnen zugeschrieben werden.

Dagegen haben hier Kaiser und Könige und alle Großen dieser Erde, die gen Paris kamen, im Louvre der Kunst gehuldigt wie kaum sonst irgendwo in der Welt. Denn in der That, wenn auch anderswo Sammlungen sind, die reicher sein mögen an Sculptur, an Malerei, an Allem, was die bildenden Künste nur schufen, so hat doch das Louvre-Museum das voraus, daß es nicht nur aus allen Culturzonen, sondern besonders aus allen Culturzeiten herrliche Monumente zusammengebracht hat und dieselben in der freisinnigsten Weise den nach Paris Kommenden geöffnet hält zu einer begeisternden Wanderung, die auch wir machen wollen.

Wir beginnen, ohne uns vorher ängstlich bekümmert zu haben um den Zusammenhang und die Vertheilung der unteren mit den Sculpturſammlungen angefüllten Räume, mit dem fernen Osten, mit den Ufern des Euphrat und Tigris, auf welchen Ufern die verschwundenen Weltstädte Babylon und Ninive, die bis vor wenigen Decennien kaum nur als Sagen und Mythen bekannt waren, wieder auferstanden sind, und höchst merkwürdige Denksteine ihres Daseins zur Seine haben gelangen lassen. — Nachdem beim heutigen Orte Hillah schon vor vierzig Jahren merkwürdige Ruinen von Babylon entdeckt worden waren, fand der französische Consul Botta in Mossul am oberen Tigris bei einer Excursion östlich von dem genannten Flusse, aufmerksam gemacht durch einen Schutthaufen, in dessen Benennung sich noch das Andenken des Propheten Junus oder Jonas vorfindet, in der Nähe davon ein weit-

Digitized by Google

ausgedehntes Ruinenfeld, welches sich bald als das verschollene Ninive herausstellte. Den französischen Untersuchungen schlossen sich bald die englischen besonders unter Layard an; eine ganze antike Welt entstand jenseits des Tigris und trat ein in den Kreis der Untersuchung und Bewunderung.

Die mächtigsten Sculpturen aus dieser ninivitischen Ruinenwelt sind nach Paris gebracht worden, noch viel staunenswerthere, als selbst jene altägyptischen Denksteine; denn letzte waren mit ihren Geheimnissen doch immer im Rahmen der Geschichte bis auf unsere Zeiten geblieben; jene Denkmale vom obern Tigris aber waren ja gänzlich verschwunden. Und nun stehen da in einem Louvre-Saale jene mächtigen monolithischen Minotauren, vier colossale Basreliefs von Stiermenschen, mit prächtig decorirten Manneskörpern, majestätischen und doch freundlichen Mienen, jedes Detail merkwürdig sorgfältig ausgearbeitet, Kunstwerke von der imposanten Höhe von 15—18 Fuß, und in ihrer Art doch von der zartesten artistischen Ausarbeitung; an der man sich selbst noch in unserer kunstgewandten Zeit freuen kann. Wie alt mögen sie sein? Zwei-, drei- oder viertausend Jahre? Wer kann es bestimmt sagen? Ist es uns doch gar nicht verboten, in dem einen oder anderen Minotauren — doch sind sie sich ganz gleich — ein Monument, eine Stierstatue des gewaltigen Nimrud uns zu denken. — In bestimmterer Menschenform sehen wir dort auch das colossale Bild des ninivitischen Herkules stehen, Sandon genannt, der im rechten Arm einen jungen Löwen erdrosselt, in der linken Hand eine kleine gewundene Keule hält. Dicht bei dieser Sandongestalt steht ein assyrischer König, vielleicht Nebucadnezar, vielleicht Sanherib, in prächtigster langer Gewandung und sorgfältigster Toilette, ein kurzes Schwert an der Hüfte, wenn es nicht etwa ein Scepter ist; denn es steckt an der rechten Hüfte, während die linke Hand einen langen

Digitized by Google

Stab hält. Ohrgehänge und prächtige Armbänder sind bestimmt von lauterem Gold bei dem lebenden Original gewesen, wie man solche Goldarbeiten ja auch in wunderbarer Herrlichkeit bei den alten Aegyptern gefunden hat, z. B. bei der Mumie der Aahotep, der Ahnfrau der Thutmosen im Museum von Boulacq bei Kairo. Gewiß würden sich manche Anspielungen auf Pracht, Macht und Ueppigkeit von Niniweh und den Fürsten am Phrath durch solch Königsbild deuten lassen. — Ringsher erblickt man in diesem assyrischen Saal nun auch jene merkwürdige Keilschrift, theils wundervoll erhaltene Originalspecimina, theils sehr schöne, ausgedehnte Abgüsse in Gyps. Diese ganze assyrische ninivitische Welt war mir um so interessanter, als ja natürlich vor vierzig Jahren noch keine Spur davon im Louvre zu sehen war. Sie schlief damals noch den Todesschlaf im Sande des Ostens.

Dieser Welt folgen Andenken aus Sidon und Tyrus, Erinnerungen an phönicische Könige; es folgen besonders reichhaltige ägyptische Sammlungen, deren Geheimnisse uns ja ganz besonders und zuerst von geistreichen Franzosen aufgeklärt und erklärt worden sind, — Sammlungen, die immer zu den bedeutendsten derartigen gehören und nur von den Museen in Boulacq bei Kairo oder höchstens noch von Berlin übertroffen werden, für welches erstere der unermüdliche Mariette Bey der Schöpfer geworden ist, letzteres aber unseren gelehrten und geistreichen Lepsius, von allen Aegyptologen den größten, seinen eigentlichen Gründer und Regenerator nennt.

Zu Reiz und Anmuth entwickeln sich die starren ägyptischen Monumente schon in den kleinasiatischen Museumsgegenständen, die uns ja auch historisch bekannter sind und uns mit stummem Munde von den jonischen Griechen erzählen. Ein einziger Stein kann dort ein ganzes Epos und wunderbare Elegien singen und sagen, wie z. B. das mächtige

Digitized by Google

Säulenfragment vom Tempel des didymäischen Apollo bei Milet, welcher Tempel ein anderes Delphi bildete und in den Perserkriegen beraubt ward; Tausende von Hellenen betraten, den Gott zu befragen, die Limina Didymaea. Der eine Säulenstumpf mit dem daraufliegenden Kapitäl redet von einem mächtigen Bau, in dessen Schutt man auch einst einmal gewiß mit Erfolg Nachgrabungen anstellen wird, grade wie im heutigen Olympia, dem panhellenischen Heiligthum.

Aber wir müssen hier Vieles übergehen und unberührt lassen. — Sorgsam dagegen rathe ich den Kommenden alle Räume und Stätten der griechischen und griechisch-römischen Sculptur zu durchwandern und sich damit einen Genuß zu verschaffen, wie er nur von einigen glücklichen Kunsthallen, von den Uffizien in Florenz, vom Vatican und dem Kapitol in Rom, vom Palazzo Borbonico in Neapel geboten werden mag.

Schon die Räume selbst sind herrlich. Ich sagte ja schon vorhin, daß diese unteren Hallen des Louvre ganz wesentlich die Festeshallen der Royauté in ihren berauschtesten und berauschendsten Zeiten waren, und schon deßwegen höchst merkwürdig sind. — Hallen nenne ich sie. Und mit Recht. Es sind keine abgeschlossenen viereckigen Säle, sondern mannigfach geformte Räume. Bogenwölbungen, Corridore, Arcaden, Tempel und Nischen, welche hier die Kron- und Thronsäle der edeln Marmorkunst constituiren in harmonisch-schöner Mannigfaltigkeit. Aehnliches ist nirgends in der Welt. Die königlichsten Hallen der Welt sind hier zu Kunsthallen geworden.

Nur einiges Einzelne können wir hervorheben!

Gleich im Pavillon Sully tritt man in den „Carhatiden-Saal" von Jean Goujon, einem Bildhauer ersten Ranges. Soll ich diesen Saal reizend bis zum Entzücken, oder imposant bis zum Staunen nennen? Denn man kann und muß

Digitized by Google

beides von ihm sagen. — Seine Geschichte ist tragisch-ernst und zum Todtlachen lustig. — Jean Goujon war Hugenotte. Als der Tag nach der infamen Bluthochzeit dämmerte, ward der Künstler hier bei seiner Arbeit niedergemacht, nachdem wenige Tage vorher der vierte Heinrich, ebenfalls hier, seine Hochzeit gefeiert hatte. Im Jahr 1610 aber stand hier desselben Heinrichs Leiche nach seiner Erstechung durch Ravaillac öffentlich ausgestellt. Das genirte aber gar nicht, daß nicht Molière hier vor der Elite der Gesellschaft und vor dem Hofe seine besten Farcen aufführte und seinen Scapin mit allen seinen „fourberies" producirte im selben Raume, der den ermordeten König Henri IV. beherbergt hatte. — Und warum nicht? In Paris ist eben alles möglich.

Caryatidensaal aber heißt die Halle nach den vier schönen Caryatiden Goujons gleich neben der Eingangsthür unter dem Balkon, liebliche Mädchengestalten und gewiß verwandt mit jenen Töchtern des Erechtheus an dessen Tempel in Athen, oder auch mit den luftigen Mädchen draußen am Giebel des Sullygewölbes. — Mit einem gewissen Staunen schauen auch diese Caryatiden vor sich hin, denn auch sie haben ein wunderbares Leben, ein stilles, zauberisch-schönes Leben zu betrachten. — Herrliche Bogen tragen die Decke, die elegantesten corinthischen Säulen wiederum die Bogen, welche Bogen, um nicht armselig zu erscheinen über den reichen Säulen, mit schönen Basreliefs ausgefüllt sind. Und nun längs der ganzen Halle hin diese edeln Antiken, ganze Statuen von Göttern und Menschen, herrliche Gewandtorsi, Büsten, Urnen und Schaalen! Dort ein fast frauenhaft schöner Bacchus neben der berühmten großen „Borgheseschen Vase" mit prächtig erhaltenem Basrelief; hier ein imposanter Jason in der Nachbarschaft eines berühmten Diskuswerfers. Dann wieder ein Knabe, der eine Gans maltraitirt, wie er auch auf dem Kapitol zu Rom steht. Unbe-

Digitized by Google

schreiblich niedlich sind zwei kauernde Venusstatuen, — welche ist niedlicher, die eine, die mehr nach hintenüber hockt, oder die andere, die sich im Bade mit der linken Hand die Seite unter dem emporgehobenen rechten Arm waschen will? Ich glaube die letztere! — Die erstere ist unvergleichlich schöner im Vatican im „Maskensaal". — Aber auch eine dritte Venus, mit einer Muschel, ist ausgezeichnet. — Vasen von Marathon haben eine gefällige Form; aber zwei große Schaalen an den Enden des Saales haben eine seltsame Akustik; das in die eine Hineingeredete wird in der andern gehört, während die sonst im Saal sich Befindenden Nichts vernehmen.

Aber weiter, in einer anderen Raumabtheilung, wenn ich so sagen darf, denn hier unten ist Alles ein gemeinsamer, kaum durch bestimmte Abtheilungen geschiedener Kunsttempel, — da ist wieder eine Caryatidenwand, aber mit vier ungeschlachten Giganten. Vor ihnen liegt ein colossaler Tibergott mit der Wölfin und den Zwillingen, das herrlichste Haupt, was man sehen kann, — rechts von den Giganten der Flöte blasende Schlingel Peribœtos, oder doch sein Spießgeselle, mit übergeschlagenen Beinen, — in allen guten Sammlungen findet man den kleinen Gauner, so oder so! — Davor aber jagt die edle, herbe-jungfräuliche Diana von Versailles vorbei, von der man durch die ganze Welt Copien sieht, denn sie ist reizend und doch so strenge. — Neben ihr trabt ein Centaur! Was fehlt dem Unglücklichen? Nun, der Teufel reitet ihn in Form eines Amor! Der hat dem Roßmann die Hände auf den Rücken gebunden und zerrt ihn am Bart rechts herum, um ihm mit der Faust eins zu geben und mit der Zunge klatschend auf ihm fortzutraben. Umsonst schlägt das Roß mit dem Schwanz nach der bösen Fliege. Und unter dem Ganzen liest man wohl die Warnung:

Digitized by Google

„Amour, amour, quand tu nous prends,
On peut bien dire: Adieu, prudence!“

Derselbe Centaur, aus dunklem Gestein, steht auch im Museum des römischen Kapitols, im neuen Saal, — aber ohne Reiter. Der Pariser erst giebt dem Roßmenschen in Rom seine volle Bedeutung, welche man bisher nur muthmaßen konnte.

Drei Grazien innig umschlungen vor einer Spiegelwand stehend, ächt hellenisch anmuthig! So sind sie in Pompeji gemalt, so stehen sie, wenn auch etwas defect, in Siena, — so hat Raphael sie, nur etwas weniger schlank, mit dem Pinsel wiedergegeben in harmloser holder Naivetät. Canova und Thorwaldsen stellten die Gruppe anders, mehr Parade machend. Aber kokett lieblich sind Canova's Frauen, fast zu natürlich Thorwaldsens große Backfische, — lassen wir sie!

Wie stürmt doch jener Borghesische Fechter dahin, — ein Aar, der sich eben aufschwingen will, weil er einen Nebenbuhler hoch oben in den Wolken ziehen sieht! Er ist mir der liebste von allen Kraftanstrengungs-Menschen, so gewaltig und doch so maßvoll. — Wie unleidlich müßten sich neben dem Gewaltigen die beiden Boxer Canova's machen in Rom! Warum soll ein kenntnißloser Kunstketzer das nicht ganz offen sagen?

Wir wenden uns um — und nun sind wir gefesselt ein für alle Mal. Am Ende der langen, von vielen Bögen getragenen Halle flammt ein weißes Marmorbild empor, wie die Welt kein zweites kennt. Lieblich gewendet und gewunden, majestätisch und herrlich, — halb nackt und doch so edel verhüllt, — halb drapirt und doch die göttliche Fülle verrathend, ein wahrhaft süßer Kopf, wenn dieser nicht für den halbuppönten Süßigkeitsausdruck viel zu adelig wäre; denn solch Frauenantlitz denkt und träumt, befiehlt und bekennt sich

Digitized by Google

siegt, und lächelt dabei wie über einen süßen Schmerz. Sie hat eben Abschied genommen, — von wem? Auf wie lange? Ob auf immer? Was kümmert das uns am Ende? Denn wüßten wir es, so bliebe uns das Wesen der Venus von Melos kein Räthsel mehr, und das ganze geheimnißvolle Fragezeichen aus Marmor hätte einen Reiz, den Reiz des innersten Seelenlebens, eingebüßt. Darum wollen wir das Wesen der Statue auch nicht weiter ergründen. — Eine Mediceische Venus ist sie nicht, denn sie steht außer allem Verdacht auch nur der kleinsten Coquetterie. Auch keine Capitolina ist sie, denn die göttliche Statue in Rom, ein ächtes vornehmes Weib, fühlt anmuthig verschämt ihre Gewandlosigkeit. — Die Venus von Capua in Neapel ist sie ja auch nicht! — Nun, man sehe sie selbst an und bekenne sich dann, daß man die Göttin gesehen habe, wie sie sonst nirgends erschaut wird.

Neidlos und ergeben der Gebieterin prangen vor ihr und in ihrer Nähe eine ganze Schaar holder Anadyomenen, bald süß verschämt, bald unbefangen und naiv. Mindestens viermal wiederholt sich das Motiv einer Mediceischen Venus. Ganz anders dagegen jene Venus, die wir bestimmt eine „victrix" nennen müssen; denn sie hat den Mars gänzlich besiegt und hängt sich eben dessen Schwert um, während ein unendlich kleiner Amor sich den unendlich großen Helm des Gottes aufgestülpt hat. Die ganze Haltung der Göttin, die zierliche Kopfwendung, der elastisch sich bewegende rechte Arm und die zufriedene Miene einer gewissen Frauenemancipation, die nun selbst einmal Ares spielen will, sind doch gar zu köstlich. Selbst die imposante Pallas von Velletri, eine schöne Gewandstatue, ist nicht erzürnt über die Nebenbuhlerin. Wenn ich nicht irre, steht auch eine Juno dabei. Wir sehen also wirklich die drei Göttinnen vom Ida hier harmonisch zusammengestellt.



Digitized by Google

Unter dem Namen der Venus von Arles steht in einer Halle noch ein Meisterstück, halb gewandet, halb entkleidet, in beidem aber höchst vollendet, wenn auch der Gesichtsausdruck etwas flau erscheint. — Was sagen wir aber, wenn wir die kleine Diana von Gabii ansehen? Nun, wir sagen Nichts, aber wir lachen gewiß über das niedliche Geschöpfchen, denn anders können wir solche Diana nicht bezeichnen. Man nennt sie auch Zingarella, die kleine Zigeunerin; sie ist ein unbewußt schnippisches, wahrscheinlich recht trotziges Kind, was sich mit der rechten Hand ein Gewand rechts über die Schulter ziehen will, wohin sie auch den Kopf gewandt hat. Es ist das ein ungemein glückliches Moment, ein wirklich ganz momentanes!

Und von solchem glücklichen Moment hängt häufig der Werth eines ganzen Kunstwerkes ab. Wer in Rom einmal den Palast Doria auf dem Corso besucht, der sehe gleich im ersten Zimmer neben dem Sarkophag links einmal die weibliche Statue an. In der Regel liegt neben ihr eine Photographie der Diana von Gabii, weil sich Beide so ganz gleich sein sollen. Ja, ganz gleich, fast ganz gleich; nur fehlt der Doriastatue jene neckische Wendung der Gabii-Diana, und dadurch fehlt ihr alles Anrecht darauf, mit der kleinen „Zigeunerin" rivalisiren zu dürfen. Thorwaldsens Barhatinska und die antike „pudicitia" in Rom sind sich bis auf ein kleines Arrangement um die Schultern herum ganz gleich, copiegleich, — und doch ist die Russin keine „pudicitia" mehr, vielmehr ein liebliches Weib voll von Seelenadel und Formenschönheit, und beide Frauengestalten sind nun himmelweit verschieden.

Wir können noch nicht fortgehen, ohne nicht da und dorthin zu schauen. Vor Allem dort jene Läuferin im schnellsten Rennen, ein wundervolles Motiv. — Drantinnen und Läuferinnen waren

Digitized by Google

zwei Lieblingsstellungen für Mädchen bei alten Künstlern. In Rom ist eine reizende Läuferin, die eben erst fortlaufen will. Die Pariserin soll eine verfolgte Psyche sein. Warum aber? Viel netter erscheint sie mir einfach als eine Wettläuferin, die gleich rechts neben sich ihre nächste Rivalin fürchtet; darauf läßt sich die anmuthige Seelenstimmung der kleinen Dame vollkommen zurückführen. Die Statue ist ganz einzig. Sie ist so wundervoll abgewogen, als hätte Giovanni di Bologna sie hingestellt; sie ist so reizend gegliedert; — alle Details sind so mädchenhaft niedlich — und doch hie und da ein klein wenig an einen Knaben streifend! Wie käme sie sonst dazu, um die Wette zu laufen? Vielleicht ist sie eine etwas exaltirte „Diane chasseresse“ ohne Waffen, vor der ein Hirsch voraufrennt. — Wie ungeheuer plastisch-mächtig steht dagegen jene Melpomene da, ein Prachtstück der Sammlung? Alles ist großartig an der Statue, — „doch steigt das Riesenmaaß des Leibes weit über Menschliches hinaus“. Die Dame ist über 12 Fuß hoch. Und da hat man doch Furcht, ganz in ihrer Nähe, mit ihr auf einem Boden zu stehen. Colossale Kinder und colossale Frauenzimmer sind nie mein Genre gewesen, und die große Juno Ludovisi ist nie meine Passion geworden, trotz Goethe und seiner Nachbeter und trotz aller sonstigen Anbeter der großen Maske. Sie ist mir eben zu „ochsenaugig“.

Nun gar dort ein Stück des Frieses vom Parthenon! Kann man etwas Holderes, Verschämteres sehen, als jene Mädchen, die sich von den Gnaden der großen Göttin erzählen lassen? Das läßt sich auch gar nicht sagen! Glücklicher Weise hat man aber die Elginschen Marmore so vielfach copirt, daß Jeder sie sehen kann und statt einer Beschreibung eine Illustration genießen. In demselben Raum, wenn ich nicht irre, steht auch ein ächt hellenischer Torso einer Juno, eigentlich nur



Digitized by Google

eine Draperie um einen majestätischen Frauenkörper; die Gewandung ist meisterhaft aus einem etwas gekräuselten Wollenstoff, die verhüllten Formen mächtig schwellend unter dem Zeuge, — welch ein herrliches Weib muß das Ganze gewesen sein!

Mithrasopfer, Kaiserbüsten und ganze Statuen, ein allerliebster Eidechsenfänger als Copie des berühmten griechischen Motivs, — nach allen Seiten wird man hingezogen! Da stehen drei allerliebste Mädchen um eine kleine Columne, auf welche sie eben eine Schaale hinaufsetzen oder gesetzt haben; denn die niedlich gestellten Füße, die anmuthig gestreckten Körper, die graciös emporgehobenen Arme und Hände, welche letztere wunderhübsch um den Rand der Schaale sich gruppirt und einmal sich selbst gekreuzt haben, damit aus der Symmetrie keine Monotonie entstehe, wollen eben aus der Anspannung zurücksinken; denn die feinfühligen Fingerspitzen der Nymphen bemerken es sehr wohl, daß die Schaale steht. Das ist eine niedliche Gruppe und ließe sich tausendmal als eine neue Caryatidenform verwenden in Zierrathen des modernen Lebens.

Aber wie wollten wir zu Ende kommen mit all dem Herrlichen, was sonst noch da ist im untern Louvre, jenen Göttern und Helden, von denen wir schon manche andeuteten, — jenen Frauenbildern von der „Venus victrix“ an bis zu manchen streng verhüllten Pudicitiagestalten, — wie wollen wir damit auf einmal, in einem Besuche, in einer Seelenstimmung zu Ende kommen? Statuen erzählen sich allein am besten; ihre Allseitigkeit verlangt eine so vielseitige Betrachtung, ihre Einzelnheiten eine so sorgsame Durchmusterung, daß man da kaum mit einer einzigen Statue in gerammer Zeit fertig werden kann. Neben der Venus von Milo scheint vieles Andere ganz verschwinden zu müssen. Und doch nicht! Wer das majestä-

Digitized by Google

tische edle Weib nur recht ansah, hat sich immer doch noch nachher gefreut, daß er den kleinen nach vorn gesetzten Fuß der einen niedergekauerten Venus vom Knöchel an bis zur äußersten Zehenspitze recht genau betrachten durfte, wenn dieser Fuß auch gar Nichts von dem berühmten Fuß der Hebe des Canova im Berliner Museum an sich zu haben scheint, sondern ein gewöhnlicher Mädchenfuß ist.

Nun aber gehe man selbst hin und freue sich an diesem klassischen Alterthum, an diesen herrlichen Gebilden, die dastehen in ewig jugendlicher Schönheit, „als wären sie jung seit tausend Jahren".

Nach diesen edeln Räumen hat man im untern Louvre noch eine ganze Reihe von Hallen aufzusuchen, in denen Sculpturwerke der letzten Jahrhunderte und der ganz neuen Zeit zusammengebracht sind. Sie werden nach Meistern der französischen Renaissancezeit benannt, ohne daß sie nun grade mit Werken dieser Meister allein, oder auch nur theilweise ausgefüllt wären, — Goujon, Anguier, Jean de Douai oder wie er in Italien durchweg heißt: „Giovanni di Bologna", Colombe, Puget, Coysevox, Coustou, Chaudet, denen man einige ganz neue Bildhauer hinzugefügt hat, Bosio mit seiner holden Salmacis, Pradier, Rude u. s. w., — Namen, die wir schon zum Theil oben bei manchen Gelegenheiten genannt haben, zumal bei öffentlicher Monumentik und bei Kirchendenkmalen. Wir wollen keine einzelnen Werke von ihnen hier im Louvre aufführen. Nur das möchte ich nicht vergessen, da wir auf unseren Wanderungen durch die Kirchen mehrere berühmte Monumente, namentlich von staatsmännischen Cardinälen besahen, von Richelieu, Dubois, Colbert, Letellier, daß wir im Louvre in dem Saale des Coysevox das Grabmal Mazarin's antreffen.

Und da das Grabmal nun einmal das Ende alles Lebens,

Digitized by Google

alles Wanderns ist, so will ich noch diejenigen, die vom Antikenmuseum aus auf einer Nebentreppe in den ersten Stock des Louvre hinaufgehen wollen, darauf aufmerksam machen, daß sie den großen Dielenraum, von dem diese Treppe ausgeht, mit einer ganzen Menge Steinsärge, Todtenurnen, Aschenkrügen oder Cippen besetzt finden, aber auch noch viele andere höchst interessante Sachen dort sehen können, — Barbarenhäuptlinge nach Art der auf dem Constantinsbogen und nach diesen copirt auch unten an der Treppe von der Piazza del popolo nach dem Monte Pincio hinauf stehenden trauernden Krieger, einen Niobidenknaben mit dem Pädagogen, — einen alten in einer Wanne stehenden Mann, — prächtige Säulenreste und manche alte bemerkenswerthe Bruchstücke verschiedener Kunstwerke, — vor Allem endlich jene schon angedeutete Todtenmale, oft vornehm große, oft ganz kleine, ärmliche, sintemal „mors aequo pede pulsat pauperum tabernas ditiumque turres". Allen aber wird dort unter so manchen weichen Klagen des Schmerzes immer zuletzt das „have" zugerufen.

Aus diesen unteren Regionen des Louvre, aus seiner Antikenwelt steigen wir jetzt eine Treppe hinauf und treten zunächst ein in die vielgestaltigen Räume der Bildergallerie.

Wenn je von „embarras de richesse" die Rede sein kann, so muß unbedingt hier oben im Louvre davon geredet werden. Schon die Disposition der reichen Säle, in denen die Kunst untergebracht ist, oder durch welche der die Sammlungen betrachtende Reisende hindurchwandern muß, ist verwirrend. Es gehört ein eigenes kleines Studium dazu, um von einem Saal in den anderen hinauszukommen und die richtige Reihenfolge derselben kennen zu lernen. — Im allgemeinen liegen die der Malerei eingeräumten Säle an der Seite der Seine. Dort waren sie schon vor vierzig Jahren, aber doch in einer anderen, wenigstens theilweise anderen Disposition. Diese war

Digitized by Google

nicht so prächtig, aber doch großartiger als jetzt. Namentlich war die heutige Grande galerie bei ihrer imposanten Länge doch breiter, doch großartiger; sie war damals ächt königlich, heute ist sie reichlich, d. h. mit Gold und Prunk überladen. Auch war damals die Beleuchtung anders. Doch kann in vierzig Jahren auch die Erinnerung etwas abgeschwächt und auf Irrungen geleitet werden. Auch wollen wir die Prachtlocalitäten gern so hinnehmen, wie sie sind; herrlich und großartig sind sie unbedingt, zumal wenn man sie mit anderen der Malerei eingeräumten Localitäten vergleichen will.

Die Gemäldesammlung enthält nach einer der neueren Aufzählungen gegen 2000 Bilder, ein ganzes Meer von Bildern, eine Hochfluth von Formen und Farben, wie ich keine zweite zu nennen wüßte.

Unter dieser Wunderwelt der Kunst gehören

558 Bilder den verschiedenen italienischen Schulen,
618 „ den deutschen, belgischen und niederländischen Schulen,
650 „ der französischen Schule,
20 „ oder einige mehr den Spaniern.

Dazu müssen wir immer noch die Menge großer Deckenbilder und schöner Fresken rechnen; — ja, wir können von 2000 Bildern reden, zweitausend Bilder in einer einzigen Sammlung!

Ich trage eine alte, unverwüstliche Liebe im Herzen; es ist die Liebe zur Louvre-Gallerie in Paris. Vor vierzig Jahren, gleich am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Paris ging ich hin. Ich ging hin, so oft Zeit, Pflicht und Gelegenheit es mir möglich machten. Immer und immer sah ich sie wieder diese Louvre-Bilder; immer und immer studirte ich sie nach in meinem Katalog von 1836. Ich kannte sie endlich alle, ich sah sie alle vor meinen Augen auftauchen, je nachdem ich die

Digitized by Google

einzelnen mir aus der Vergangenheit in meine Gegenwart herein beschwor, wo ich auch immer war. Mein Katalog hat mich nie verlassen, er ist zu beiden Seiten des Oceans mit mir gewesen. Und ich hatte ihn mitgenommen und führte ihn bei mir, als ich im Jahr 1875 das Museum wieder betrat. Nun die Bilder hingen großentheils anders, — nicht völlig so systematisch wie damals; manche konnte ich nicht finden; herrliche Lebruns hingen viel zu hoch; sein „Zelt des Darius" fand ich nicht; es soll durchschossen sein vom Bombardement. Vieles war vom Luxemburg-Museum nach dem Louvre gekommen; mehrere herrliche Murillos waren aufgenommen worden. Besonders hatte man in einem Prachtsaal, der früher schon da, aber viel scheinloser war, in der heutigen Salle carrée, eine zauberhafte Auswahl der herrlichsten Meisterwerke aller Schulen hingestellt, eine Florentiner „tribuna" aber ohne Statuen, was wohl richtig ist. — Wer kennt die Tribuna in den Ufficien von Florenz? Der ist ein glücklicher Mensch, der sie kennen lernte. — Aber auch den müssen wir glücklich schätzen, der die Salle carrée im Louvre an der Seine kennen gelernt hat; wenn auch selbst in ihr mancher Wechsel in den Bildern vorkommt, immer wird der Besucher das Herrlichste dort treffen, was die Malerei ihm nur zu bieten vermag.

Machen wir auch hier im ersten Stock des Louvre eine Wanderung und betrachten uns von den größten Meistern die ausgezeichnetsten Sachen, — freilich ist im Louvre Alles ausgezeichnet.

Wir sind in Frankreich. Als dankbare Gäste wollen wir zuerst die französischen Meister aufsuchen. Dann gehen wir zu den Holländern über. Zuletzt betrachten wir die Italiener und Spanier. — Freilich ist gegen diese Eintheilung sehr viel zu sagen. Namentlich hat sie kein chronologisches Element in sich. Die Franzosen fingen erst an zu malen, als die anderen

Digitized by Google

genannten Nationen schon längst gemalt hatten, schon in vollster Blüthe ihres Malens waren. Auch sind sie ihnen, wenigstens ist das meine ganz bescheidene Meinung, in gar vielen Arten des Malens nie gleich gekommen, wobei ich nur Landschaftsmalerei ausnehmen möchte. Doch wollen wir keine Raisonnements anstellen über die Kunst und die Kunstgeschichte im Allgemeinen, sondern die Franzosen betrachten mit ihren Bildern.

Die französische Malerei, wenn sie sich auch frei zu bewegen suchte, stand meistens im Solde der Könige, des Königthums, wie am Ende ja fast Alles in Frankreich; denn der König und Frankreich, Frankreich und der König waren meistens identisch. — Der erste französische König, der für Malerei Empfindung und eine innige, bis zur Schwärmerei gesteigerte Liebe hatte, war Franz I., der alle Künste, alle Wissenschaften liebte, er war das Urbild eines ächten Franzosen in jeder Beziehung. Unter so manchen italienischen Künstlern, die er in das Land zog, müssen wir Lionardo da Vinci obenan stellen. Beide waren Freunde, vielleicht Herzensbrüder. In des Königs Armen starb der italienische Maler im Jahr 1519. Seine in Frankreich gegründete „Schule von Fontainebleau" hat kaum eine Anregung gegeben und keine Folgen gehabt. — Auch für die Malerei sollte das goldene Zeitalter erst unter Ludwig XIV. aufgehen, in welchem vor Allen Rubens ein mächtiger Impuls für die französische Malerei ward.

In neueren Zeiten hat denn David die Malerei in Frankreich gewissermaßen neu geschaffen, und eine ganze, weite, große Schule gegründet, die von des ersten Napoleon Zeiten bis in unsere Tage hinein im transrhenanischen Lande herrschend geblieben ist. Grade von dieser Schule finden sich die Hauptrepräsentanten im ersten Saal der Bildergallerie, wenn man

Digitized by Google

im Pavillon Sully die Treppe hinaufsteigt, in der so genannten Salle des sept-cheminées.

Grade David's Bilder fallen hier wohl am meisten in's Auge, oder man sucht den berühmten Meister vor allen anderen zuerst auf. Besonders sind es zwei, die uns fesseln: „Die Sabinerinnen" und der „Leonidas". — Das erste ist höchst pathetisch: „Ein junges Weib wirft sich theatralisch zwischen den Sabinerkönig und den Romulus, hinter ihr hält eine Frau ein Kind in die Höhe"; der Sabinerraub ist also schon ziemlich lange her und die Leute hätten Zeit genug gehabt, sich zu vertragen oder sich zu fechten. Auf dem Bilde ist viel gesundes, hübsch gefärbtes Fleisch, brillante Attituden; — wenn das Kostüm das nicht verböte, müßte es ein effectvolles „lebendes Bild" in einer vornehmen Gesellschaft sein. — Und solche aristokratische Geleecktheit liegt auch auf dem Leonidasbilde. — „Barbarus hic ego sum" will ich auch gern hier sagen. Als ich die großen Bilder vor vierzig Jahren zuerst sah, bestachen sie mich; aber jedesmal weniger, je öfter ich wiederkam; zuletzt fand ich sie conventionell langweilig und steif. Die Sabinerscene hat in natura gewiß anders ausgesehen. — Dann ist da noch der „Bettelnde Belisar" mit all dem Jammer und der Wehmuth, die die Thatsache selbst erregt. — Außerdem ist noch im Louvre von David: „Der Schwur der Horatier", ein imposantes Bild, wenn auch die Männer so gleichlinig schwören, als ob sie ein Armeemanöver ausführten. — „Die Söhne des Brutus" sind grausig wegen der Unnatürlichkeit der That. Der Halbstumpf soll früher im Durchschnitt eine schaurige anatomische Studie gewesen sein, die dem blutigen Republikaner und „Königsmörder" David — er hatte für die Hinrichtung des Königs Ludwig gestimmt — ganz ähnlich sah. Als David gestorben war, malte ein Freund und Schüler ein Tuch über die

Digitized by Google

Schnittfläche, so daß man das Bild doch wenigstens ansehen kann.

„Paris und Helena lieben sich", — ein ferneres Bild von David. Wer so was in möglichst geschmeidigen Formen und zierlicher Darstellung sehen mag, der sieht etwas ganz Piquantes im Rahmen. — Wundervoll sind entschieden Davids Porträts; sein „Papst Pius VII." ist gewiß ein Meisterstück und würde selbst von Raphael gutgeheißen werden.

Davids bedeutendstes Repräsentationsbild: „Napoleons Hochzeit mit Marie Louise" ist nicht im Louvre. Als Napoleon, grade selbst en grande tenue, es zuerst sah, nahm er steif und gnädig den Kaiserhut ab, und sagte mit einer höflichen Verbeugung zum Maler: „David, je vous salue." Wirklich ist das eine Art von Kritik und Characteristik zu allen Davidschen Bildern. Mit einer gewissen gemüthlosen Bewunderung der meisterhaften Technik verbeugt man sich vor dem Maler und sagt ihm, selbst wenn man ein ächter Deutscher ist, dennoch auf französisch: „David, je vous salue." Deutsch ließe sich solch „Compliment" gar nicht sagen.

Die Napoleonsphrase führt uns zu zwei Napoleonsbildern, und zwar von dem Pantheonsmaler Gros: „Napoleon bei den Pestkranken in Jaffa" und „auf dem Schlachtfelde von Eilau", zwei große, ernste und durchdachte Bilder, die ja auch in Kupfer gestochen zu den bekanntesten Salonbildern gehören. Ihnen reiht sich Géricault an mit „Zwei Soldaten" und seinem berühmten „Floß der Medusa", einem ergreifenden Bilde, hergenommen aus dem unglücklichen Schiffbruch des genannten französischen Kriegsschiffes an der afrikanischen Küste beim weißem Cap — die „Sündfluthsscene" von Girodet dagegen, sein „Schlaf des Endymion" und „Atala im Grabe" machten mir schon vor vierzig Jahren einen bleichsüchtigen Eindruck, obgleich ihnen eine schöne Technik gewiß nicht abzusprechen ist. — Und das

Digitized by Google

ist auch bei dem Gerardschen Bilde der Fall: „Amor küßt Psyche, aber kalt, indifferent und befangen ungeschickt.“ — Interessant ist Drouais: „Marius in Minkurnä mit dem zu ihm gesandten Mörder.“ Auch das Bild von Fabre: „Ulysses und Neoptolemus nehmen dem Philoctetes die Waffen“, sieht sich gut an. Noch bedeutender wohl sind die Bilder von Guerin: „Marcus Sextus findet sein todtes Weib“, — und besonders seine „Clytemnästra“, ein Gegenstück zu Davids' Paris und Helena. — Auch „Phädra“ und „Hippolytus“, sowie „Andromache“ und „Pyrrhus“ sind treffliche Bilder, ebenso auch Prudhons „Verbrechen von Gerechtigkeit und Rache verfolgt“.

Nun, das sind die großen, anspruchsvollen Bilder im Saal der sieben Kamine. Wer aber kleinere, bescheidenere und unendlich liebenswürdige Pinselzüge liebt, der sehe sich die Bilder, Porträts von der Vigée Lebrün an. Die anmuthige Frau hat sich in Rom in der Academia S. Luca gemalt und wird dort meistens Virginie Lebrün genannt, ein liebes, ernstes, aber doch durch und durch schelmisches Gesicht! In dem Porträtzimmer der Ufficien zu Florenz ist sie wieder, aber im vollen Lachen. Und nun freut man sich, sie auch in Paris zu treffen, wo sie offenbar älter geworden ist, aber immer mit dem Ausdruck des zufriedenen Frohsinnes auf dem niedlichen Antlitz. — Und doch ist sie in Rom am hübschesten, — ja sie ist fast das beliebteste Porträt in der ewigen Stadt.

Und nun kommt man, über einen Vorplatz gehend und durch ein Vorzimmer, in einen Saal, der für die Bildergallerie wohl nur als Verbindungszimmer dient, der aber in sich selbst das herrlichste ist, was man sich an Prachthalle nur immer zu denken vermag. Das ist die berühmte „Salle d'Apollon“, oder „Galerie d'Apollon“ genannt. Immer betritt man sie wieder mit Bewunderung und Freude. Von Ludwig XIV. herstammend, ist sie mehrfach renovirt worden,

Digitized by Google

zumal ganz kürzlich, weil eine „preußische" Bombe hineingeschlagen war. — Sie hat ihren Namen von einem prächtigen Deckgemälde: Apollo besiegt den Python; außerdem hat sich Lebrün in ihr verewigt. Auch finden sich die Porträts berühmter Franzosen: Gartenkünstler, Baumeister, Maler in derselben. — Eine Reihe von Prachttischen oder Glasschränken enthalten kostbare ethnographische Sachen. — Nun, es ist in dieser Gallerie gar nicht das Einzelne, was so fesselt, sondern die ganze luxuriöse Architectur und Ausstattung ist so anziehend, so staunenswerth. Ich glaube, man trifft dergleichen nicht eben häufig in der Welt, und ich würde mich wirklich in Verlegenheit befinden, wenn ich den Fußboden und die Deckenwölbung, die Fenster und deren Einfassungen, die Thüren und Pfosten, die Vergoldungen und Malereien auch nur einigermaßen genau angeben sollte. Die Pracht ist wirklich, ohne überladen zu sein, großartig.

Allerdings betroffen von der Pracht, betritt und durchwandelt man den langen Raum, um ihn beim Austritt nach rechts noch betroffener zu verlassen. Denn hier thut sich der eigentliche Juwel, ein ganzes, großes Diadem von Juwelen der Louvregallerie auf. Wir treten ein in die „Salle carrée". Wie kann doch nur so ein Raum zu Stande kommen!

Offenbar hat man bei der Einrichtung dieses Saales an die berühmte Tribuna in Florenz gedacht. Aber man ist in Paris glücklicher gewesen; man hat keine Marmorstatuen in die herrliche Bilderhalle gestellt. Hätte man die Venus von Milo, den Borgheseschen Ringer, den weichen Bacchus vom Carvatidensaal, einen tanzenden Faun und irgend eine männliche Antike, die an den „Schleifer" in Florenz erinnern könnte, in den „Salon carré" hineingebracht, — nun, man hätte dann die Tribuna am Arno wohl erreicht, aber der Kunst und selbst sogar dem Kunstgenuß geschadet. — Die mediceische Venus

Digitized by Google

und der Apollino gehören in der Tribuna nicht zu Bildern, — ja sie gehören nicht einmal zu einem tanzenden Faun und zu den beiden berühmten „Ringern", die am Boden sich winden. Diese beiden bilden eine prachtvolle Studie, aber keine Schönheitsgebilde mehr neben der holden Nachbarin und dem Apollino. Letztere müßten allein in einem Gemach und dort in irgend einer harmonischen Beziehung zu einander, aber doch auch wieder in einer maßvollen Entfernung von einander aufgestellt sein.

Doch wir sind in Paris, im Louvre, in der „Salle carrée", dem herrlichen, weiten und hohen Saale, in welchem die ersten Meisterwerke aus allen Schulen in strenger Auswahl aber ohne Ordnung zusammen aufgehängt sind. Und da fällt denn auch alles Raisonnement über das, was ist, und das, was nicht ist, vollständig zusammen. Wir riefen im Anfang unserer Kunstdilettantenwanderung Phöbus den Herrlichen an, — hier inmitten der „Salle carrée" sehen wir es, er hat uns gehört und hat uns geführt. Eine wirklich beseligende Stunde ist unser.

Wir brauchen im Betrachten dieser herrlichen Bilder keinem systematischen Faden zu folgen; auch können wir das nicht leicht, wir müßten denn vielfach hin- und hergehen, uns selbst dabei abmatten und gewiß mittelst unserer suchenden Unruhe dem Publikum lästig fallen.

Das mächtigste Bild zieht unser Auge wohl zuerst an. Es ist die berühmte Hochzeit zu Cana, 6 m. 66 c. hoch und 9 m. 90 c. breit, eins der größten Staffeleibilder, die es giebt, ein ächtes venetianisches Bild, von Paolo Veronese. — Man muß bei diesem Bilde wie bei so vielen venetianischen, und selbst bei manchen holländischen, sich an den Anachronismus gewöhnen, daß Oertlichkeit und Draperie gar nicht zum Gegenstand passen. — So paßt auch auf diesem Bilde die prächtige Architectur gar nicht zu einer biblischen Hochzeit von Cana, aber noch weniger die Costümirung aller Personen,

Digitized by Google

am allerwenigsten die Gesichter selbst. Wir haben nämlich ein feierlich vollkommen fürstlich gehaltenes Kaisermahl vor uns. — Karl V. von Deutschland, Eleonore von Oestreich, dessen Schwester mit Franz I., — welche Beide das Brautpaar bilden, — Marie Königin von England, Soliman II. Kaiser der Türken und ein schwarzer Fürst, ferner Victoria Colonna, und Alphonso d'Avalos, Marquis de Guast (dessen Portrait wir auch von Lionardo da Vinci besitzen) sind Alle porträtirt auf dem großen Bilde, während Paul Veronese und die damaligen berühmtesten venetianer Maler die Musikantengruppe bilden; der herrliche Speisemeister ist des Malers Bruder Benedetto Caliari, — Caliari hieß der Meister ja selbst. — Ja, ein ächt venetianisches Bild ist dieses, das ächteste Paul-Veronese-Bild, was es giebt. — Und mit stiller Sehnsucht und doch auch mit wonniger Lust versetzt sich der Beschauende, wenn er Venedig kennt, zurück in die Lagunenstadt, in den Dogenpalast, in die „Accademia delle belle arte" und in manchen Marmorpalast. — Ja, wonnige Lust ist das rechte Beiwort für diese und alle venetianische Malerei, — Fülle und doch herrlicher Adel der Formen, höchste Pracht der Gewandungen, wundervolle Umgebung und Umrahmung. — Selbst das andere diesem mächtig-großen Bilde gegenüber hängende Bild desselben Venetianers: „Die Fußwaschung bei Simon dem Pharisäer", hat alle diese Eigenschaften venetianischer Malerei, die sich auch gar nicht erreichen läßt, höchstens einigermaßen nachahmen. — Fast noch mehr tritt diese Herrlichkeit bei profanen Venetianerbildern hervor. Nicht ferne von Veronese's Hochzeit hängt Titians Bild: „Antiopa schlummert im Walde". — Wenn nicht die Jagd im Hintergrunde, der Satyr im Vordergrunde, und die kleine Plauderscene in der Nähe der Heroide wäre, man könnte vor solchem Bilde wohl von einem Waldheiligthum der Schönheit reden. Ich kenne

Digitized by Google

kein schöneres Profanbild von Titian. Die beiden Liebesgöttinnen in der Tribuna von Florenz erreichen nicht den Adel dieser Waldschläferin, zumal nicht in der wunderschönen Lagerung; auch die Venus in Dresden wohl nicht, — doch mag diese wohl von Paris Bordone gemalt sein. — „Titians Geliebte" hängt auf der entgegengesetzten Wand, ein irdisches prächtiges Weib. Sie hängt, wenn ich nicht irre, in der Nähe der Mona Lisa (Joconda) von Lionardo da Vinci, Venedig in der Nähe von Florenz. Ja, prächtig ist die Venetianerin. Aber die Joconda ist das „Bildniß aller Bildnisse", und ist eben nur einmal gemalt worden, mag auch Raphael in seiner „Maddalena Doni" eine Joconda haben wiedergeben wollen. Hier ist Lionardo der Meister gewesen, hier Raphael der Schüler geblieben, ebenso wie letzterer in keinem Heiligenbilde die Seligkeit der Propheten und Heiligen vom „Seligen Mönch" des S. Marcusklosters, die er in der S. Brizio-Kapelle von Orvieto gemalt hat, je zu erreichen im Stande gewesen ist.

Und doch! Raphael in der „Salle carrée" des Louvre! Seine große „Madonna Franz' I.", seine „Schöne Gärtnerin", seine kleine „Madonna mit dem Schleier" — was können wir dazu sagen? Hätte Fra Beato Angelico von Fiesole sie gesehen, er würde dem wunderbaren Urbinaten mit freudigem Gruße zugerufen haben: „Ja, das ist der, der da kommen soll!" — So weide man sich denn von Herzen an den herrlichen Bildern von Raphael. Vielleicht geht es Manchen, wie es mir ging, als ich zum ersten Mal vor der „Belle jardinière" stand! Ich sah sie an, die Holdeste der Holden, und wünschte still: „Möchte sie doch einmal die Augen aufschlagen, diese süßen, frommen Gebetsaugen."

Auch von Raphaels Lehrmeister und Pflegevater Perugino sehen wir eine ächt peruginesk Madonna im Saal, eins jener

Digitized by Google

Bilder, aus denen der junge Raphael seine ganze erste Künstlerperiode herausmalte, bis er von Perugia nach Florenz und damit in die Florentiner Schule überging und in die großartigsten Bahnen einlenkte. — Wer übrigens in Paris ist, kann auch leicht einmal nach Marseille hingerathen. Dort findet er ein bedeutendes Bild von Perugino.

Perugino war innigst verbunden mit Lionardo da Vinci. So sind auch in der „Salle carrée“ ihre Werke vereint. Von Lionardo's „Mona Lisa“ redete ich schon. Franz I. kaufte sich das Bild für einen damals enormen Preis; er konnte ohne dasselbe nicht leben, und in Folge davon konnte er selbst ohne den Maler nicht leben. Der Maler trieb viele Allotria, aber in Allem war der enorme Geist Meister, nur hat er lange nicht genug gemalt. Und dennoch sind im Louvre neun Bilder von ihm, von denen zunächst zwei Madonnenbilder den vollen Lionardozauber zeigen, die Madonna unter den Felsen, und die auf den Knieen der heiligen Anna sitzende Jungfrau. Dazu nennen wir gleich noch die Lucretia Crivelli, „La belle Ferronière“, denn auch sie nimmt Theil an dem Zauber, den ich eben den Lionardozauber nannte, und den ich oben beim Betrachten der Mona Lisa angab. Lionardo's leichtes Frauenlächeln! Es ist nicht zu sagen, es ist nicht zu copiren, wenn auch die „Joconde“ ununterbrochen copirt wird! Solch ein Lächeln ist auch in der Madonna unter den Felsen; es erinnert mich an Schuberths „Ave Maria Jungfrau mild, erhöre einer Jungfrau Flehen in diesen Felsen hart und wild!“

Ja, man copirt gar viel die Joconde in der „Salle carrée!“ Wer sie beim Eintreten gleich finden will, der gehe nur dahin, wo die meisten Malerinnen sitzen und copiren. Freilich muß ich hier eine Parenthese machen: „Ziemlich ebenso viele Zographinnen sitzen vor einem Duodezgesicht, welches in



Digitized by Google

meiner Studentenzeit eine Rolle bei mir selbst spielte. Ich hätte mir es selbst schrecklich gern copirt, wenn ich nur malen oder auch nur zeichnen gelernt hätte. Das kleine Phänomen heißt „La cruche cassée“ und ist die Schwester der in so vielen tausend Copien, Stichen u. s. w. durch die ganze Welt verbreiteten „Dorfbraut“ von Greuze. Wirklich ist der „Zerbrochene Krug“ ein anmuthiges Landmädchen in sauberer aber etwas nachlässiger Toilette, mit Blumen in der aufgeschlagenen Schürze, mit einem Henkeltopf, von dem eine Seite eingeschlagen ist, am niedlichen Arm, — vor Allem mit dem reizenden Blick von Erstaunen, daß alle Welt sie so angafft; — denn alle Welt gafft sie an, lacht, — und denkt noch lange an den kleinen Henkeltopf mit dem niedlichen Mädchen. Das Bild verräth übrigens einen Pinsel von der allerbedeutendsten Subtilität, welche man auch in zwei allegorischen Familienbildern („Verlorener Sohn“) und besonders in des Malers eigenem Portrait wiederfindet. — Als Akademiemitglied starb Greuze mit achtzig Jahren in Paris in den allerdürftigsten Umständen. Heute ist Frankreich stolz auf ihn, und seine „Cruche cassée“ würde ihm vielleicht ein ganzes Vermögen einbringen.

Nach Greuze's niedlichem Trödel treten wir — denn in dem „Salon carré“ hängt alle Meisterschaft durcheinander — vor Murillos „Unbefleckte Empfängniß“. Dieses Bild hat, wie alle Bilder Murillo's, ganz seinen eigenen geheimnißvollen Zauber. Eine wunderbar realistische Schönheit, eine irdische abgerundete Wahrheit streift hier in das Himmlische hinein. Seine Madonnen sind Spanierinnen, aber diese Spanierinnen sind durch und durch schön, sinnig und fein, keine Andalusierinnen, aber Castilianerinnen vom edelsten Stamme und reinsten „blauen“ Blut. Die herrlichste Madonna Murillo's im Louvre ist aus der Sammlung des Marschall Soult für 615,000 Francs angekauft worden. Bekanntermaßen hatten zwei Bettelmönche eines spanischen Klosters

Digitized by Google

Verrath gegen den Marschall ausgeübt; sie sollten gehängt werden; da kaufte ihr Kloster sie los für das Murillobild, so daß also ein Bettelmönch 300,000 Francs werth sein würde. — Eine unendliche Wahrheit liegt auch in Murillo's Bettelknaben, die so reizend aus dem Rahmen herauslachen, und es bewahrheiten, daß die Bettelei das beste Geschäft sei in Castilien und Leon. — Wie märchenhaft hübsch ist seine „Engelsküche"! — In einer bedrängten Zeit ist ein Kloster umlagert von Hungernden! Die Mönche kochen vom Morgen bis in die sinkende Nacht. Vor Mattigkeit schlafen sie lange am nächsten Tag. Als sie an die Küchenthür kommen, stehen sie betroffen still und lauschen; drinnen ist Alles hell, — des lieben Herrgotts schönste Engel kochen in voller Geschäftigkeit für die Nothleidenden. Das Bild ist eine wunderhübsche Geschichte für gute Kinder, sieht sich aber auch gar zu gern von großen Leuten an.

Aber auf diese Weise kommen wir gar nicht zu Ende mit der „Salle carrée" und ihren Meisterwerken, von denen so manche grade ganz alten Meistern angehören; denn Bellini und Eyck, Memling und Holbein sind im Saal vertreten, auch ein höchst bedeutender alter Venetianer, Antonello da Messina, ein Schüler Eycks, von dem ein Portrait für 100,000 Francs angekauft worden ist, — dazu Andrea del Sarto u. s. w. Aber auch Correggio muß genannt werden, der mit seiner mysteriösen „Vermälung der heiligen Katharina" die Zuschauenden fesselt und mittelst seiner „Schlafenden Antiope" die Unbefangenen beschleicht. Und endlich müssen als Franzosen hier erwähnt werden zwei Maler allerersten Ranges, Nicolaus Poussin und Claude Gelée de Lorraine. — Wenn je zwei Maler die Wonne des italienischen Himmels, der italienischen Landschaft mit Kunst und Natur in innigster Harmonie begriffen und wiedergegeben haben, so sind es diese Beiden, wie



Digitized by Google

sie denn ja Beide von Italien, von Rom gefesselt und bis an ihren Tod gehalten worden sind. Dort finden sich denn auch Landschaften des höchsten Liebreizes von ihnen, z. B. Claude de Lorraine's „Molino" im Palast Doria, welche „Mühle" das reizendste römische Bild von ihm ist. — Poussin's schönes Bild im Louvre: „Die Schäfer in Arcadien", ist sein unendlich zartes Denkmal in Rom geworden. Der feinfühlende Chateaubriand ließ es als ein Basrelief behandeln und ihm als Andenken in der Kirche S. Lorenzo in Lucina dicht beim Corso aufstellen, während Claude de Lorraine sein Monument in der Kirche S. Luigi de' Francesi hat.

Und nun wollen wir durch die anderen einzelnen Säle und die lange Hauptgallerie einen Gang machen, für welche ich mir auch diejenigen Maler, die in der „Salle carrée" unerwähnt blieben, vorbehalten habe. Vor Allem mag hier die „Grande galerie" genannt werden, ein herrlicher Raum von 1200 Fuß Länge. Gewiß überrascht sie schon wegen dieser Länge Jeden, der sie zum ersten Male betritt. Und vielleicht staunt man jedes Mal von neuem, wenn man wiederkehrt, wie oft man auch schon dorthin gekommen sein mag. — Und doch war die Halle vor vierzig Jahren imposanter, als sie jetzt ist; sie war so breit, wie der „Salon carré" jetzt lang ist. Doch kann ich mich hier sehr wohl irren. Hat man solche architectonische Umwandlungen nicht mit angesehen, so irrt man sich bei einer Rückkehr nach vierzig Jahren allerdings sehr leicht.

Damals imponirte mir Lebrün mit 22 Bildern, welche außer mehreren bedeutenden Portraits in zwei Klassen zerfallen, seine zum Theil sehr großen Heiligenbilder und seine zum Theil mächtig großen Alexanderbilder. Wirklich sind diese Bilder in hohem Grade interessant bald wegen der Correctheit von Zeichnung und Gruppirung, bald wegen der Reich-

Digitized by Google

haltigkeit des Sujets und wegen der pomphaften Inscenirung; denn wirklich sind die Bilder mehr dramatische Actionen als zum Gefühl sprechende Monologe. Lebrün, in Frankreich vorgebildet, in Italien ausgebildet, ist doch mehr Franzose geblieben als Italiener geworden, und seine Bilder alle sind mehr Verstandesoperationen als Empfindungsergüsse. — Grade sein kleinstes Heiligenbild: „Madonna winkt dem kleinen Johannes zu, das schlafende Christkind nicht zu wecken" — ist das anmuthigste. — Seine „Heilige Magdalene", in fast fürstlicher Draperie, soll die schöne Vallière sein; auch diese erregt mehr eine gewisse Bewunderung wegen der Ornamentik, als Sympathie wegen des Seelenzustandes. — Die Alexanderbilder hingen früher viel besser. Wenn man sie aber entdeckt und von richtigem Standpunkt aus übersieht, sind sie gewiß bedeutend. Immer aber kommt man in die Stimmung, daß Lebrün mit seinem Alexander „Louis quatorze" gemeint habe.

Von Lesueur, dem jugendlichen Zeitgenossen des Vorigen, finden wir eine ganze Bildergallerie, — zuerst einige Gemälde aus dem neuen Testament, eine anmuthige „Verkündigung" und eine prächtige „Predigt Pauli in Ephesus". Die anderen Bilder theilen sich in „Das Leben des heiligen Bruno" und in „Die Geschichte Amors", wozu sich verschiedene Musen gesellen. — Vielleicht strebte Lesueur Raphael nach; er starb sogar mit achtunddreißig Jahren; in manchen Beziehungen ist er etwas raphaelisch, — aber in seinen Heiligenbildern fehlt ihm die Fülle und Gluth, die wunderbare Begeisterung Raphaels, in seinen Profanbildern die realistische fröhliche Sinnlichkeit, wie sie z. B. in Raphaels „Triumph der Galathée in der Farnesina" so großartig gegeben ist.

Von Poussin haben wir geredet, dem gemüthvollen Italiener, obwohl geboren in Frankreich. Man sehe sich alle seine

Digitized by Google

Bilder an. Aber nun sehe man sich auch die „Madonna mit der Traube" an von Mignard, dem Römer, wie wir ihn schon bezeichnet haben bei Gelegenheit des „Val de grace", dessen Kirchenkuppel sein Meisterwerk ist. — Aber auch diese Madonna ist ein Meisterwerk, wenn auch nicht eben die volle Seelenwärme Raphaels ihr innewohnt. Auch das Portrait der frommen Maintenon ist schön und wegen des Gegenstandes interessant.

Wenn wir nun andere Franzosen übergehen, auch wenn sie sehr tüchtig gemalt haben, so begehen wir kein Verbrechen damit; denn auf unseren Wanderungen ist es uns ja zunächst und am meisten darum zu thun, anzuregen und hinzuweisen. Aber doch will ich noch Joseph Vernet nennen, noch Leopold Robert, — den ersteren wegen seiner zahlreichen, zum Theil ganz köstlichen Marinebilder, den zweiten wegen seiner schönen, hochpoetischen Neapelbilder: „Die Schnitter" und „Die Heimkehr vom Fest der Madonna", — zwei Bilder, die man eben nur mit tiefer Wehmuth ansehen kann, wie ich das besonders im Jahr 1836 that, als die Bilder auf der Ausstellung in Paris waren. Grade ein Jahr vorher hatte sich der Maler in Venedig vor seiner Staffelei den Tod gegeben, etwa drei Monate früher, als sich der Pantheonsmaler Baron Gros in die Seine stürzte. Zwei Jahre vorher war auch Guerin in Rom gestorben, derselbe, von dem wir die Hauptbilder in der „Salle des sept-cheminées" gesehen haben. Seinen Bildern müssen wir noch eins hinzufügen, sein „Aeneas und Dido", gar nicht klassisch, aber ein wundervolles „lebendes Bild" für einen aristokratischen Salon: — Aeneas ein antik gekleideter Gesandtschaftsattaché; Dido eine schöne Hofdame; die Anna irgend eine finanzielle Größe weiblichen Geschlechtes, deren Vater baronisirt worden ist. Das Bild ist wirklich ein prachtvolles Theaterstück; Blu-

Digitized by Google

mauer würde ihm einige Strophen seiner Aeneide angepaßt haben.

An Holländern, mit Einschluß älterer deutscher Maler, ist die Louvresammlung ungemein reich. Allein von Rubens haben wir 43 Bilder zu besehen, von van Dyck über 20, — von Gerard Dow wenigstens ein Dutzend, ebenso viel von Teniers und von Wouwermans, kaum weniger von Berghem, — von Philippe de Champaigne wieder 16, von Holbein 10, — dazu eine Menge Schlachten von van der Meulen, von Rembrandt 17, von Huysum 10 u. s. w. Da ist es denn nicht leicht, auch nur einigermaßen das Eine oder das Andere zu specialisiren.

Wahrhaft großartig ist Rubens im Louvre. — Man betrachte nur allein einmal die 21 Bilder aus dem Leben der Marie von Medicis. „Im Jahr 1620" — so sagt mein Pariser Katalog vom Jahr 1836 — „erwählte Marie von Medicis den Rubens, um in einer der Gallerien ihres Palastes, des heutigen Luxembourg-Palastes, die Hauptereignisse ihres Lebens zu malen von ihrer Geburt an bis zum Vertrag mit Louis XIII., ihrem Sohne, zu Angoulême. Der Maler kam nach Paris, machte die Compositionen zu den Bildern und entwarf Skizzen davon. Nach Antwerpen zurückgekehrt, brauchte er nur zwei Jahre, um sie zu malen." Das ist unbegreiflich! Denn jedes dieser Bilder ist über 12 Fuß hoch und die meisten 9 Fuß breit, ja drei von ihnen sind 24 Fuß breit. Und solcher Bilder einundzwanzig in zwei Jahren, also fast jeden Monat ein Bild, — ja, unbegreiflich ist es! — Wir können unmöglich auf die einzelnen Bilder eingehen. Wie schwer ihre Composition war, geht ja eben daraus hervor, daß sie sich alle um eine und dieselbe Frau drehen mußten und einen bestimmten, umschriebenen Zeitcyclus umfassen sollten. Und dieser historische Boden durfte, wie viele Allegorien auch

Digitized by Google

gestattet sein mochten, niemals verlassen werden. — Jetzt sehe man sich nur einmal alle diese Bilder an! Das ist Alles Fülle, Farbe, Freude, Leben und herrliche Pracht, wenn auch in so Manchem eine Abundantia der Formen anfangs vielleicht etwas befangend, bald aber doch anziehend, endlich entzückend hervorquillt. Dabei prangt Alles in einer gewissen Vornehmheit und Aristokratie, die Männer wie edle Ritter, die Frauen, besonders die allegorischen, in üppiger, wundervoll gefärbter Fülle. — Ganz wie Titian ist Rubens hier der Ausdruck, das überfließende Maß der höchsten Lust und jugendlichsten Freude; da wallt blondes Haar mähnenartig wie bei einer Titian'schen Magdalene über den gesunden Oberkörper herab, da wogt die Fülle der vollen Formen in manchmal üppig großen, aber auch in fein nüancirten Wellenlinien auf und ab, da bieten die Farbenspiele von röthlichem Schimmer, von leicht gelblichem Hauch, von alabastergleicher Schneetinte eine herrliche Oberfläche, ein Farbenspectrum, wie es kaum je von einem Maler gegeben worden ist. An Titian denkt man zunächst. Aber Rubens verhält sich zu Titian, wie sich Antwerpen oder Amsterdam zu Venedig verhält. Jeder und Jedes, Künstler und Städte, haben ihr eigenes Maaß von Pracht und Größe. Und es darf da Niemand — denn Titian und Rubens sind unerreichbar — seine kleine, einseitige Kritik an diese Heroen anlegen. Das sei genug von Rubens.

An ihn heran drängt sich van Dyck, ein in seiner Art eben so unerreichbarer Künstler, des Vorigen Schüler und Freund, kein Maler für Hergänge und Entwickelungen, aber für Situationen, daher als Portraitmaler unübertrefflich, unerreichbar. In Rom und Genua hoch gehalten, kommt er nach England, wo er als Stern erster Größe prächtig strahlt, sogar vornehme Familienalliancen eingeht, aber schon

Digitized by Google

mit zweiundvierzig Jahren stirbt. — Ungeheuer zahlreich sind seine Portraits, besonders in England; aber man trifft sie überall, z. B. in Genua fast in allen Privatpalästen. — Im Louvre haben wir über zwölf Portraits von seinem Pinsel, mehrere von ihnen auch historisch interessant, alle von merkwürdiger Feinheit und Sorgfalt. Auch seine Heiligenbilder sind hochbedeutend, desto gelungener, je mehr sie eine gewisse Ruhe ausdrücken; daher sind seine Gemälde „Christus am Kreuz" wahrhaft meisterlich ausgeführt, zumal wo dichte Gewitterwolken von einem hellen Strahl durchzuckt werden.

Ein rechtes Gegenstück zu van Dyck bildet Rembrandt, der im Louvre mit siebzehn Bildern paradirt, ein bis zu artistischer Keckheit — um nicht zu sagen: Frechheit — sich erdreistender Maler, dessen Portraits eben wegen der starken Farbenauflegung ungemeinen Reiz haben, Heiligenbilder, Profanbilder und besonders Portraits.

Aber wir können nur nennen, was wir an herrlichen Bildern zu sehen bekommen: Backhuisen mit prächtigen Marinen, Berghem mit friedlichen Landschaften, Huysum mit unendlich schönen Blumen und Früchten, Ruysdael mit seinen Wäldern und Triften herrlichster Geltung, Wouwermans mit seinem ewigen dicken Schimmel und den großen Mäulern seiner sich prügelnden Soldaten, Bauern, — genug, genug! Wer kann gegen all' diese ewigen Niederländer an? Wer kann sie alle geistig herunterschlucken? — Einen Maler hätten wir gern noch genauer besprochen, den ganz zu einem Franzosen gewordenen Brüsseler Philipp de Champaigne, mit ausgezeichneten biblischen Bildern, einem „Abendmahl", einer „Magdalene bei Simon dem Pharisäer", und ganz besonders mit vortrefflichen Portraits, z. B. zweier Nonnen aus Port-Royal, des Cardinal Richelieus, Ludwigs XIII. und seinem eigenen. Auch erinnere ich noch einmal daran, daß er die Kuppel der

Digitized by Google

Sorbonne mit vier Kirchenvätern geschmückt hat, wie er denn auch im Palast Luxembourg viel beschäftigt gewesen ist. — Ich weiß, daß der Maler mich vor vierzig Jahren in hohem Grade angezogen hat.

Aber wir kommen nicht aus der Stelle, und das ist unerträglich. Wir gehen schnell zu den Italienern über, und von denen kommen wir gar nicht wieder los.

Die Italiener im Louvre! Freilich haben wir die besten schon in der „Salle carrée“ getroffen; aber das war doch immer nur ein Theil! — Bis in die ältesten Zeiten der italienischen Malerei hinein führt uns der Louvre. Er besitzt mehrere Bilder von Cimabue, die ungefähr sechs Jahrhunderte alt sein mögen, und einen heiligen Francisco von Assisi von Giotto, welche Bilder mir eine freudige Rückerinnerung erwecken an das einsame Assisi und das merkwürdige Kloster, wo die beiden alten Italiener ihre besten Sachen gelassen haben, alle noch ziemlich steif, aber doch hochpoetisch. — Mit einem Bilde treffen wir auch den lebensfrischen Benozzo Gozzoli, der den Pisaner „Campo santo“ so wundervoll ausmalte, sowie auch den Orcagna, der mit dem Gozzoli fast gleichzeitig, etwas früher, lebte und an demselben Ort malte. Gozzoli verherrlichte das Leben, Orcagna den Tod daselbst, zwei wahrhaft großartige Meister. Vor allen Dingen aber sehe man sich die zarte Malerei des Fra Angelico an; eine größere Seeleninnigkeit hat nie ein Maler gemalt, als er. — Mehr als einen Maler treffen wir dann aus der alten Sienenser Schule, aus Perugia, — dazu herrliche Florentiner, Bologneser, Venetianer, bis denn auch die italienische Malerei in eine glatte, formenvolle und farbenreiche Manier ausartet und unendlich bestechend wird, geistvoll fast immer, seelenvoll viel seltener, gewandt mit dem Pinsel bis in das Unbegreifliche. — Eine Menge derartiger Bilder von den drei Car-

Digitized by Google

racci finden wir vor, eine Menge der saubersten Gemälde von Albani, an denen man sich kaum satt sehen kann wegen all der Reize, sei es der Personen, sei es der Umgebung und der Umgegend, wie denn wirklich sein Bild „Adonis und Venus, und die entwaffneten Liebesgötter" — lauter Reiz enthält. Aber Seelentiefe finde ich nicht darin.

Reihen wir diesen Malern gleich den Domenichino an, so haben wir in dessen vierzehn Louvrebildern den vollsten Reiz, den die Malerei als Kunstfertigkeit nur geben kann. Die Bilder sind so bestechend wie nur möglich und gefallen im hohen Grade. — Was Zampieri — so hieß er eigentlich — in seinem Anmuthsgenre vermocht hat, wie reizende Formen er zu erfinden, wie wonnige Arrangements er zu treffen und wie reine Farben er zu mischen verstand, das zeigt ein Bild in Rom, im Borgheſepalast, die „Jagd der Diana". So viel niedliche, jugendliche und anmuthige Motive, wie sich dort in den jagenden Nymphen finden, trifft man wohl schwerlich anderswo wieder.

Aber effectvoll und gewiß bedeutend ist auch der ganze Bildercyclus, der sich von Guido Reni im Louvre findet, zweiundzwanzig, — sowie auch die dreizehn Bilder von Guercino eine entschiedene Zierde der Pariser Gallerie bilden, beide Maler gleichzeitig der Bologneser Schule angehörend. — Und doch, wieviel mehr hat man von den älteren Malern, vom Fra Filippo Lippi, von einem Mantegna (vier Bilder), von dem Freunde Perugino's Pinturicchio und von Luca Signorelli, wenn auch nur ein Bild von ihm im Louvre ist!

Es giebt Italiener, die man überall trifft, in allen Sammlungen von nur einigermaßen Bedeutung, reizende Lagunenbilder von Canaletto, — Pietro de Cortona mit seiner unerreichbaren decorativen Reichhaltigkeit, so daß auch von ihm sechs Bilder im Louvre sind. — Wenn doch Jedermann sein ungeheures Deckgemälde im Palast Barberini in Rom sehen

Digitized by Google

könnte! Etwas Größeres, Glänzenderes, Effectvolleres ist nirgend in der Art gemalt worden. Und auch solche glänzende Strahlenbilder haben ihre volle Berechtigung in der Kunst.

Ganz unberechtigt aber wäre es von mir, wenn ich hier in dieser Weise, die Italiener im Louvre specialisirend, fortfahren wollte mit Beschreibung oder auch nur mit Namensnennung. — Herrlich große Musik muß gehört, edle Malerei muß gesehen werden, wenn beide zu voller Geltung gelangen sollen. — Und noch einmal sei es gesagt: Die Italiener im Louvre, ihrer über 500, bilden eine solche Zauberguirlande in jenem Palaste, daß man sich gar nicht genug von derselben umwinden, umstricken und bestricken lassen kann. Und wenn Jemandem im bewegten Paris und im Treiben von tausend anderen Dingen hinreichend Zeit fehlen sollte, die herrlichen Bilder dort zu durchwandeln und bei ihnen vorbeiwandelnd sie zu durchschwelgen — freilich ein plumper Ausdruck für den höchsten Genuß —, nun so bleibe er in dem „Salon carré", und da mag er denn, was auch sonst von allen Malerschulen und malenden Nationen sich eingefunden haben mag, in still anbetender Bewunderung vor den Italienern sich des Wortes vom alten Plinius erinnern: „Haec est Italia Diis sacra!"

Für mich hatte das Wiederbetreten jener Kunsthallen, das Wiederdurchmustern jener Kunstschöpfungen einen ganz besonderen Genuß im Jahr 1875. — Ich hatte in denselben Kunsthallen, vergesellschaftet mit jenen Kunstschöpfungen zwei verschiedene Kunstausstellungen, den „salon" von 1836 und den von 1837 betrachtet und mich an den Neubildungen daselbst förmlich berauscht, wie denn ja damals Frankreich in Kunst und Wissenschaften herrlich erblüht war und Paris wirklich mit Florenz zur besten Mediceerzeit verglichen werden mußte. —

Digitized by Google

Dazu war die schaffende Künstlerwelt ganz besonders damals zur Anspannung aller Kräfte herausgefordert worden. Die ziemlich leer gewordenen Prachträume von dem Schloß von Versailles sollten wieder geschmückt werden mit Kunstwerken, die zunächst und am meisten das Franzosenthum jeglicher Zeit, besonders aber neuerer Zeit, verherrlichen möchten. Louis Philipp hatte das „Nationalmuseum" daselbst gegründet, und damit war den Künstlern, Bildhauern und besonders Malern, ein weites, herrliches Feld zu ihren Kunstleistungen eröffnet worden. — Da stand, allgemein bewundert, eine Prachtstatue des „Regenten", — da ward die „Salmacis" Bosio's, eine der lieblichsten Marmorschöpfungen neuerer Zeit, von der beschauenden Welt angestaunt und gewann Aller Herzen. Da saß die Tydippe von Therrasse unbeschreiblich hold da in sinniger Betrachtung der Kugel mit der draufstehenden Liebeserklärung ihres jungen Freundes, — ja es war eine herrliche Marmorwelt daselbst zu sehen. — Und in der Menge der Bilder — es waren deren zweitausend ausgestellt — leuchtete so Vieles herrlich heraus aus den Rahmen und tief hinein in die Herzen der Beschauenden. — Prächtig waren so manche Bilder mit Beziehung auf die Julitage, Louis Philipp mit Lafayette, umgeben von den sich langsam legenden Wellen der Revolution, verschiedene großartige Schlachtenbilder auch aus afrikanischen Gegenden, wilde Seegefechte, aus deren Dampf die französische Tricolore herausflattert, — besonders dann die „Schlacht von Tolbiac (Zülpich) unter Clodwig" von Ary Scheffer, aber auch dessen herrlicher „Christus", — von Lessing dessen „Hussitenpredigt", — ungeheuer viele Genrebilder und Landschaften, Winterhalters „Decamerone", welches „furore" machte, — „Die Gruppe am Brunnen" von demselben, der seitdem der privilegirte Maler der vornehmen Welt ward, wie denn ja Winterhalter fast sämtliche Fürsten und Prinzessinnen

Digitized by Google

gemalt hat. — Es war dort — denn die Photographie war damals noch nicht kunstvernichtend gegen die Portraitmalerei aufgetreten — eine förmliche Fluth von Portraits ausgestellt, wunderschöne Frauen aus allen möglichen Schichten des vornehm scheinenden Lebens, im Katalog mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet. Auf diesem schon damals nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege suchten und fanden sich liebende Herzen. — Vor Allem herrlich erschien mir damals ein großes Bild der Grisi, die ich selbst um die Zeit in Paris gehört hatte!

Nun, das ist lange her, — die edle Kunst ist auseinandergestoben und hängt jetzt wohl in Palästen, Villen und vor Allem in ärmlichen Malerateliers; denn so mancher junge Künstler nahm begeistert und halb verzweifelnd den vollsten Anlauf zur Kunstschaffung, — glückselig schon, wenn nur sein Bild aus den 5000 jährlich zur Ausstellung eingesandten in die Zahl der 2000 wirklich angenommenen eingereiht und aufgehängt ward. Und nun ward es doch übersehen, nun machte es doch keine Wirkung, nun ward es sogar, oft nur aus Bosheit eines Rivalen, mit giftiger Kritik in der Presse behandelt, — und nun war Alles umsonst! Ja, man begreift es selbst noch von einem Baron Gros und von dem wunderbar genialen Leopold Robert, daß sie sich selbst den Tod gaben! Das Edelste ist nicht für diese Welt!

Nun haben wir im Louvre noch eine Menge von Sälen mit den mannigfaltigsten Sammlungen zu durchwandern, in deren Erwähnung wir, wie profan und leichtfertig das auch erscheinen mag, uns sehr kurz fassen wollen. — Die Mehrzahl dieser Sammlungen wurde unter dem Namen Musée Napoléon III. zusammengefaßt, ein in den Zeiten der heutigen Republik unnennbarer und für alle Zeiten ziemlich laxer Begriff. — In diesen Sälen, in denen man wirklich nur mit

Digitized by Google

Mühe sich zurechtfindet, sind höchst interessante, größere und kleinere Antiquitäten aus Bronce, Gold, Silber, Terracotta u. s. w. und aus allen nur möglichen Himmelsgegenden zusammengebracht, — Zeichnungen, alte Bücher, Briefe aus vorchristlicher Zeit (Apollodorus schreibt an den König Ptolemäus) u. s. w. u. s. w. Das Alles muß man studiren; denn man kann, wenn man nur zu einigen Wanderungen nach Paris gekommen ist, unmöglich diese unendlich reichen Schätze alle betrachten wollen. — Dazu kommt noch eine Reihe von fünf Sälen unter dem Namen Musée des Souverains, in welchen allerhand Andenken an Fürsten, namentlich französische Könige, zusammengestellt sind. Der fünfte Saal enthält einen Napoleoncultus, alte Röcke und Hosen, Degenscheiden und Epées von allen Arbeiten und Zeiten, Hut und Stiefel und zuletzt noch eine Wiege für den König von Rom, den armen Jungen!

Doch genug, mehr als genug von diesen Schätzen, — oder will man noch 4500 etruskische und griechische Vasen besehen, und dazu 1200 Goldschmucksachen, unter anderen 128 Ohrbummeln, — genug, genug! Ich habe Eile, der geographische Congreß soll eröffnet werden!

Beim Himmel! den habe ich ganz vergessen. Er war mir im Juli 1875 eigentlich der Hauptgrund, daß ich nach Paris ging. Aber schon in Cöln, in Trier, Metz, Rheims kam er mir aus dem Sinn, und in Paris galt er mir nur noch als Vorwand, in der Babel an der Seine umherzuwandern.

Aus dem Hôtel de Bade tretend, riefen wir einen Wagen an, um zur Eröffnungssitzung nach dem Louvre zu fahren. Der Kutscher gab uns seine Wagennummer 9550. Gott mag wissen, wie viel Nummern täglich in Paris auf- und abrollen!

Der Louvresaal, in welchem Napoleon III. sonst die Ge-

Digitized by Google

setzgebenden Körper eröffnete, ein mächtig großer, hoher Raum mit Obergallerien und Logen, hat sich seit der Abdankung des Kaiserreichs gewiß geändert. Das obere Ende des Riesensaales ist ein aufgetrepptes Proscenium. In einer mächtigen Nische hing früher der berühmte Teppich mit goldenen Bienen, vor demselben ein Thron. Aber die Bienen sind verjagt, und der Thron auf den Boden gebracht, — und statt des Teppichs hing dort eine prachtvolle Generalstabskarte von Frankreich, etwas grau in grau. Nur im Nordosten ging ein scharfer blutrother Streif längs der Karte, der Schnitt, mit welchem Elsaß und Lothringen von Frankreich abgeschnitten wurden.

Ringsum hingen Embleme, Flaggen, Wappen, Farben der Staaten, von denen möglicher Weise Theilnehmer am Congreß gekommen sein konnten. Auf dem Proscenium aber, wo die Haupt- und Staatsaction vor sich gehen sollte, wucherten hübsche lebendige Pflanzen und machten mit ihrem schlichten Grün einen schönen Gegensatz zu den ostentiösen bunten Farben der Fahnen rings an den Wänden.

Während nun die Schaaren von Paris, Herren und Damen, Söhne und Töchter, Backfische und dummdreiste Jungen in den Saal hereinströmten und Stühle, Bänke und Tribünen besetzten, stellte sich denn auch der geographische Thierkreis auf dem Proscenium ein und ordnete sich in malerischer Gruppirung, indessen eine Menge junger Herren, ungemein schön angekleidet, süß lächelnd und coquett courbettirend, die Stufen aus dem Saal zum Proscenium hinauf- und hinunterhüpften und einen ungeheuren Effect machten. Sie schienen etwas zu melden, anzuordnen, hin- und herzuberichten zu haben und verhinderten augenscheinlich eine gewisse Langeweile, die immer eintritt in einer Versammlung, wenn die Hauptacteurs lange auf sich warten lassen.

Digitized by Google

Nachdem diese jungen geographischen Clowns oder „balons d'essai“ hinreichend auf- und abgehüpft waren, brach die Geschichte oben am Tisch wirklich los. Man klingelte und las einzelne Reden ab in verschiedenen Zungen, von denen ich einige verstand, andere aber nicht; denn Russisch, Magyarisch, Idumäisch, und was noch sonst gerebet sein mag, habe ich nicht gelernt. — Und da konnte ich denn einmal sehen, wie ungeheuer fortgeschritten die Bildung und Sprachkenntniß in einer Weltstadt ist. Jede Rede, jede Pause in einer Rede wurde beklatscht, — ich merkte es, daß dieses Pariser Publicum alle Sprachen der Welt, so wie deren Flaggen da hingen, vollkommen verstand, und bin fest überzeugt, daß, wenn endlich noch ein Sendling der Heroros und Namaquahs eine Rede in der Schnalzsprache des südlichen Afrika gehalten hätte, man ihn mit donnerndem Applaus nach vollständigem Verständniß seiner Rede begrüßt haben würde.

Als die Roncadores der Geographie hinreichend ihre Rüssel zusammengesteckt hatten, ward die Sitzung aufgehoben. Unser Dichterwort aber: „Viel lerntest du, mein Sohn, in kurzer Zeit“ — konnte ich mir nach der Sitzung nicht zurufen. Solche gelehrte Massenversammlungen leisten in der Regel Nichts! Immer sind es die Einzelnen, sehr Wenige, der Eine oder der Andere, die große Probleme lösen. Und ich glaube, es ist noch nie einer Wissenschaftskarawane gelungen, große Gebiete des menschlichen Forschens aufzudecken, weder am Nordpol, noch in den Urwäldern Brasiliens, noch im afrikanischen Wüstensande.

Prächtige Sachen aller Art, Landkarten und Landmessungsinstrumente, Gegenstände zur Völkerkunde, Prachtwerke mit Buchbinder-Meisterstücken, Kupferstiche u. s. w., waren ausgestellt. Am meisten aber freute ich mich doch, den größten Kulturgeographen, den ich schon am Timsasee in Ismaila ge-



Digitized by Google

sehen hatte, Lesseps, auch hier im Louvre anzutreffen und ihm mit vollster Hochachtung die Hand drücken zu dürfen.

Und damit wollen wir denn auch den Louvre mit all seinen edlen Schätzen an Alterthum, Kunst und Wissenschaften verlassen und eine neue Wanderung antreten. Wir treten aus dem ungeheuren Binnenplatz des Louvre, aus der Place Napoléon heraus in die Rue Rivoli hinein, und stehen wieder auf einem Platz vor einem Palast, — der Platz unendlich viel scheinloser, als der, den wir eben durchmustert haben, — und dennoch beide, Platz und Palast, im hohen Grade bemerkenswerth. Wir müssen sie etwas näher betrachten.

Digitized by Google

## IX.

## Das Palais Royal und die große Oper. — Theaterreminiscenzen.

Das Palais Royal in Paris! Ja gewiß, Alles, was es nur an Pracht der Läden, Ueppigkeit der Gastronomie, Süßigkeit der Nichtsthuerei, Anmuth der Gartenpromenade und Wasserrauschen der Cascaden geben kann, ja Alles, was der raffinirte Luxus einer Weltstadt nur immer an eigenartiger Poesie bieten kann, das liegt in dem einen Worte „Palais Royal“ von Paris.

„Und das soll das Palais Royal sein!“ so ruft gewiß ein Jeder, der zum ersten Mal den Palast erblickt, aus, zumal wenn er aus dem Louvre kommt, wie wir so eben, — „das soll das Palais Royal sein?“ — In der That, wer auf dem kleinen Platz still steht zwischen dem Louvre und dem genannten Palais, — er nehme sich aber in Acht beim Stillestehen; denn nirgends kann er so leicht wie hier übergefahren werden —, wer vor dem „königlichen Palais“ stille steht, glaubt nicht, daß er vor dem vielberühmten und wegen seines Luxus fast berüchtigten Palast sich befindet.

Ja, es kommt mir selbst vor, als ob das Palais Royal,



Digitized by Google

was zu meiner Studentenzeit vorn von Häusern fast zugebaut und halb versteckt lag, dadurch, daß es jetzt ganz frei an seinem eleganten Platz dasteht, an äußerem Ansehen nicht eben gewonnen hätte. — Es hat nämlich nur einen nach dem Platz offenen, von zwei Flügeln flankirten Hof, also keine eigentliche zusammenhängende Façade. Eine wirkliche Façade ist im Hintergrund dieses Vorderhofes. Ein zweiter innerer Hof ist gleichseitig vom Palast eingeschlossen nach Art des inneren Louvrehofes, aber auch nicht im entferntesten mit diesem zu vergleichen. Dann folgt die schon erwähnte Passage d'Orléans, und hinter dieser endlich der dritte rings vom Palast eingeschlossene Hof oder Garten von mächtiger Ausdehnung. Fast möchte ich sagen, daß wir erst hier im eigentlichen Palais Royal sind, in dem Palais Royal, wo alle Herrlichkeiten der Arcaden, alle Restaurants, alle Cafés, alle Gartenparthieen dem Volke offen stehen.

Zuerst war der Palast ein geschlossener Besitz. Er war für den allmächtigen Cardinal Richelieu gebaut, und mußte darum groß, fast allmächtig sein. Später besaßen ihn die Orléans. Der „Regent" lebte hier in seinen wilden Gelüsten und bereitete eine entsetzliche Kalamität vor, wodurch das durch ihn berüchtigte Palais berühmt ward.

Es war am 12. Juli 1789. Ein furchtbares Gewitter lagerte über Paris, — nicht am Himmel, sondern im Herzen des Volkes. Es war kein Friede mehr zwischen dem Königthum und dem Volke. Ersteres experimentirte immer noch, um sich in seinem götzenartigen Ansehen und seinem blödsichtigen Leichtsinn oben zu halten; letzteres, von allen Seiten durch Steuern gedrückt und endlich gar noch von Theurung heimgesucht, grollte aller Enden und Ecken. Nur eines Funkens bedurfte es, um das ganze Pariser Volk in Brand zu setzen.

Digitized by Google

Es war am 12. Juli 1789 im Garten des Palais Royal, welcher angefüllt war mit Volk. Da kam um Mittag die Kunde, daß Necker, der letzte Volksfreund, heimlich verbannt und bereits in Brüssel wäre. Man hielt den Boten, der die Nachricht brachte, für einen Tollen; man wollte ihn in das Bassin der Fontaine werfen. Aber die Nachricht war wahr und blieb wahr, unerschütterlich wie Don Juans steinerner Gast. — Die Revolution war fertig, nur war sie noch nicht ausgebrochen.

Ueberall standen die Menschengruppen umher, finster und drohend. Dann fluctuirten die Massen im Garten plötzlich nach der Seite des Café de Foy hinwärts. Hier hatte man einen jungen Intransigenten auf einen Tisch gestellt. — „Citoyens“ — schrie er, und ich muß seine Worte französisch wiedergeben: „Citoyens, il n'y a pas un moment à perdre. J'arrive de Versailles; Mr. Necker est renvoyé: ce renvoi est le tocsin d'une S. Barthélemi de patriotes; ce soir toutes les bataillons suisses et allemandes sortiront du champ de Mars pour nous égorger. Il ne nous reste qu'une ressource, c'est de courir aux armes.“ — Und wirklich haute wenige Stunden darauf Lambesc mit seinem Reiterregiment Royal-Allemand in das Volk ein. Die Revolution war ausgebrochen ganz nach den Worten des Intransigenten vom Café de Foy. Aber der Erzeuger der Revolution erlag ihr später selbst. Und derselbe Mensch, der im Palais Royal auf den Tisch stieg, um das Volk anzureden und anzuregen, stieg später auf dem Revolutionsplatz auf die Guillotine, es war Camille Desmoulins. Seitdem hat das Palais Royal an allen Revolutionsbewegungen Theil nehmen müssen. Bei der Julirevolution kam es als Besitz der Orléans zu großen Ehren. Dafür ward es im Jahr 1848 arg verwüstet und ziemlich Alles darin zerschlagen. Der Napoléonismus besserte die Schäden

Digitized by Google

wieder aus und etablirte den Exkönig von Westphalen, Jerome, im Palais Royal. — Nach dem Fall der Napoléoniden ward der Palast von der Commüne ebenfalls angesteckt, und der vierte Theil, zumal der rechte Flügel, brannte nieder.

Doch was will das Alles sagen? Das Palais Royal ist elastisch wie die ganze Franzosennation. Es ist erstanden aus seiner Asche. In seiner Galerie d'Orléans, der schönsten Passage von Paris, summen die Flaneurs nach wie vor zwischen den im Gaslicht strahlenden Läden auf und ab. Noch immer wandeln schaulustige Herren und Damen unter den 180 Arcaden der drei den Garten umgebenden Seiten hin und her, zumal auf der Nordseite, in der sogenannten Galerie Beaujolais, wo die prachtvollen Goldläden in Diamanten, Rubinen und Topasen hell aufblitzen. Noch immer sind die beiden Theater des Palastes, das eigentliche Théâtre du palais Royal und das Théâtre Français im vollen Gange; noch immer lacht man im ersten über die kleinen Frivolitäten, wie die Dejazet sie so reizend zu geben verstand; noch immer ist man begeistert im zweiten von dem ernsteren Drama! — Und nun im Garten selbst zur Sommerzeit diese Menschenfluth in dem so anmuthig und prächtig variirten Raume von 700 Fuß Länge und der halben Breite, — diese Menschenfluth in dem von Baumgängen durchzogenen, von Rosen durchgrünten, von Statuen belebten, von prachtvoller Fontaine mit einem Bassin von 60 Fuß Durchmesser frisch erhaltenen Garten, in welchem an schönen Abenden Musik ist, — wirklich das ist ein Zauber, ein Märchen, eine Feeerie, wie man sie nicht leicht anderswo findet! Kein Wunder, wenn dieser großartige Gartensalon ohne beengenden Ueberbau an Sommerabenden tausendfach besucht wird, so daß die Stuhlverpachtung dort über 40,000 Francs im Jahr abwirft. — Und auch das ist

Digitized by Google

das Erquickliche in dieser öffentlichen Gesellschaft, daß sich keine Rohheit und Gemeinheit dort hineinbegeben darf, wenn auch manche Lüsternheit außen um den Palast herum schwärmen mag. — So ist denn auch die niedlichste Seite von Paris, die Kinderwelt, im Garten des Palais Royal außerordentlich zahlreich vertreten, natürlich wieder am meisten bei dem Springbrunnen, dessen garbenartig auseinanderspritzender Strahl, ein schneeweiß schäumendes Wasserchaos, zwischen dem saftigen Grün wundervoll aussieht. Strahlt dann noch Abends Alles mit seinen Gasflammen, so sagt man sich wohl hier mit Staunen und freudiger Erregtheit: „Ja, das ist das Palais Royal, das so weit berühmte, was man an der Straßenseite Anfangs ungläubig anschaute und zuerst gar nicht anerkennen wollte, — das ist es wirklich!“

Und wie gerne bewegt man sich dann zwischen diesen Menschen, zwischen diesen blitzenden Goldläden, unter diesen luftigen Arcaden auf und ab auf der Welle des Zufalls und der allgemeinen Strömung! Immer und immer trifft man etwas Auffallendes, Interessantes, Anmuthiges, Schönes, — bald eine seltsame Nationaltracht oder deren mehrere nebeneinander, bald irgend eine berühmte Persönlichkeit, auf die man wohl von einem Freunde aufmerksam gemacht wird nach dem Horazischen: „Monstrari et dicier: Hic est!“ Bald kommen schöne Frauengestalten daher, reizende madonnenartige Blondinen mit weitspurigem Gang, dann sind es Engländerinnen, — oder mit hochhackigem Kurztritt, und solch ein Tritt und Schritt verräth die Spanierin. Oder Italien läßt seine süßwonnigen Laute aus weichlächelndem Munde hören, — und es ist vielleicht eine Fraction der schöneren Hälfte von der italienischen Oper, die vorbeiwandelt. So tändelt, schwebt und wirbelt die anmuthige Seifenblase des Lebens an dem dort flanirenden Fremden umher wie die „mille colores“ der

Digitized by Google

Götterbotin. Und man ſuche ſie nicht feſtzuhalten in ihrem Tändeln, Schweben und Wirbeln, dieſe anmuthige Seifenblaſe des Lebens im Palais Royal, — ſie mag ſolchem Hemmniß nicht Stich halten, — ſie zerplatzt, und in unendlich feinem Staube verſchwindet ſie ſpurlos.

Nichts aber erinnert mich ſo an das berühmte Palais Royal, wie die unmittelbar an demſelben auf verſchiedenen Seiten ſich befindenden Theater, die ich ſchon oben genannt habe. Und dazu wüßte ich auf unſeren Wanderungen durch Paris keine Stelle, wo wir uns ſo paſſend nach der leicht fertigen Kunſt der Muſik, des Drama, des Ballets umſehen und umhören könnten, wie hier am Palais Royal, dem Louvre zur Seite.

Vor Allem ſchelte man mich nicht, wenn ich den genannten darſtellenden Künſten das Beiwort „leicht fertig" gebe. Sie ſind es in der That. — Um in ihren Beſitz zu gelangen, bedarf es freilich gar vieler Anſtrengungen und gar mancher Zeit, vor allen Dingen aber all jener Göttergaben, mit denen allein der Weg zum Künſtlerthum der Muſik, des Drama, des ganzen Theaters einzuſchlagen und ein glückliches Ziel zu erreichen iſt. Iſt das Ziel erreicht, nun ſo iſt die Darſtellung faſt augenblicklich. Dem Muſiker gebe man ſein Inſtrument, dem Sänger, dem Schauſpieler ſeine Rolle, — und wie aus einem ewig quellenden Born tönt aus dem Künſtler ſeine Muſik zu uns herüber. Wie lange dagegen meißelt der Bildhauer an einem Werke! Und der Maler, ſelbſt wenn er ein Tintoretto wäre oder gar ein Rubens, oder jener ruſſiſche Maler, der kürzlich in vier Stunden ein Oelbild malte, — wie viele Zeit gebraucht immer noch im beſten Falle ein Maler, um ſich als einen ſolchen Maler zu beweiſen?

Doch wir wollen keine Vergleiche anſtellen zwiſchen dieſen und jenen Künſten, und zwiſchen ihrem Werthe, ihrem Einfluß

Digitized by Google

auf die Kultur. Wir wollen nur, nachdem wir die stabilen Kunstwerke im Louvre, deren Schöpfer zum Theil längst todt sind, betrachtet haben, diejenigen Künste, die mit ihrem Künstler sozusagen identisch sind, näher ansehen.

Ja, es ist ein wunderbares, vielbewegtes Kunstleben in der Pariser Theaterwelt. Zu Louis Philipps Zeit war es über alle Beschreibung großartig. Und man mag sagen was man will, es ist zu Napoleons I. Zeit vielleicht prächtiger, zu Napoleons III. gewiß üppiger und schwelgerischer gewesen, aber so künstlerisch in jeder Beziehung wie unter Louis Philipps Regierung nimmermehr.

Noch heutigen Tages ergreift es mich wunderbar, wenn ich aus jener Künstlerwelt von 1836 und 1837 den einen oder anderen damaligen Hauptrepräsentanten im reifen Alter dahin gehen sehe und in den Zeitungen das reiche Kunstleben eines solchen Todten noch einmal zusammengefaßt finde.

Von Nichts erzählt mir mein Tagebuch aus meiner Pariser Studentenzeit so viel, als von dem Theater, zumal von der Oper, — natürlich, denn schon in meinem Geburtsschein stehe ich als Sohn des Lübecker Musikers Jacob Avé Lallemant aufgezeichnet. Und wenn ich, obwohl in Lübeck geboren, dennoch mit so viel Begeisterung in die Pariser Theater und zur Musik lief, so hatte das seinen Grund darin, daß, als ich geboren ward, Lübeck zum französischen Kaiserthum gehörte und im „Departement der untern Elbe" lag. — Doch will ich damit keineswegs die französische Musik kanonisiren, sondern nur bekennen, wie mich die Aufführungen in einzelnen Pariser Theatern entzückt haben.

Gar zu gern beginne ich mit der „Opéra comique", nicht weil ich sie obenan stelle und selbst der großen Oper und den damaligen „Italienern" vorziehe, sondern weil sie das erste

Digitized by Google

Pariser Theater war, in welchem ich überhaupt französische Musik hörte.

Schon den zweiten Abend nach meiner Ankunft in Paris und meiner Einquartierung im Quartier latin gingen wir die Rue Vivienne hinauf zur Börse, wo damals die komische Oper wohnte. Mein Freund Flouch hatte mich auf zwei „wundervolle" Sänger und Sängerinnen vorbereitet. — Das Haus war damals eher klein als groß zu nennen und ziemlich gewöhnlich; es war gedrängt voll.

Zuerst kam eine kleine recht niedliche Oper „La lettre de change", welche beifällig hingenommen ward. Dann folgte „Zemire und Azor"; und nun gerieth das anwesende Paris außer sich. Ich gestehe auch gern, daß ich „unvorbereitet wie ich war" mit allen anderen Zuhörern in ein kleines Delirium gerieth, welches ich noch heute in meinem Tagebuch aufgezeichnet finde: „Im zweiten Act trat ein weibliches Wesen auf, dem beim Erscheinen das ganze Theater applaudirte, eine der lieblichsten Frauen, die je über die Bühne geschwebt sind, lieblich durch Einfachheit wie eine weiße Lilie, anspruchslos und natürlich wie ein Kind, — es war die Damoreau-Cinti. — Man beruhigte sich, und sie begann zu singen. Ja, was war das für ein Gesang! Ein so wunderbares Tönen und Weben in Musik, wie es nur als Göttergabe dem Himmel anzugehören scheint. Es thut jeder einzelne Hauch der Frau dem Herzen so gut und wohl. Die Stimme der Cinti ist nicht stark, aber unbegreiflich lieblich und insinuirend; ihre Biegsamkeit und Gewandtheit geht in das Unbegreifliche; oft hing ich mit ordentlicher Angst an den einzelnen in das zarteste Piano verhallenden Tönen, damit mir Nichts von ihnen entgehen möchte. — Dabei sieht man es gar nicht, daß sie singt; keine Spur von Anstrengung ist zu bemerken, sie zeigt eben nur ein Leben im Gesang. Und welch ein holdes Spiel

Digitized by Google

ist ihr Nichtspielen! Denn wirklich kann man gar nicht sagen, daß die Cinti spiele. Sie bewegt sich anmuthig und natürlich, etwa wie eine Blume sich bewegt, die vom lauen Frühling angeweht wird; nie sah ich ein so anspruchsloses und darum so ächt weibliches Spiel. Dazu kommt noch die glücklichste Figur. Ihr dunkelbraunes Haar ist ganz einfach gescheitelt, so daß die schöne elfenbeinerne Stirn sich prächtig drunter wölbt; ihre Augen sind dunkel und bezaubernd, ohne hinreißend zu sein; sie erobern das Herz, ohne es zu zerstören. — Ihre Größe ist mittelmäßig, alle Formen des Körpers weich, elastisch sich bewegend, — besonders sind ihre Arme und Hände reizend, wahre Muster weiblicher Schönheit, — solchen Eindruck hat die Cinti auf mich gemacht; den Eindruck macht sie auf Jeden, der sie sieht und hört; — den Eindruck hat sie also auch mir immer wieder gemacht, wenn ich sie wieder sah und wieder hörte." — Eine gewisse Sympathie erregte sie damals auch dadurch, daß sie von einem rohen Mann aus Speculation geheirathet und gemißhandelt worden war, von dem sie getrennt lebte. Daher mag der Hauch einer gewissen wehmüthigen Elegie kommen, der auf ihrem Gesang, ihrer Erscheinung, ihrem Spiel lag.

Neben ihr nun der Hauptsänger Ponchard! „Ja, wer wie Ponchard singen könnte!" sagte mir einmal neidlos und in nachsinnender Bewunderung der erste Sänger Deutschlands, der selbst mit Ponchard an der Opéra comique gesungen hatte. Und ich möchte es ihm nachsagen: „Wer wie Ponchard singen könnte!" — Er war damals nicht einmal jung mehr, dieser Tenorist, auch war es nicht einmal die Mächtigkeit der Stimme, was so hinreißend war. Es war vielmehr der ganze Schmelz, die Weichheit, die Anmuth des Organes, das zarte, feine Spiel des in allen aristokratischen Zirkeln von Paris damals unvermeidlichen Singlehrers. Der ganze Mann war

Digitized by Google

die in einen Tenor transponirte Zemire Damoreau-Cinti, beide ein einiges Doppeltwesen in der Sangeskunst, bei denen nur das erschreckend ist, daß jedes Mal, wenn sie aufhören, das Publicum so wahnsinnig applaudirte. — Der mit den Beiden singende Baß Sander war ebenfalls ganz eminent!

Nun, mit solchem Abend war ich ganz weg in die Opéra comique, und hatte wirklich, wie verschieden auch Stoff und Musik war, wenn ich einmal wiederkehrte, immer wieder dieselbe Freude. Bald darauf hörte ich Ponchard im ersten Act der „Dame blanche" den George singen und spielen; denn beides war hier gleich harmonisch; es war kein gewöhnlicher Officier, oh nein, von vornherein war es der Graf von Avenel, der sogar einen gewissen wehmüthigen Hauch hineinzulegen wußte in das anmuthige „Oh quel plaisir d'être soldat", grade als ob es für einen Grafen von Avenel keine Ehre und Freude wäre, Soldat zu sein, sondern als ob er lieber dem Prinzen von Wales das bekannte Motto überließe: „Ich dien!"

Das Stück „Weiße Frau" war nur die Ouverture zu dem reizenden „Éclair" von Halevy. Halevy war damals durch seine kaum vor einem Jahr erschienene „Jüdin" ein Löwe des Tages geworden trotz und neben Meyerbeer, dessen Hugenotten eben in der Zeit meines Pariser Studiums explodirten, nachdem „Robert der Teufel" schon ganz Paris enragirt hatte. — Halevy hatte seinen „Blitz", so sagte man mir, eigends für vier Singstimmen der Opéra comique geschrieben: für Chollet und Couderc, für die Olivier und die Jenny-Colon. — Und nun sangen die vier Stimmen ihre Oper — denn weiter kommt keine Stimme vor in der Composition — dem Publicum vor. — Kaum etwas mehr als eine „Bluette" mag der „Éclair" sein; — aber so gespielt, so gesungen, eben weil so verstanden, ist er die duftigste

Digitized by Google

Bluette, die man sich nur denken kann, so wonnig blau, daß man bei solchem Seemannsstück unwillkürlich an das hübsche Lied denkt: „Et puis de la Bretagne le ciel est si beau.“

Was kann man aber von solcher Oper sagen, an der Alles Melodie, holde Musik ist! Die Jenny-Colon war die Löwin des Abends, — doch keine Löwin; wirkliche Löwinnen haben keine Mähne, die Jenny-Colon aber hatte das prächtig auf den Schultern sitzende Haupt und das liebe Gesicht mit solcher vollen Lockenmähne umwallt, als wäre sie eine Titiansche Magdalene. Wunderbar innig sang das Frauenzimmer, offenbar auch eine Favoritin des Publicums! Und doch! Seltsam! — Als sie nach dem Erwachen aus einem holden Liebestraum sich weinend der Schwester um den Hals wirft, singt sie nicht, sondern sagt: „Oh je suis bien malheureuse!“ Und nie hörte ich ein melodiöseres Mädchenweh ausgesprochen werden, als das von der Jenny-Colon!

„Partons, la mer est belle!“ Wenn Chollet das sang, so sah man wirklich das duftige tief-blaue Meer vor sich! Der Mann hatte eine wunderbare Stimme, und eine so feine Sangesweise, — wirklich ein vollendeter Sänger.

Aber wer den „Éclair“ von Halevy nicht kennt, langweilt sich an meiner Begeisterung. Und so will ich denn nur noch eine kleine Geschichte erzählen: „Ich war im Hospital S. Louis, um den Hampelmann Baron Alibert zu hören. Es war frühe Morgenstunde. Da sang hinter einer dichten Hecke der Frauenstation eine glockenreine Stimme eine einfache, liebliche Melodie, die ich mir aufschrieb in flüchtigen Noten. Und das wäre gar nicht nöthig gewesen; denn ich nahm sie im Gedächtniß mit nach Hause. Woher mochte sie sein? — Da plötzlich sang Chollet sie: „Sans espérance vaut mieux mourir!“ So oft habe ich später zu beiden Seiten des Atlantischen Oceans das holde „Sans espérance“ aus dem „Éclair“

Digitized by Google

gespielt! — Ja, je mehr ich diese lieben Sangesmenschen in der Opera comique hörte, desto lieber wurden sie mir, besonders die Jenny-Colon. Sie spielte auch so reizend. Kein Wunder, denn sie hatte eigentlich einen ganz schlimmen Ruf als routinirte Spielerin. Bald war sie steinreich, bald bettelarm, und dann sang und spielte sie am besten. Einmal that sie beides im „Diadesté", einer venetianischen Liebesintrigue. Ah, dieser Lockenkopf! So unschuldig anmuthig konnte sie dann aussehen, — und so schlau, so raffinirt schlau sang und spielte sie sich aus ihrer venetianischen Liebesaffaire heraus, daß Lachen und Applaus das ganze Haus füllte. — Und am selben Abend, unmittelbar nach dem Schelmenstück des berühmten Lockenkopfes, bekommt man noch den „Luthier de Vienne" dazu, den Lautenmacher von Wien, in welchem die Damoreau-Cinti eine liebenswürdige, unendlich gutmüthige Sängerin singt und spielt, und zuletzt noch, um einen jungen feurigen Wiener Studenten, ihren Anbeter, loszuwerden und an dessen Cousine, die aus Liebe für ihn stirbt, zu bringen, einen alten Hofrath Bilderbrockhausen heirathet, — die kleine Oper ebenfalls von tief-blauem Reiz. — Ein Wiener Studentenlied darin: „Les fils de l'université, — de l'université de Vienne" ist flott und frisch, zumal viel liebenswürdiger als alle Wiener Studenten. — Hierin sang eine Madame Risaut, die Cousine des Studenten, ebenfalls sehr hübsch.

Das dritte Stück an einem und demselben Abend war nun gar: „Bouffe et le tailleur", der Schneider und der Sänger, in welcher Operette Ponchard und die Damoreau-Cinti zusammen sangen. Die Handlung war nur benutzt, um die beiden Lieblinge von Paris förmlich concertiren zu machen. — Es war ein wirklich holdes Concertspielen, ein so entzückendes, wie nur von solchem Künstlerpaar dasselbe möglich ist. Wirk-

Digitized by Google

lich bezaubernd war es, daß der Gesang sich so in das Gewand des Theaters gehüllt hatte, auf einer Bühne bei hellster Beleuchtung vor sich ging, und mit all diesen kleinen Bühnenmitteln sich so eine gewisse ideale Staffage geschaffen hatte. — Natürlich war das Publicum außer sich am Schluß jedes Gesangstückes. Zumal die Cinti übertraf sich selbst. Und der viel ältere Ponchard, der alte Ponchard, der hier gleichsam neben einer um die Gunst des Publicums mit ihm wetteifernden Rivalin stand, konnte gar nicht umhin, in stiller Begeisterung und Anbetung der Gesangesmuse glücklich zu lächeln und das Haupt zu wiegen.

So hatte die Opéra comique immer etwas Hübsches zu bieten, besonders immer in neuer zierlicher Combination musikalische Kräfte vorzuführen, wenn auch manchmal zu viel, z. B. zwei Acte von der „Weißen Frau" und den „Fra Diavolo!" Aber in ersterer sang Ponchard, und sein „Viens, gentille dame" war hinreißend; es war mir, als ob jede „gentille dame" hätte kommen müssen, um dem edeln Sänger einen Dankeskuß auf die Stirn zu hauchen. Und wenn nun die als Anna debütirende Fräulein Rossi wirklich kam und mit zwar noch nicht hinreichend ausgebildeter, aber doch anmuthiger Stimme und mit ihrer wunderbar plastisch schönen Körperform und dem elastischen Handschlag in Ponchards aufjubelndes: „Cette main, cette main si jolie" einfiel, — nun da hatte man wohl eine musikalische Theaterwonne, wie so märchenhaft reizend sie nur damals die Opéra comique gewähren konnte. — Freilich fiel nach solcher Feeerie der dann noch folgende „Fra Diavolo" etwas weg, trotz Chollets meisterhaftem Gesang. Aber wie die Welt und die Kunst und die momentane Stimmung in einem Theater nun einmal sind, eine einzige Sängerin rettete die ganze Aufführung und machte Furore, die Mademoiselle Prévost, die so anmuthig frisch sang,

Digitized by Google

daß sie allgemein hinriß. Doch bestach sie das Auge wohl noch etwas mehr, als das Ohr. — Zwar war ihr Gesicht etwas platt, aber das ganze Mädchen, zumal in der coquetten, knappen italienischen, wie aus einem Guß sie umspannenden Kleidung, bezaubernd schön. Dazu hatte sie ein im höchsten Grade anmuthiges Spiel. So z. B. wußte sie in der etwas befangenden Nachtscene sich vor dem kleinen Spiegel so wahr und doch so fein zu commentiren, daß das lebende Bild, was gewiß nur sehr geschickt aufgeführt werden darf, vollkommen gelang und sogar ästhetisch schön war.

Nichts Prächtigeres als dieselbe Künstlerin im „Postillon von Longjumeau"! — Nun, seitdem der tolle Postillon durch die ganze Welt gegangen und über alle möglichen Theater gefahren ist, darf man offen bekennen, daß er zum Todtlachen ist, aber ganz besonders in Paris. Longjumeau liegt wenige Meilen von Paris, und sein Postillon ist eine wirkliche historische Person. Adams Oper kam mir fast wie eine Bombe hinein in meine Schwärmerei für die Opéra comique, denn grade damals erschien sie auf der Bühne und machte „furore". Was sollte man anfangen? Nach der Opéra comique mußte man doch hingehen, und wenn man hinging, traf man den Postillon. So kam es denn, daß ich ihn dreimal in ziemlich kurzen Pausen nach einander sah und hörte. — Adam hatte besonders an die Prévost und an Chollet dabei gedacht, ja man kann fast sagen, er habe seine Oper nicht nur für Paris, sondern ganz speciell für die Beiden geschrieben, eine Composition der vollsten Berechnung und deswegen des colossalsten Erfolges. In Paris war Kostüm, sogar Dialect, Witzwort, Alles, Alles war à la Longjumeau. Wenn ich nicht irre, war selbst die Prévost ein Kind von Longjumeau. Man muß ja all diese Details richtig anerkennen, um den ungeheuren Effect zu begreifen, den der Postillon machte. — Und wirk-

Digitized by Google

lich, wenn der verruchte Chollet sich hinstellte, und sein famoses „Écoutez une belle histoire d'un postillon de Longjumeau" mit nachfolgendem Peitschengeknall losließ, so war das wirklich unübertrefflich. Und doch noch unübertrefflicher war die Prevost in ihrer Doppeltnatur, — aber was darf man noch vom „Postillon von Longjumeau" sagen? — Vielleicht das Eine noch, daß ich im Jahr 1836 nicht dachte, denselben nach vierzig Jahren in Deutschland anzutreffen. Vielmehr schien mir der Postillon nur für Paris geboren zu sein, und dort ebenfalls sterben zu müssen. Ich will es bei dieser Gelegenheit gar nicht wegleugnen, daß damals die Opéra comique doch manchmal ungeheure Trivialitäten auftischte. „Les pontons de Cadix", „Une heure de mariage", „Cosimo" und wie noch so manche Bouffonerien hießen, waren oft nicht zum Aushalten. Doch war man bald wieder versöhnt, wenn ihnen nur schnell irgend eine theils wegen der Musik selbst, theils wegen der Mitsingenden liebenswürdige Operette folgte. Vielleicht wegen Beider, wegen der leichten Musik und wegen der Mitsingenden gewann damals Aubers „Ambassadrice" ein gewisses Terrain bei mir, ein ächtes Stück Lebensgeschichte aus der Bühnenkunstwelt, in welchem die Damoreau-Cinti und die Jenny-Colon reizend mit einander wetteifern, und ein gewisser deutscher Adel, eine gewisse deutsche Diplomatie schlecht wegkommt. Gedenke ich bei den beiden Sängerinnen, die ich eben nannte, noch des Sängers Couderc, der in der „Gesandtin" den Sänger Benedict darstellt, so habe ich damit eine musikalische Gruppe angedeutet, die der Opéra comique vollkommen würdig war und selbst dem alten Auber unendliche Freude gemacht hat.

Niemand mehr als Auber und sein gefeierter Name zeigt uns von der Opéra comique den Weg zur großen französischen Oper, und keine Oper Aubers paßt so hinein in die



Digitized by Google

große Oper wie seine „Stumme von Portici", von allen Auberschen Ausstattungsstücken wohl das bedeutendste, das effectvollste, was eben deswegen einen förmlichen Siegeslauf ziemlich um die ganze Welt gemacht hat. Nicht nur furore machte die Oper, sondern sogar Revolution.

Die französische große Oper war damals nicht nur weit und geräumig, nicht nur reich und zugleich maaßvoll ausgestattet, sondern sie war vor allen Dingen überfließend, überströmend an Musik. Ein prachtvolles Orchester unter einem tüchtigen Dirigenten (Habeneck) war an Fülle gewiß das bedeutendste der Welt damals, — an Correctheit stand es dem berühmten Berliner Orchester gewiß nicht nach. Und doch lag der Schwerpunkt der großen Oper natürlich in ihren Sängern, deren Stimmen, deren ganzer Künstlerschaft. Die Hauptsänger waren damals Levasseur, Nourrit, Lafont, und die Damen Falcon, Dorus-Gras, Nau. Mögen diese sechs Namen genügen, um den Standpunkt der ganzen Sängerschaft an jenem Operninstitut zu bezeichnen.

So besaß man damals alle Mittel, um, da ich nun einmal mit dem Hauptrepräsentanten der neueren, nicht der neuesten, französischen Musik anfangen wollte, mit Auber, die „Stumme von Portici" in erster Vollendung aufzuführen, und ich thue dem alten Meister nicht Unrecht, wenn ich mir damals aufnotirte: „Ich habe doch nie gedacht, daß aus einer Auberschen Oper so viel gemacht werden könnte", selbst in Paris nicht, wenn die Oper auch ganz für Paris zunächst geschrieben war. — Alles war ein spielendes lebendes Bild, ein singender Golf von Neapel, ein enharmonischer und doch harmonischer Ausbruch des Vesuv, der bald in $^3/_4$-Tact, bald in $^2/_4$-Tempo grollte und vomirte. — Alles sah aus, wie ein Bild, wie zwanzig, wie hundert Bilder von Leopold Robert und selbst Winterhalter. — Dazu kam noch, daß sich — und das hatte

Digitized by Google

die Pariser ganz besonders enragirt — grade damals zur französischen Oper unter italienischem Himmel spanische Tänzer in Paris eingefunden hatten.

Und nun herausragend aus diesem zauberhaften und unbegreiflich reizenden Neapelgewimmel der Masaniello-Lafont, eine Art von Urmann, groß, voll, herrlich gewachsen, mit einer großartigen Stimme und dabei vollendetem Spiel, der Democrat von Atrani, wie er leibte und lebte, — neben ihm die damals auf Händen getragene Legallois als seine Schwester, die Dorus-Gras als Elvire, — ja, das war großartig! Man sah und hörte so viel, daß einem Hören und Sehen verging! — Nach der brausenden Ouverture hatte man gleich das erste Prachtbild; freilich überbot die Marktscene Alles. Man machte auch gleich beim Aufgehen des Vorhanges ein lebendes Bild daraus, — kein Ton, kein Athemzug, — dann fiel die Musik ein, ein Zauberschlag brachte das frischste Leben in die Scene, — und wir schrieen förmlich vor Entzücken! — Aus diesem lebenden und nunmehr belebten Bilde hoben sich einzelne Erscheinungen prächtig ab, wundervolle Männerfiguren vielleicht gebräunt von der Sonne der Provence, — eine damals wegen ihrer plastischen Schönheit berühmte Statistin, als hätte Paris Bordone ihr Nacken und Schultern, Busen und Arme gemalt. Dann wieder die Gruppirung um den mächtigen Masaniello und sein frisches Barkenlied: „Amis, la matinée est belle“ mit der prachtvollen Stimme von Lafont. Und später das berühmte „Elle est ma sœur!“ — ferner Masaniello vor den Fischern, die mit gezückten Messern den Prinzen morden wollen, und sein Triumphzug, der herrliche Mann auf prächtigem Schimmel, das Alles ist großartig. — Und doch lag die beste musikalische Wirkung in Pietro's „Voyez du haut de ces rivages“; diese Barcarole ist wirklich fein und reizend, während der Parademoment der „Stummen“:



Digitized by Google

„Amour sacré de la patrie, viens, viens embraser nos cœurs!“ doch eigentlich ein bischen zu theatralisch ausfiel. Wer aber davon bis zu einem kleinen Delirium begeistert ward, den will ich nicht schelten, — ich hätte mit mir selbst schelten müssen, noch viel mehr mit meinem lieben Flouch. Les extrêmes se touchent! Bald darauf erlebte ich den „Don Juan“ in der großen Oper, nicht nur mit den herrlichsten Stimmmitteln, sondern auch mit dem vollsten Verständniß interpretirt, — wenn auch manches von unseren gewöhnlichen deutschen Aufführungen abweichen mag. Nun, dafür aber Lafont als der Octavio, die Falcon als Anna, Nourrit, der Gefeierte, als Don Juan, sein Leporello Levasseur, ein freilich für einen Diener zu großartiger Heldenbaß, dazu die Dorus-Gras als Elvire und Frl. Nau als Zerline, — das gab ein Spielen, ein Singen, wie man beides wohl nur in Paris findet. Ja, noch mehr darf ich sagen: den Comthur sang sehr brav Derivis; Derivis war etwa 37 Jahre darauf mit einer italienischen Gesellschaft, bei der seine Tochter die „diva“ war, hier in Lübeck. Und hier hat er, erinnert an jene Zeit, es offen bekannt, daß ihm in einem bewegten reichen Kunstleben von fast einem halben Jahrhundert, nie wieder ein solches Stimmenensemble vorgekommen sei, als es damals in Paris in der französischen Oper und bei den „Italienern“ gewesen war.

Ja, er hat Recht, der alte, wackere Künstler! Wie sang er doch selbst damals als sterbender Comthur mit Levasseur und Nourrit das großartige Terzett, eins der gewaltigsten, die es in der ganzen Musik giebt! — Und wenn die Falcon an zu schmettern begann, und mit solchem imposanten Octavio-Lafont sang, — oh das geht über alle Worte. — Natürlich wird im „Don Juan“ alles Zwischenwerk als Recitativ gesungen, wodurch die Oper entschieden viel großartiger gehalten erscheint. Aber lange, eingeschobene Ballete thun nicht wohl

Digitized by Google

und mögen unter Umständen sogar verdrießen. Die Kirchhofsscene bietet einen Comthur stehend auf hohem Postament. Der Saal im letzten Act ist ächt sybaritisch, — eine reiche Tafel, Mädchen als Pagen und acht Tänzerinnen in üppigen Anzügen, in welche frivole Abendgesellschaft freilich der Comthur mit entsetzlicher Wirkung hineintritt. Das Schlußtableau ist auch vernichtend. Keine Teufelei; aber der Hintergrund öffnet sich, eine grandiose Felsgegend thut sich auf, — ein Leichenzug in grüner Beleuchtung, ein Katafalk von einem Lichtmeer umflossen, ein Sarg mit einem Todten, dem Comthur, zu beiden Seiten eine Reihe weißgekleideter Geister mit Kerzen, in der Mitte der steinerne Gast, der den Don Juan gegen den Sarg führt. Don Juan versinkt, — man geht nach Hause, es ist zwischen zwölf und ein Uhr, — die Menschen verlieren sich langsam, aber im Quartier latin ist schon vollkommene Todesstille, hie und da huscht noch ein Gespenst umher. — Und die Moral von der furchtbaren Geschichte ist: „Man soll kein Don Juan sein und Abends schnell nach Hause gehen."

Ja, es war eine großartige Aufführung.

Nach Auber und Mozart können wir einmal dem Schwan von Pesaro einen Besuch abstatten. Ich sah einmal Rossini's „Tell". Der war auch reizend, und zwar reizend nach allen Seiten und Beziehungen, zumal Decorationen und Kostume, — nun natürlich auch Musik, auch Gesang, Kuhreigen und Rütlischwur und „Du Abendstern". Aber die Aufführung litt furchtbar durch einen Uebelstand, der indeß doch auch einmal erlebt werden muß und höchst drastisch war. Schon von vornherein hieß es, Nourrit würde nicht singen „étant indisposé". — Das darf aber ein Sänger gar nicht; kommen muß er, todt oder lebendig, — er muß kommen. Also die Ouverture ging zu Ende. Da kommt der Regisseur: „Mesdames, Messieurs! Monsieur Nourrit étant indisposé, Mr. La-

Digitized by Google

sont" — da ging es los! „Nourrit! Nourrit! Nourrit!" — Dieser Schnurrlaut kam tausendfach aus allen Ecken und aus ebenso vielen Kehlen, und ward immer toller, wilder, wüthender — „Nourrit! Nourrit!" Tausendfüßig wurde getrampelt; in dem größten Viehstall hätte es nicht wilder hergehen können! Wieder der Regisseur, ein Moment „silence" — dann dieselbe Geschichte! — Zum dritten Mal der Unglückliche, und wieder Stille. „Wer nicht bleiben will, kann sein Geld an der Kasse wieder bekommen!" Da erst recht! Das nahm man übel, das Publicum fühlte sich beleidigt, und nun nahm man zu allen nur denkbaren Scandalmitteln seine Zuflucht, — aber immer kein Nourrit! Endlich kam eine große Fraction des Publicums zur Vernunft, — und das war das Allerschlimmste. Denn nun entstand ein tolles Widerbellen, ob gespielt werden sollte, oder nicht. Die Majorität war dafür, die Schreier dagegen! Da schallte eine Ohrfeige weit hin, und andere dumpfere Prügeltöne grollten von ferne! Es erschien die Polizei. Der Zweikampf ward damit geendet, daß zwei „Herren" über den Häuptern des ganzen Parterre, von hundert Händen expedirt, an der Thür von den Männern der Gerechtigkeit in Empfang genommen wurden und spurlos verschwanden. Und nun war freilich aller Nimbus von Rossini's Oper abgestreift. Die Oper mußte sehr gekürzt werden, so daß das Ende ein vollkommener Unsinn ward, — aber der Musiktorso war doch herrlich und wirklich großartig.

Ein ander Mal kam ein Scandal nicht vom Publicum her, sondern von den Schauspielern, Sängern, Maschinisten, — oben auf der Bühne, mitten in einer Rossini'schen Oper. Das kam so!

Es war am 4. October 1836. Die hochgefeierte, angebetete, vergötterte, in Kupfer und Stein gestochene Mademoiselle Taglioni, damals 32 Jahr alt, sollte einmal wieder

Digitized by Google

tanzen, was eine Seltenheit geworden war. Vielleicht ließen die Lorbeern der beiden grade in Paris weilenden Elsler sie nicht ruhen, — kurz, sie geruhte einmal wieder zu tanzen. Und man konnte damals viel eher in Rom gewesen sein, ohne den Papst gesehen zu haben, als in Paris ohne die Taglioni bewundert zu haben, wenn sie nicht in Italien war. — Aber ein Student — wir waren unser mehrere aus dem Quartier latin — mußte lange „queue“ machen vor dem Theater; stundenlang standen wir, — und wir kamen hinein. So voll hatte ich eigentlich nie ein Theater gesehen, zumal die vornehmen Plätze; es wimmelte von eleganten Herren und prachtvollen Damen. Wirklich schon der Anblick, ein ächter Pariser Anblick, war herrlich.

Zunächst machte mir dann das Orchester eine kurze, aber herzliche Freude. Es war sehr stark besetzt; allein acht Dromedarhälse von Contrabässen ragten heraus aus der Menge der Musiker. Zuerst kam dann ein bekanntes Singballet: „L'enfer de la tentation“, von einem bekannten Komponisten, dessen Name mir indeß nicht mehr bestimmt einfällt. Also die Hölle in Musik gesetzt, die Teufel in Tricots uniformirt, reizende Frauen wegen des heißen Klimas nur leicht angezogen. Und nun ging die Höllenbande los, hast du nicht, so siehst du nicht. Ich begriff nur immer nicht, wo man all das luftige Gesindel hernimmt und all die Prachtgewandung, um das Gesindel, wenn auch nur nothdürftigst, zu kleiden. Es war wirklich „eine wüthende Masse von Statisten und ballottirenden Ballerinen von allen nur denkbaren Geschlechtern und Jugendregistern“ — denn jung muß Alles sein —, ihrer Hunderte gewiß. Mehrere sehr hübsche Solotouren kamen auch vor, die der Satan mit einer reizenden Jungfrau aufführt, um sie in Versuchung zu führen, wobei mir einfiel, daß man sich den Satan doch eigentlich recht mannigfaltig denkt, von

Digitized by Google

dem grausigen „Papai Satan, papai Satan, aleppe“ des Dante bis zu „Heines Kavalier beim spanischen Gesandten“, oder bis zum „Pariser Ballet“. Aber doch bemerke ich ganz offen, daß der heilige Antonius von Padua von dem schlimmsten Satan in Versuchung geführt wurde und ihm widerstanden haben soll. — Zuletzt flogen noch allerlei Teufel auf Flammenflügeln in der Luft umher und oben zum Dach hinaus. Seitdem haben die Astronomen die Asteroiden zwischen dem Mars und Jupiter entdeckt. Kein Wunder! Was hat man nicht Alles unter die Sterne versetzt in heidnischer und christlicher Zeit!

Aber immer hatten wir noch keine Taglioni, und immer noch nicht den von mir versprochenen Scandal auf der Bühne, an dem das ganze Kunstpersonal, inclusive die Maschinisten Theil nahmen. Jetzt kommt es.

Wir saßen vor dem zweiten Act des Moses von Rossini. Moses von Rossini! Vor allen Dingen muß ich hier den Verdacht abwehren, als wäre das der Name eines geadelten jüdischen Banquiers aus Italien, etwa wie der Baron James von Rothschild. Hier ist der Moses eine Oper, Rossini ihr Componist. — Also wir saßen vor dem zweiten Act dieses Moses. Im Zwischenact kaufte ich mir den „Entreacte“. Das war damals ein seltsames Phänomen in den großen Pariser Theatern, daß in den Zwischenacten Zeitungscolporteure in weichen sockenartigen Schuhen auf den Lehnen der Sitze höchst geschickt umherkrebsten und „L'entreacte“, — „le Vert-Vert“ ausriefen, die beiden kleinen Theaterzeitungen, in denen alles für den Abend Wissenswürdige stand. — Also ich kaufte mir den „Entreacte“ des Abends. Ueber den „Moses“ von Rossini sagte mir das Blatt: „Depuis long-temps l'Europe en extase a placé au premier rang des chefs-d'œuvres cette composition importante et capitale de Rossini.“ — Ich

Digitized by Google

kannte damals noch Nichts aus dem „Moses" und ich freute mich etwas daraus kennen zu lernen. Wirklich sang Levasseur den „Moses" imposant schön, aber bald entstand ein so ungeheures Musikbrausen, ein Musiktoben, Musikrasen, daß man — und ich übertreibe gewiß nicht — im eigentlichsten Sinne Nichts mehr aus dem Chaos heraus unterscheiden konnte. Man denke sich doch auch nur die Situation, — Moses und alle Juden, Amenophis und ganz Egyptenland, Pharao und die Pyramiden, Osiris und hinter der Scene eine Heerde Nilpferde wahrscheinlich, — und dann mit convulsivischem Gekreisch Madame Flécheux als Anai, Mosis Nichte, — ein schweißtriefendes Orchester und die acht Contrabässe im wüthendsten musicirenden Delirium tremens, — Herr Gott, wer kann das aushalten! Auf dem ersten Rang fielen die Göttinnen in Ohnmacht; auf der Bühne brachen die Götter zusammen; die Maschinisten konnten Nichts mehr halten; die Pyramiden wankten hin und her; freilich waren sie lange wackelig; aber nun drohten sie umzufallen! Nur Levasseur stand fest in der Mitte der prasselnden Bühne mit hoch zum Himmel gestreckten Händen, nur Moses stand fest und flehte brüllend um das Ende aller Leiden. Und sein alter Jehovah hatte Erbarmen, — Er ließ den Vorhang fallen! „Sic me servavit Apollo!"

Aber wie kann man nur so viel Musikmassen zusammenwälzen! dachte ich. Und nun sollte erst das eigentliche Ballet kommen mit der berühmten Taglioni! Und wirklich kam es, wirklich kam sie.

Also: „La fille du Danube, ballet-pantomime en deux actes", aber in vier Tableaux! Ja, etwas Zarteres, Duftigeres und Luftigeres hatte ich doch noch nicht gesehen trotz aller Berliner Verwandten dieser Taglioni. Wirklich läßt sich das mit Worten nicht beschreiben. Man tanzt jetzt

Digitized by Google

ja in allen großen Städten Ballet, man giebt ja auf Hofbühnen Tausende aus für Hunderte von Tänzerinnen; aber damals war Paris doch ganz einzig in dieser Art der Kunst, die von der Taglioni zu einer wirklichen „Fata Morgana" erhoben war. So sage ich denn auch Nichts weiter über jenen Balletabend, jene Balletzeit, jene Ballettänzerinnen. Das Ballet „Donauweibchen" — nicht zu verwechseln mit der Larifari-Oper und der Jungfrau Salome — ist ja auch wohl ziemlich überall getanzt worden. Das letzte Tableau indeß — das Wasserreich in der Donau — mag in seinem ganzen Zauber wohl nur in Paris möglich gewesen sein, ein heimlich trauliches Aquariumleben schlanker Mädchen, die dahin und dorthin schweben und weben, ohne zu schwimmen und ohne zu wandeln. Das Speciellere über solch submarines Märchen kann man sich in den Lusiaden des Campens selbst nachlesen oder in Wagners „Rheingold" schauen.

Wie doch Alles wandelt, selbst das Schönste, Holdeste! Im Jahr 1856, im December sah ich wieder Maria Taglioni in einem Ballet in Wien tanzen, hold, anmuthig, elfenartig! Es war aber die Nichte, die bald nachher den Fürsten Windischgrätz heirathete. — Wenige Monate darauf fuhr ich längs des Canale grande in Venedig. Wer hätte dort nicht die „Cá d'oro" gesehen, von allen Venetianerpalästen der venetianischste! Dort wohnte das Donauweibchen vom Jahr 1836; das reizende Weib war, so sagte man mir, seitdem recht alt geworden, hatte aber viel Geld verdient. Denn grade um die Zeit jenes Pariser Ballets war sie für das Drurylane-Theater in London auf drei Monate zu 150,000 Francs engagirt worden. Die „Cá d'oro" aber wurde für drei Millionen Francs verkauft. — Die Pepita dagegen! — Auch für sie raste einmal die halbe Welt, und doch starb sie in einem ziemlich ordinären Winkel einer Vorstadt von Wien. Ja, die

Digitized by Google

leicht fertige Tanzkunst wird so oft leichtfertig, und wird dann so leicht auch mit Allem, so schnell, so leicht fertig.

Und was ist, was bedeutet so ein Ballet? Halt, in meinem „Entreacte“ vom Donauweibchen-Abend finde ich es skizzirt folgendermaßen: „La morale de ce ballet apprend aux cœurs sensibles, que les amans vertueux ne doivent jamais désespérer de leur cause, qui est celle de tous les cœurs sensibles et des belles ames.“ Das ist auch ein ächter Pariser Balletgedanke. Ob übrigens das erste oder das zweite Ballet gemeint war, die „Höllenversuchung“ oder die „Fille du Danube“, das geht nicht hervor aus der Moral meines „Entreacte“.

„Wie doch Alles wandelt“ rief ich vorhin aus. Vier Decennien nach jenem Ballet in der großen Oper war ich wieder einmal in der großen Oper in Paris. — Alles war umgewandelt, Alles ganz anders! — Das Opernhaus war ein ganz anderes, es lag auch an einer anderen Stelle; Sang und Klang im Innern war ebenfalls ganz anders geworden. Und grade an dem Abend, als ich es nach vierzig Jahren wieder betrat, hatte ich einen merkwürdigen Anhaltspunkt zu einer Vergleichung des Sonst mit dem Jetzt.

Das neue Opernhaus, am Boulevard des capucines gelegen, ist ein mächtiges in aller nur denkbaren Pracht strahlendes Gebäude, starke Arcaden unten, eine imposante Colonnade oben, Statuen, Basreliefs, Gesimse, Nischen, Vergoldungen hoch zum Dach hinaus, — der heidnischste Tempel hatte nie solche ächt schwelgerische Pracht. Treppen aller Art führen zu diesem Musentempel hinan und hinauf. Mit Worten läßt sich dieses Colosseum, welches beinahe 12,000 □Meter einnimmt und wirklich alles Dagewesene übertrifft an schwelgerischer Ueppigkeit, nicht definiren, so daß man an seiner Stirn zu lesen glaubt: „Bis hierher und nicht weiter!“ — Aber

Digitized by Google

vor dem „goldenen Hause“ wie jener spurlos verschwundene Palast des Nero in Rom genannt ward, steht unten rechts von dem das bunte Haus betrachtenden Ankömmling eine große Gruppe, die allem, was etwa schön sein soll an dieser „Cá d'oro“, einen Faustschlag in's Gesicht giebt. Das ist die Colossalgruppe, die den Tanz repräsentirt, nackte, trunkene, volle Weiber, die sich in wüthendem Wirbel um einen ebenfalls nackten Bengel, aus dem Quartier latin etwa, oder aus der ehemaligen Chaumière, herumzerren, — Gesicht, Mienen, Haltung in allen Figuren so namenlos gemein, daß man eben für solche Tanzauffassung gar keinen Ausdruck mehr hat. Ganz frei, ganz auf offener Straße, ganz vor Aller Augen toben die widerlichen Menschen so da, — und der Pöbel, aber auch jeder gesittete Mensch, der das Theater nicht besuchen mag oder besuchen kann, darf denken: „Was mag der üppige Luxus, der solch Institut mit solchem Ausstellungsschild besucht, eigentlich dadrinnen anstellen?“ Und Niemand darf solchem Fragenden sein Kopfschütteln, seinen Unwillen verdenken.

Kaum war die infame Gruppe aufgestellt von ihrem Meister Carpeau, so ergoß sich eine Fluth der bittersten Kritik darüber und bald darauf sogar eine Fluth von schwarzer Tinte. Aber die Kritik tobte sich aus, und die Tinte ward abpolirt; kaum sieht man noch einen Anflug davon wie eine Lepra, einen Aussatz, auf der einen Person. Und als jetzt die Geistlichkeit von Paris das gemeine Emblem der großen Oper fortgeräumt wissen wollte, wurde dieselbe auf alle Weise verspottet. Wirklich stand die Gruppe jetzt fester, als das zweite Kaiserthum, welches sie hingestellt hatte. Und selbst die Commüne ging in stillem Behagen daran vorüber.

Betritt man an einem Opernabend das Haus, so hat man schon außerhalb des eigentlichen Saales einen imposanten

Digitized by Google

Eindruck, zumal in einem Zwischenact. Eben wegen dieses imposanten Eindrucks läuft auch fast Jedermann in den Zwischenacten hinaus aus dem Saal, um in dem Treppenhaus und dessen vielen Räumen, Variationen und Atrien umherzuwandeln. Schon um solcher bunten, vom blendendsten Gaslicht überflutheten Foyerscenerie willen sollte man einmal in die neue Oper gehen. Man hat sie in allen illustrirten Zeitungen abgebildet, aber man muß sie dennoch selbst sehen, selbst hören, — ein blendender Börsenraum der schönen Welt im vollsten Ballstaat, die ächte Pariser Welt, die freilich zur Zeit des dritten Napoleon noch ganz anders geprangt und noch viel üppiger alle Reize herausgestellt haben mag, als jetzt zur Zeit der sieben mageren Kühe des Septenats.

Ehe wir nun die eigentliche „Salle de l'opéra" betreten, muß ich hier eine kleine Reminiscenz einschalten. — Grade als ich vor vierzig Jahren behufs meiner Studien nach Paris übergesiedelt war, ging die ganze elegante Welt in einem einzigen Worte förmlich auf: „Les Huguenots!" Jakob Meyer Beer, der berühmte Giacomo Meyerbeer, hatte eben seine „Hugenotten" auf die Bühne gebracht, auf welcher desselben Componisten „Robert der Teufel" das Publicum förmlich besessen gemacht hatte. Also mußte man die Hugenotten sehen. Das war uns Studenten vom Quartier latin aber erst bei der neunzehnten Vorstellung möglich, doch aber dann schon, denn der Zudrang war immer ungeheuer.

Gleich der Anfang der Ouverture machte auf mein protestantisches Herz einen mächtigen Eindruck. Und nun kam und verlief die Oper selbst unter ungeheurem Applaus, wo ein solcher nur immer anzubringen war, wenn auch gar nicht zu leugnen war, daß die „Claque" unter dem Kronleuchter immer das Signal gab und noch furchtbar arbeitete, um die „Hugenotten" berühmt zu machen, was ihnen ja auch vollkommen

Digitized by Google

gelungen ist. Die „Hugenotten“, von Meyerbeer componirt, in Paris aufgeführt, von der „Claque“ dem Publicum, von der großen Oper der Welt octroyirt, haben die Reise um die Welt gemacht, wenn auch nicht so schnell wie Phileas Fogg vom Extravaganten-Clubb in London. So sind sie Jedermanns Eigenthum geworden.

Mir machten sie von jeher — am ersten Abend am meisten — einen Scrupel, einen Zweikampf in mir. Großartiger konnte keine Aufführung sein, Orchester, Sänger, Ballet, Decorationen — alles war classisch hier, zauberhaft dort, feeenartig mehr als einmal. Wirklich, so eine Valentine (Falcon) so ein Raoul (Nourrit), so ein Marcel (Levasseur), unter Meyerbeers sorgsamer Leitung angewiesen, sind wohl nie wieder dagewesen. Die Dorus-Gras war die reizendste junge Königin, und die jugendliche Nau ein so niedlicher Page, daß ich meinte, ob nicht so eine Königin für den Pagen, so ein Page für die Königin recht bedenklich werden möchte. Wenn der anmuthige Knabe auftrat und seinen delicaten Auftrag: „Nobles seigneurs“, absang, so war man hingerissen, — und wenn die junge Königin nach dem coquettirenden Auftact begann: „Si j'étais coquette“ — nun so war sie eine holde Coquette, wie kaum je Eine einen Thron eingenommen haben möchte. So wie aber die eigentliche Action vor sich ging, blieben immer nur drei Figuren im Vordergrund, — ja der imposante Levasseur dominirte mit seiner edlen, mächtigen Baßstimme vollständig das ganze Theater, und sein Choral, besonders aber sein letztes „Savez vous“ — war förmlich überirdisch. — Auch alles Andere war gewinnend und einnehmend, was es auch immer sein mochte, besonders das originelle „Prenant son sabre de bataille“ mit dem einfallenden Chor, Alles war einnehmend, herrlich gesungen Alles, imposant Alles, Alles. Und doch fehlte mir der Musik

Digitized by Google

etwas, oder vielmehr bot sie mir einen Ueberfluß, den ich so beim ersten Mal gar nicht verdauen konnte. Alles war auf die Wirkung berechnet, auf den „coup de théâtre", — Alles war so raffinirt, so geleckt, so polirt, etwa wie eine Marmorstatue, wenn sie ganz spiegelglatt polirt ist. — Man wird immer in Bewegung gesetzt, immer in Spannung gehalten; aber zarte Gemüthsbewegungen wurden nicht angeregt und waren unerlaubt, und man interessirt sich viel mehr für die großartigen Sänger als für die fühlenden, kämpfenden und heldenhaft untergehenden Menschenherzen. — Aber meisterhaft war die Instrumentation, so scharfsinnig berechnet Alles, Alles so rechtzeitig eintretend, Alles so mit Verstand componirt, daß ich noch an demselben Abend — natürlich zankte ich mich mit meinen französischen Freunden in aller Freundschaft um den deutschen Componisten und die französische Oper — dreist behauptete, Meyerbeer verstände viel genauer den Geist eines Instrumentes, als das Gemüth eines Menschenherzens, er hätte mehr componirt wie ein scharfsinniger Jude, als wie ein tief fühlender Christ. Und doch sind im katholischen Paris seine Hugenotten die musikalische Apotheose des Protestantismus geworden. — Aber mehr und mehr trat ich von meiner halsstarrigen Behauptung zurück, und als ich noch zweimal in denselben Räumen und von denselben Künstlern, meinen Angebeteten, die Hugenotten, gehört hatte, war ich das zweitemal schon von ihnen angezogen, das drittemal ganz besessen davon, wie das eine Studentenseele aus dem Quartier latin nur immer sein konnte und seitdem geblieben ist.

Das waren grade vierzig Jahre her. Als ich nun in dem neuen Paris, in dem unter dem dritten Napoleon in völlige Kunstschwelgerei versunkenen und erst vom Mordbrennen der Commüne ernüchterten Volk der großen Babel an der Seine in das oben genannte neue Opernhaus kam, da war es den

Digitized by Google

Abend das 571ste Mal, daß in Paris die Hugenotten gegeben wurden.

Ja, ich sage es nochmals: „Alles war anders!“ Alles so groß, so weit, so mächtig, — auch das Orchester meisterhaft, die Chöre ausgezeichnet, das Ballet entzückend. Aber was konnte das helfen? Die Meistersänger fehlten, nicht die Wagnerschen, sondern meine Angebeteten vom Jahr 1836. Und mit Sehnsucht gedachte ich der alten Zeit, der classischen Sangeszeit von damals, und gab dem alten Derivis, der damals den Grafen von Nevers vortrefflich sang, vollkommen Recht, wenn er, wie ich eben erzählte, als alter Mann nach Lübeck gekommen, mit Begeisterung von jener Pariser Zeit sprach und behauptete, daß er solche Wonne von Stimmen, wie damals in der großen Oper sie sich befanden, nie wieder zusammen getroffen hätte. — Ja, es war eine herrliche Kunstzeit die unter Louis Philipp. — Was soll mir die heutige „Große Oper“ mit all ihrem Sang und Klang, ihrem „foyer“ im Innern, ihren Vergoldungen und Säulen äußerlich, und ihren trunkenen Bacchantinnen vorn an der Freitreppe? — Nun, es mochten wohl Ferien sein, und die Megatherien der Kunst waren wohl in den Bädern. Oder die Republik konnte und durfte nicht die ungeheuren Summen herbeischaffen, die zur Bestreitung solcher Kunstausgaben nöthig waren. Gab man doch sonst für das Personal allein jährlich 1,635,000 Francs, wovon allein auf das Ballet 337,000 Francs kamen!

Wie mag es mit den „Italienern“ stehen? fragte ich mich, als ich zum letzten Mal in Paris war. — Vor vierzig Jahren sangen sie fast immer die Puritaner, und immer war das Haus voll. — Lablache, Tamburini und Rubini waren die Hauptmänner, die Grisi die erste Sängerin. Konnte man sich größere Stimmen zusammendenken, und brauche ich es

Digitized by Google

noch zu sagen, daß mir „Die Puritaner" von Bellini so gesungen unvergeßlich bleiben werden? Das Duett zwischen Tamburini und Lablache war wirklich allmächtig. — Die Grisi hatte den Abend ihr Benefiz. Dies bischen Frenesie von Seiten des Publicums war wahrhaft erschreckend; nach der Polacka waren die Menschen wirklich toll; noch toller wurden sie, als die Grisi selbst irrsinnte; am tollsten war man aber allgemein am Schluß der Geschichte. Immer und immer mußte die Grisi wieder kommen, um ein förmliches Ungewitter von Blumen zu dulden. Immer lieblicher that sie, aber immer ärgerlicher ward sie, denn es war nach Mitternacht. — Endlich kam sie nicht wieder, und man konnte nach Hause gehen. Viele mögen sich aber erst ganz spät aus dem Beifallstumult gerettet haben.

Fast eben so übel in der allerbesten Gesinnung spielte man in jener Zeit der Mademoiselle Mars mit. — Die Mars war im Anfang des Jahres 1779 geboren, war schon als Kind eine anmuthige Schauspielerin und blieb es gegen fünfzig Jahre, als sie sich von der Bühne zurückzog, um sieben Jahre darauf zu sterben. Sie eroberte schon im „Théâtre de la république" die ganze Welt; dann brauchte Napoleon sie zu seiner Apotheose bei allen möglichen dazu sich passenden Gelegenheiten, während die Georges eine ganz andere untergeordnete Stellung bei dem Allgewaltigen einnahm. Die Mars war und blieb die Beherrscherin des ehemaligen Theaters der Republik und dann „Théâtre français" trotz aller Regimewechsel, bis sie sich 1840 von der Bühne zurückzog. — Schon in den letzten Jahren war sie wenig mehr aufgetreten.

Ihre Hauptrolle war von jeher die Célimène im „Misanthrope" von Molière, die anmuthige Wittwe von 22 Jahren. — Am 6. Juli 1836 machte sie, also 57 Jahre alt, noch einmal



Digitized by Google

die junge Célimène. Und wer hätte das nicht für ein sehr kühnes Wagestück gehalten!

Die alte Dame hat dem damaligen Studenten aus dem lateinischen Quartier — doch nicht mir allein, sondern noch einigen Mitstudenten — einen wunderbaren Abend bereitet; denn es gelang uns, an dem merkwürdigen Abend in das Théâtre français hineinzukommen, was ein förmliches Kunststück war.

„Gestern Abend" — so lautet mein Skizzenbuch von damals —, „gestern Abend war ich im Théâtre français. Zuerst ward der ‚Misanthrope' von Molière gegeben. Welche Tiefe ist doch in diesem Stück, welche psychologische Wahrheit. Molière hat Charactere gekannt und sie zu malen gewußt, lebendiger als vielleicht sonst Keiner nach ihm; er ist ein tiefer Philosoph auf der Bühne; seine Personen leben, existiren wirklich, und doch überraschen sie, weil man sie so wahr, so unumstößlich wahr geschildert sieht. — Die Mars trat in der Rolle der Célimène auf. Erst durch das Spiel der Mars begreift man den Character der Célimène. Wie ich den ‚Menschenhasser' zum ersten Mal las, glaubte ich viel von französischer Flatterhaftigkeit in der Célimène zu sehen, — aber keine Idee davon! Die Mars bewegt sich, sie eine Frau von 60 Jahren — sie war damals im 58. Lebensjahre —, mit der Anmuth eines Mädchens, mit der Feinheit der vornehmen Frau, mit der Leichtigkeit der Französin. Sie lebt und handelt auf der Bühne, es ist ihre Wohnung, ihr Zimmer; ich glaube, jede feine Frau benimmt sich grade so wie die Mars, mag man sie in großen Zirkeln beobachten, oder sie ohne ihr Wissen in ihrem Boudoir belauschen. Und wie hoch hebt sie den Character der Célimène nicht! Sie geht so edel, so frei und freundlich, so kindlich fast, ohne um ihre Tugend zu wissen, sondern nur ihre weibliche Würde fühlend, durch jedes Verhältniß hindurch, unberührt von der Bosheit und der Läster-

Digitized by Google

zunge Derer, die, weil sie nicht liebenswürdig sind, weil sie von Niemand angebetet werden, in jeder Freundschaft ein engeres Verhältniß, in jeder Zuneigung eine tadelnswerthe Verbindung, in jedem Verehrer einen Verführer sehen. Die Mars sieht über alle diese hinweg, sie tritt nur vor den Richtstuhl ihrer weiblichen Würde, eine reizende Coquette im französischen Sinne des Wortes, nicht im deutschen, und ihr eigenes, jugendlich unbefangenes Herz ist ihre höchste Instanz, aber auch ihre einzige. Nie wird ihr Spiel leidenschaftlich, nie hastig; immer bleibt sie das maßvolle Weib. Aber auch nicht ein Wort ist matt, auch nicht eins; denn alles, was sie sagt, hat sie selbst gedacht, nicht etwa nur memorirt. Sie declamirt nie, weil sie eben nur Selbstgedachtes vorträgt; sie macht keine großen Gesten, denn sie ist nicht auf der Bühne. Ganz unbefangen giebt sie sich, denn sie ist in ihrer Wohnung. — Einmal habe ich früher gesehen, was es heißt: Schauspielerin sein; — es war in Berlin 1833, als ich die Krelinger als Elisabeth, und die Hagen als Eboli in ‚Don Carlos' sah. Beider Spiel war groß und edel; aber doch waren Beide Schauspielerinnen; die Eine spielte eine Königin, die Andere eine Fürstin. Die Mars aber bringt sich selbst, ein reizendes weltliches Weib, zur Anschauung, so daß mir unwillkürlich der Gedanke kam, in Paris träfe man das wahre Frauenleben nur auf der Bühne des Théâtre français, und alle anderen Frauen spielten nur Komödie. — Dabei sprach vielleicht nie eine Frau so schön, so rein, so deutlich, wie die Mars, nie eine mit so lieblich einschmeichelndem Organ wie sie. Gleich als hätte Molière ihr zu jedem Wort einen Kommentar gegeben, brachte sie jedes Wort zur Geltung, ohne sich selbst irgend eine persönliche Geltung dabei zu geben. — Deswegen fällt auch jede andere mitspielende Künstlerin neben ihr zusammen; — einzig, ganz einzig steht sie da,



Digitized by Google

die würdige Genossin der Lorbeeren, die einst der große Talma sich und ihr um die Stirne wand."

So sah ich an jenem Abend wirklich nur die Mars, ich staunte nur die reizende Célimène an; es that mir weh, wenn sie ging. Man hätte ihr immer nachrufen mögen mit dem englischen Dichter: „Sweet maiden, speak that word again."

Sollte Jemand das etwas momentan gefühlt finden, den hätte ich nur vor vier Strophen gleich im Anfang des zweiten Actes stellen mögen, als der Menschenfeind der Célimène die Menge Anbeter vorwirft. Es sind nicht die Worte, nein, es war der Ton, der Blick, fast die Bitte:

„Des amants que je fais me rendez-vous coupable?
Puis-je empêcher les gens de me trouver aimable?
Et lorsque pour me voir ils font de doux efforts,
Dois-je prendre un bâton pour les mettre dehors?"

Im fünften Act, in der vierten für sie förmlich vernichtenden Scene, wo boshafter Weise ein Brief von ihr mit reizenden Impietäten über ihre Anbeter zum Vorschein gebracht wird, und wo man sie freilich einer kleinen Ruchlosigkeit und Frivolität gegen jene Herren beschuldigen könnte, — wie anmuthig passiv läßt sie alles über sich ergehen. Mit dem „bâton" hatte sie all ihre Courmacher nicht fortjagen können; aber ebenso wenig konnte sie ihnen derbe Wahrheiten in's Gesicht sagen. — ist es doch so niedlich sich all die kleinen Zierlichkeiten hin- und herzusagen:

„Certes, pour un amant la fleurette est mignonne,
Et vous me traitez là de gentille personne.
Eh bien! pour vous ôter d'un semblable souci,
De tout ce que j'ai dit je me dédis ici;
Et rien ne saurait plus vous tromper que vous même:
Soyez content!"

Da bricht die schreckliche Lectüre der kleinen Gottlosigkeiten vor den Verlästerten herein! Und was thut die Mars? —

Digitized by Google

Nichts thut sie, Nichts sagt sie! In wirklich holder Verlegenheit belächelt sie ihre weißen Hände in ihrem Schooß und läßt das schlimme Unwetter vorbeiziehen. Dann aber geht ihr Herz für den Menschenfeind auf; sie sagt mit der holdesten Stimme, was gesagt werden kann, wenn auch die harte Bedingung der Einsamkeit sie erschreckt. — Zurückgestoßen von dem starren Mann wendet sie sich ab vom Publicum, ein wunderbarer Seelenschmerz wird mit keiner Miene der großen Menge verrathen; und doch sah man den ganzen edlen Körper zu einem Seelenschmerz werden, und leise in sich selbst zusammensinken. Wie eine in einem bösen Traum befangene Nachtwandlerin verschwindet sie. Und nur das versöhnt das Publicum, daß der hassende Menschenfeind, der sich mit seinem Antrag bitter und hochmüthig an die Eliante wendet, von ihr abgewiesen wird, und dafür es erlebt, daß diese dem neben ihr stehenden Philinte die Hand reicht. — Der Menschenfeind flüchtet aus der schändlichen Welt in die Einsamkeit.

Ja, das war die Mars, die von den Göttern und aller Anmuth innig geliebte Schauspielerin von beinahe 60 Jahren. Wie war es möglich? Worin bestand das Geheimniß der lieblichen Sirene?

Nun, erst in ihrer ewigen Jugend, auch der körperlichen, die nur am Hals eine gewisse Reifheit verrieth. Sonst war sie noch ein Modell, — Arme, die sie hätte der Venus von Milo hinterlassen können, — dazu jene leichte venetianische Abrundung, die grade Frauen, nicht Mädchen, nicht mehr ganz jungen Frauen so wunderbar steht, und von Männern, aber auch gewiß von Frauen, zumal selbst schönen Frauen neidlos bewundert wird in anerkennender aber stummer Ehrerbietung.

Das letzte, große Geheimniß der Mars aber war — ich sagte das schon vorhin —, ihre Sprache, ihr Metall, ihr

Digitized by Google

Ton, das bezaubernde Diapason ihrer Stimme. — Ja, könnte ich diesen Ton zu Papier bringen!

Und damit genug von der „süß-tönenden Circe"!

Seltsam war es, daß auf der anderen Seite des Palais Royal in dem sogar nach diesem Palast benannten Théâtre du palais Royal sich damals ebenfalls ein Phänomen befand, was sich zur Mars verhielt, wie das Theater sich zum Théâtre français noch heute verhalten mag. Ich sage: „Ein Phänomen, eine Schauspielerin, die Dejazet, die erst vor wenigen Monaten gestorben ist und in ihrer Art unsterblich bleiben wird", — als „Komödiantenkind" geboren im Jahr 1797, die schon mit vier Jahren auftrat, und noch im Herbst 1875 von der Bühne herab das sie noch immer anbetende Publicum daran erinnerte:

„Que j'étais gentille, quand j'avais quinze ans!"

wo denn alle alte und alle neue Liebe im Publicum in wahnsinnigen Applaus ausbrach. — Am 1. December 1875 starb sie. Unter wahrhaft großartigem Zuge ward sie in die „Trinité" gebracht, und dort eingesegnet, um dann in die Gruft gesenkt zu werden. Sie hatte ungefähr 74 Jahre auf den Brettern agirt.

Seltsam ist es, daß ihr bald der „letzte Mohikaner" aus jener Kunstperiode, Frederik Lemaitre, im Tode nachfolgte, ein gewaltiger Tragöde, von ganz gleichem Alter, wie die Dejazet, geboren 1798, gestorben 1876, für welchen ebenfalls so wie für die Dejazet unsere deutschen Zeitungen einen ehrenden Nachruf zu bringen gehabt haben.

Von der Dejazet sagte Beuermann: „Sie ist die Königin des Vaudeville, die reizendste und liebenswürdigste Sünderin von Paris, die geistreichste und witzigste Salondame der Hauptstadt, die einzige Erhalterin des Théâtre du palais Royal.

Digitized by Google

Alles, was sich an Jugend, Keckheit, Laune, Treuherzigkeit, Uebermuth und Aufopferung vereinigt, das bringt die Dejazet lebenswahr und natürlich zur Anschauung, umduftet von dem Blüthengeruche wahrhaft poetischer Auffassung und Darstellung. Sie ist nicht schön, höchstens hübsch; aber sie ist unwiderstehlich reizend und hinreißend."

Ja, das trifft Alles prächtig zu. Aber doch trieb der tolle Satan die Geschichte manchmal etwas weit. Unwillig hätte man recht oft werden können, und wäre es bei jeder anderen Schauspielerin geworden, aber bei der Dejazet mußte man lachen. — Ich sah sie in einem kleinen monologischen Stück: „Sous clef", — jeder Zoll die ächte Dejazet! Sie ist von ihrer Tante, die eben Nachts in Lucinens Dienst ausgehen muß, eingeschlossen, damit nicht so und so viele Freunde kommen sollen. So agirt sie denn allein in vollster Natürlichkeit in ihrer Mansarde umher, spricht laut mit sich, lacht, singt, ärgert sich, schimpft über die Langeweile, während der Eine oder Andere von außen anklopft und höchst originell — denn die Tante hat natürlich den Schlüssel abgezogen — abgefertigt wird. — Endlich holt sie Brot und Butter, schmiert auf dem ungedeckten Tisch ihr Butterbrot, schneidet es durch, klappt es trotz seiner Dicke zusammen und beginnt ihr Abendessen, wozu sie ein Glas Wasser trinkt. Dabei sitzt sie auf einer Tischecke und baumelt mit dem einen Bein. So wird sie müde, gähnt, schüttelt ihr Bett auf, zieht sich aus und legt sich schlafen. Da wird das Fenster neben der Thür aufgebrochen, ein junger Conscribirter will einsteigen, — der Vorhang fällt.

Nun, die Geschichte ist, so einfach erzählt, möglichst geistlos und platt, selbst plump und zweideutig. Aber die Dejazet spielt sie so launig, so frisch, so muthig und unverzagt, — sie bringt alle Plattitüden so schelmisch-geistreich zum Vorschein,

Digitized by Google

daß man ihr all' ihre Sünden gar zu gern vergiebt. Ihre herrlichen Umrisse amnestirten alle Frivolität.

Doch das war Alles gar nichts! — Man mußte die Dejazet in etwas phantastischen Jünglingsrollen sehen, z. B. im „Oiseau bleu", dem niedlichsten Unsinn, der in Schottland spielt. Auf einem Grafenschloß ist ein feuriger Backfisch in des Wortes verwegenster Bedeutung von seinem Vater in einem Thurm eingesperrt aus guten Gründen. Eine Madame Dupuis, schön im vollsten Sinne, war der Backfisch. Sie tanzt im Zimmer umher aus langer Weile, klagt bitterlich über ihre Einsamkeit, meint allerlei, unter andern: „Ach früher gab es doch noch einen blauen Vogel, der die einsamen Mädchen erlöste", — „oiseau bleu", ein männliches Elfenwesen im schottischen Hochland. — Sie sinkt in's Sopha, schläft ein, träumt lächelnd vom „oiseau bleu" — da geht eine verborgene Thür auf, lautlos erscheint die Dejazet als „oiseau bleu" im prachtvollsten Schottenkostüm aus Sammet und Seide mit vorwiegend blauer Farbe, ein Barret mit blauen wallenden Federn auf dem Haupt, ein vollständiges Zauberwesen, aber wirklich so zauberhaft, daß alle Zuschauer in wahnsinnigen Applaus ausbrechen. — Da erwacht die Dupuis. Sie springt auf, sie ist fascinirt von der himmlischen Erscheinung, aber doch erschreckt. Beide anmuthige Gestalten stehen reglos einander gegenüber, — das niedlichste lebende Bild, was man nur sehen konnte. — Dann gewinnt die Dupuis etwas Muth und lockt den „oiseau bleu", wie man in Frankreich die Küchlein zu locken pflegt: „Petit, petit, petit!" Der „oiseau" geht langsam vor, das Mädchen weicht langsam zurück. Nun, ein blauer Unsinn ist das Märchen vom „oiseau bleu", aber die so herrlich gewachsene Dejazet war entzückend, wie sie dastand und ging. Besonders wenn sie ging! Wie ging sie! Wie war sie gebaut, gemacht,

Digitized by Google

umsponnen vom feinsten Tricot, um elastisch zu gehen! Solche muthwillig feine Rolle, solche Zauberrolle in Wams und Höslein war das eigentliche Dejazetelement. Sie war wunderbar. — Zuletzt heirathen sich die Beiden, — und wenn sie nicht todt sind, so leben sie noch! — Aber das ist ja wahr, der „oiseau bleu“ ist ja gestorben am 1. December 1875. Er ließ sich nämlich ein eigenes Theater bauen, das „Théâtre Déjazet“, machte aber schlechte Geschäfte und gerieth allmälig in Dürftigkeit, die endlich sogar an Noth streifte. — Da vereinigten sich alle Pariser Künstler, um eine Vorstellung für die Dejazet zu geben. Unsinnige Preise wurden geboten für einen Platz, so daß der Abend ihr 60,000 Francs einbrachte. Sie selbst trat auf, und noch soll sie reizend gewesen sein, muthwillig reizend mit 78 Jahren. — „Que j'étais gentille, quand j'avais quinze ans“ — ich sagte schon oben die Worte —, lachte sie dem Publicum zu, wenn auch kaum Jemand da war, der ihre „gentillesse de quinze ans“ noch erlebt hatte. Alle aber glaubten es ihr. — Wenige Monate nach diesem Abend starb die noch in der letzten Stunde wieder reich gewordene Dejazet, ein seltsamer Phönix, ein ehemals so zauberhafter „oiseau bleu“.

Ganz parallel mit der Dejazet lebte und starb Frederik Lemaitre als ihr berühmter Zeitgenosse. — Als ich ihn sah, war er am Théâtre des variétés als Hauptacteur des niedlichen Schauspielhauses zusammen mit der reizenden Madame Pougaud. Es ward „Kean“ von Dumas gegeben, ein ungemein bühnengerechtes Knalleffectstück, ganz geschrieben für den Löwen Lemaitre, der wirklich wie ein Löwe brüllen konnte und in Wuth gerathen wie ein Tiger. Die Aufführung war meisterhaft. Aber doch ward mir manchmal bange bei den Leidenschaftsausbrüchen und theatralischen Convulsionen des wuchtigen Mannes. Die Pariser indeß konnten es nie toll

Digitized by Google

genug bekommen; ihr Applaus war ganz im Verhältniß zu der Kunstepilepsie ihres Helden, der eben darum fast immer übertrieben auftrug und vortrug. Unbegreiflich, daß solche Kunstextravaganz 78 Jahre alt werden konnte. Auch Lemaitre starb in dürftigen Verhältnissen sehr bald nach dem „oiseau bleu“ von Palais Royal, zwei seltsame Celebritäten und Unsterblichkeiten, eine jede wirklich ganz einzig in ihrer Art.

Noch einer Celebrität muß ich hier Erwähnung thun, die ganz einzig gewesen ist in ihrer Art; denn ihre Art war ganz einzig, das ist die Georges (Margarethe Saint Georges-Weymer), 1788 geboren, vor vierzig Jahren die dicke Hauptheldin im Theater der Porte S. Martin. Früher war sie der Glanzpunkt des Théâtre français, war dann, da sie herrliche Frauenreize besaß und dieselben als Darstellerin wohl zu benutzen verstand, der Glanzpunkt im Leben des ersten Napoleon, war noch der Glanzpunkt im Erfurter Congreß, dessen einzelne Mitglieder alle ihr gehuldigt haben sollen. Eine Unvorsichtigkeit ihrerseits machte Napoleon wüthend auf sie. Sie mußte schnell Paris verlassen und machte nun „furore“ in Wien und dann in Petersburg, wie sie das mit Bestimmtheit seit den Erfurter Tagen vorauswissen konnte. In Dresden anno 1812 verstand sie es gewandt, sich mit ihrem ersten kaiserlichen Liebhaber bei Gelegenheit einer Theatervorstellung wieder auszusöhnen. Sie durfte sogar wieder in ihre alte Stellung nach Paris zurückkehren. Später machte sie einen Abstecher nach London. Zurückgekehrt von dort ward sie die Säule der Bühne an der Porte S. Martin. Hier spielte sie seitdem alle Rollen des extravaganten neueren französischen Dramas, lange mit enormem Erfolg, namentlich solche Rollen, wie sie sie in der Lebenspraxis selbst gespielt hatte, bis die Pariser ihrer modernen Marion Delorme überdrüssig wurden. Sie durchzog nun mit einer ambulanten

Digitized by Google

Truppe Frankreich, Deutschland, Rußland. Was aus ihr geworden ist, kann ich nicht sagen. Sie ist förmlich verschollen wie ihr Urbild, jene erste Marion Delorme, die 134 Jahr alt geworden sein soll.

Ich citire diese Napoleonidin besonders deswegen, weil sie sich in anderen neueren und neuesten Erscheinungen wiederholt hat, in dieser und jener Chansonettensängerin und in der rothhaarigen Cora Pearl. — Möge Gott Frankreich und zunächst Paris bewahren vor solchen Messalinen, besonders aber vor deren Protectoren.

Das neue Paris besitzt ungefähr vierzig Theater, die alle je nach ihrer Lage und den vom Publicum erhobenen Ansprüchen ihren Specialcharacter und zum Theil ihre Moral haben, die sie vor sich selbst und dem sie besuchenden Volke verantworten müssen. Ich kann nicht weiter auf sie eingehen. Man müßte sie Alle einzeln studiren, was mir gewiß Niemand zumuthet. — Daß man sich in Paris um Offenbachiaden reißt, haben wir in Deutschland hinreichend erfahren und darin den Franzosen Nichts nachgegeben. Daß dem aber so ist zu beiden Seiten des Rheines, das ist sehr schlimm.

Auffallend ist es mir immer gewesen, daß in Paris im Verhältniß zu den Theatern so wenige Concerte sind. Das liegt aber in der ganzen Gemüthsanlage des Volkes. Man will nun einmal mehr sehen als hören. Wenigstens will man bei vielem Hören auch viel sehen, und wir dürfen es unbefangen aussprechen, daß die Pariser viel lieber Musik mit „lebenden Abbildungen" sehen, als sich dem Genuß einer edeln Musik hingeben. So lange die Franzosen Pariser und die Pariser Franzosen sind, werden sie mit viel größerer Rage ein Ballet wollen, als einem Concert lauschen. In dem kurzen Satze: „Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsae", liegt ein großes Pariser Geheimniß oder vielmehr eine

Digitized by Google

offene Wahrheit. Die Spectatummenschen sind das Publicum im Großen und Ganzen, die „Ipsae“ dagegen sind die zarte, schönere Hälfte dieses Publikums. Lassen wir dann noch die „Ipsissimae“ auftreten, diejenigen Schönheiten, auf die es am allermeisten ankommt, die Ballerinen und Statistinnen, unter denen man allerdings oft ideal schöne Mädchen findet: so haben wir die wichtigsten Ingredienzien zu einem Pariser Schaucongreß zusammengerührt. Im Theater, in den größeren Theatern, machen die Damen volle Toilette allerdings; doch ist dann nichts Uebertriebenes im Anzug, da die Frauen sehr gut wissen, daß sie nur für die „Entre-actes“ gut genug sind, und daß man, d. h. die Männer, doch mehr nach der Bühne schaut, als nach den Rängen, oder dem Rang, wenn dort nicht grade eine Celebrität sitzt, wie z. B. damals die beiden mehr als berühmten Schwestern Elsler, die dann wohl ungeheuer viel zum Besehen boten. — In einem Concert dagegen, wo nur das Publicum seine Schaurolle spielt, sind die ausgesuchtesten Toiletten, deren Inhaberinnen oder vielmehr Anhaberinnen dann zur vollsten Anschauung und Geltung gelangen.

Obenan im Concertreigen von Paris stehen natürlich die „Concerts du Conservatoire“, welche, wenn Paris sich in normalem Zustande befindet, vom Januar bis April gehalten werden, und zwar auch dann nur alle vierzehn Tage. Sie sind immer voll besucht; alle Plätze sind festgenommen, so daß es für einen Fremden schwer hält, nur einmal hineinzukommen. Es sind dort gegen 200 executirende Künstler, die sich ziemlich in gleiche Hälften für das Orchester und für den Gesang eintheilen. In der Woche vor und nach Ostern werden dort geistliche Sachen aufgeführt. Dort ist Alles in großem Styl angelegt.

Viel volksthümlicher ist Pasdeloup mit seinen „Concerts

Digitized by Google

populaires de musique instrumentale", welche aus den ehemaligen Concerten von Musard und Julien entstanden sind; in ihnen kommt der eigentliche Pariser Volkscharacter höchst eigenthümlich zum Vorschein. Das Programm ist immer unbegreiflich gemischt, kirchliche und weltliche Musik mit einander abwechselnd. — Damen ohne Herren haben keinen Eintritt. Deswegen kann man ganz unbefangen hingehen und sich Alles ansehen und anhören. — Früher war grade dort eine schöne Frauenwelt zu finden in dem schönen Rahmen einer geschmackvollen, nicht übertriebenen Toilette und der unbefangenen Pariser Sitte, die hier wenigstens nie von der Polizei bewacht zu werden brauchte. Von sonstigen heutigen Volksconcerten tieferen Ranges und all den Zaubergärten, in denen die Polizei dirigirt, kann ich Nichts sagen. Auch sind sie ja wohl schon längst, wie man hört, in großen deutschen Städten eingerichtet mit all ihrer internationalen Schönheit.

Seltsam ist es, daß man in Paris noch stabile, eigends zu ihrem Zweck gebaute Theater für Puppen- und Marionettenschauspiele vorfindet. Für die Kinderwelt sollen sie oft ganz wundervolle kleine Farcen darbieten. Dagegen hat unser gemüthlicher, eigentlich bei den Ultramontanen, den Italienern, heimischer Polichinello noch keine stabile Stelle in Paris eingenommen. Aber er zieht mit seiner freien Kunst, oft fast aristocratisch angethan umher, in den Champs-Elysées, im Garten der Tuilerien, im Luxemburgpark. Ueberall darf er auftreten; immer findet er ein dankbares Publicum. — Bei recht schönem Wetter, und je nach Stimmung und Individualität, mischt sich dieses Publicum, einzelne „Farceurs" oder „Gamins de Paris", in die Action ein und beginnt eine Unterhaltung u. s. w. mit Monsieur Guignol (Polichinello), etwa in der Art von Pasquino und Marforio in Rom; es entsteht ein wundervolles Bombardement von Calembourgs,

Digitized by Google

von Witzen, von Redensarten, und jeder Mitagirende sucht sich so gut zu wehren, wie er immer kann. Vor vierzig Jahren war es meistens die Nationalgarde, die furchtbar herhalten mußte, und zwar nicht nur bei Mr. Guignol, sondern selbst auf stehenden Bühnen. Im Theater des Palais Royal sah ich einmal ein Lustspiel: „Das Kriegsgericht"; es war der reine Mord. An Nichts erinnerte es mehr, als an die wundervolle „Injurie" in „Viel Lärm um Nichts". — Dieselben Menschen waren es, nur im Nationalgardenrock, und in Frankreich.

Aber genug von all' diesem Kunsttrödel, welchen Grades er auch immer sein möge! Alle Vorstellungen und Leistungen der Kunst endigen immer, wenn sie nicht an Sonntagen und im Freien vor sich gehen, ziemlich spät, fast immer nach Mitternacht, immer wenn die solide bürgerliche Gesellschaft schon zur Ruhe gegangen ist. Hat man von dem Kunsttempel einen weiten Weg nach Hause, z. B. von den Boulevards in das Quartier latin hinein, so kann man einen höchst wunderbaren Uebergang erleben. — Anfangs kann man kaum wegen all' der aus den Theatern kommenden Nachtvögel vorwärts marschiren. Man wühlt sich hindurch durch die lachende, schnatternde, trillernde und hüpfende Menschenwelt, die aber rapide abnimmt mit zunehmender Distanz von den Theatern. Mehr und mehr individualisiren sich die Gruppen. Dort ist es eine Familie, hier eine Freundesgruppe, da drüben ein friedliches Paar, Er und Sie. — Die Familie geht endlich gähnend oder lautlos gänsatim in ein und dasselbe Haus; die Freunde scheiden mit herzlichem Handschlag und Lachen von einander. Und da sagt denn auch Sie mit glockenreiner Stimme: „Bon soir, François!" — Er ruft „Bonne nuit, Marie" — husch ist sie in das Haus gehüpft, — Er summt sich mit der bekannten Volksmelodie: „Mon petit François", worauf ihn

Digitized by Google

Marie ja eben selbst noch zu guter Letzt gebracht hat, vollends nach Hause. — Und wir gehen über die Seine hinüber, an deren Ufern noch einige Fledermäuse lautlos umherhuschen.

Und jetzt stehen wir einen Augenblick still. — Ich bin in meinen rüstigen Jünglingszeiten manchmal Nachts gewandert, selbst durch einen Wald gewandert. Ich bin später, nur von einem französischen Reitknecht begleitet, in der Grashügel-Welt von Südbrasilien unter freiem Himmel gebettet gewesen; aber nirgends ist mir eine Einsamkeit so unheimlich einsam erschienen, wie die vom schlafenden Paris nach Oper, Ballet oder geselliger Soirée. — Dort im fernen transatlantischen Westen fühlt der auf dem „Campo" gelagerte Reisende, wenn er den ganzen Tag durch zwar menschenleere aber desto mehr vom friedlichen animalischen Leben tausendfach bewegte Scenerien geritten ist, so ganz besonders Gottes schützende Hand und Huld. Aber Nachts in Paris nach brausendem Tage, nach begeistertem, vom Kunstgenuß wunderbar angeregten Abend nun so urplötzlich im schlafenden, im scheintodten, im ausgestorbenen Paris! — wo jedes leisere Knistern, jedes Huschen, Husten, Räuspern, Niesen zur Vorsicht mahnt, das ist doch die furchtbarste Einsamkeit. Man geht mitten in der Straße, damit nicht aus dem düsteren Rahmen irgend welcher Hausthüre ein Subject in nächster Nähe heranspringe, und einem das verruchte Pechpflaster auf das Gesicht klappe, oder gar garottire! Also man gehe mitten in der Straße! Das ist nicht Feigheit, sondern zu Zeiten, je nach Oertlichkeiten und Stunden, z. B. von 1—3 Nachts, eine verständige Vorsicht. — Am fatalsten mag es aber dann wohl sein in so einer vollkommen ausgestorbenen Straße, wenn ein Entgegenkommender auch in der Mitte geht. Weicht man jenem aus, so könnte man sich verdächtig machen. Geht man stramm vorwärts, so macht man dem Andern auch noch keine Sicher-

Digitized by Google

heitserklärung. Und wer wollte endlich wohl gar umkehren? Man kränkt sich selbst damit; vor Allem aber ist dem Entgegenkommenden die Situation nicht im Mindesten aufgeklärt. Ist er vielleicht ein Polizist, so kann man ein Nachschleichen erleben, wie Prinz Kalaf mit dem alten Tartaglia. Ist er aber selbst kein Mann des Gesetzes, so hat er vielleicht an der letzten Ecke einen solchen gesehen und giebt ihm ein Zeichen, und die Geschichte wird immer complicirter. — Eine Friedensparole würde nicht ausreichen. Und wenn man die nun einmal vergessen hätte, und das Wort z. B. vom 31. December Abends noch am 1. Januar beim Morgengrauen im Munde führte? Da kommen in solcher Stadt seltsame Geschichten vor. — Ein urkomischer Vorfall ereignete sich zu meiner Studentenzeit in der Nationalgarde; wenigstens stand er in den Zeitungen. Zwei Nationalgarden kommen patrouillirend die Boulevards daher. Vor der Chaussée d'Antin treffen sie zwei Andere, die die Parole geben sollen. Sie rufen ein verkehrtes Wort und werden pathetisch arretirt. Bald darauf treffen die Tetrarchen der Nacht, als sie bei der Madeleine um die Ecke biegen, wieder zwei Nationale. Die geben eine dritte Parole. Da können die „Citoyens" doch das Lachen nicht lassen. Sie melden sich in der Tuilerienwache alle Sechs als Arrestanten und harren des Tagwerdens, um aufgeklärt zu werden. Das war aber unmöglich, und die Garden, „qui avaient bien mérité de la patrie" gingen nach Hause.

Uebrigens bemerkt man Nachts die Polizei gar nicht, obwohl sie überall zur Hand ist. Wunderbar bleibt es immer, wie todt Paris in einzelnen Gegenden für einzelne Nachtstunden sein kann. Wie still konnte es oft im Quartier latin sein trotz dem „tapage" der Studenten am Tage. Wenn ich mit meinem lieben Freund und Mitstudirenden Jean Flouch aus dem Theater jenseits der Seine gekommen war, und wir

Digitized by Google

Beide, animirt von so manchem herrlichen Kunstgenuß noch lange im offenen Balkonfenster verweilten, da lauschten wir wohl hinab in die stille Straße. Wie lange dauerte es manchmal, ehe irgendwo ein menschliches Wesen sich regte! Selbst von weit her konnte man Nichts vernehmen. Wir begriffen gar nicht, wozu denn eigentlich die hohen Häuser, die hohle Gasse, das dicht gebaute Stadtviertel da wären. Man sollte solche Schlafesstille in einer Millionenstadt gar nicht für möglich halten. — Doch muß man allerdings sich die Stunden aussuchen. Wenn z. B. auf dem Boulevard noch nach dem Theater Eis gegessen oder Spätkaffee genommen wird, schnarcht man großentheils schon auf der Rive gauche. — Und wenn auf dem linken Ufer schon beim ersten Morgengrauen die „Ramoneurs“ ihr singendes „De haut en bas“ rufen, schläft noch der ganze Boulevard von der Madeleine bis zur Porte S. Denis, und nur die Straßenfeger kehren mit ihren ungeheuer langen Besen das Terrain ganze Stunden früher, als die ersten „flaneurs“ erscheinen, um da und dort ihren „cafés“ zu trinken und zur Zeitung zu greifen, welche ihnen vor Allem melden soll, womit sie den Abend im möglichst ausgiebigen Genuß hinbringen können.



Digitized by Google

## X.

## Die Volksbewegung an den Sonntagen und Festtagen.

Wer sich mit dem Studium von Paris beschäftigt, wer selbst hinreist nach der großen Babel an der Seine, um das ganze Leben und Treiben dort mitzumachen und möglichst Theil zu nehmen an all' den Kunstgenüssen, wie ich deren so manche angedeutet habe, der mag wohl leicht zu dem Glauben kommen, die ganze große Stadt mit all' ihrem Volke sei nur zum Genusse geschaffen, und lebe jeden Tag herrlich und in Freuden, oder, um mich eines deutschen Sprichwortes zu bedienen: „Man lebe dort wie Gott in Frankreich."

Und wirklich, wer sich, angekommen in Paris, im Grand-hôtel einquartiert hat, vor sich den größten Boulevard von ganz Paris, neben sich die große Oper, hinter sich den Haußmann-Boulevard und die ewig lange Straße Lafayette, der mag wohl mitten in dem Colosseum des Genusses an das alte Römerwort erinnert werden: „Panem et Circenses."

Oder gar, wenn man im Grand-hôtel du Louvre an der Rue Rivoli wohnt! Auf der anderen Seite der Straße den an Kunst so unerschöpflichen Louvre, — zur Seite den Platz des Palais Royal, unmittelbar daran den genannten Palast

Digitized by Google

selbst, hinter dem Hotel die Rue S. Honoré, — nun, an was kann man da anders denken, als an den Genuß, sei es beim Lucullusmal der „table d'hôte", sei es in den Hallen der Venus von Milo oder im Salon carré, sei es im Tuileriengarten, oder Abends unter den Arcaden des Palais Royal, in der Passage d'Orleans, im Théâtre français oder im Schauspielhaus des ehemaligen „oiseau bleu", im Théâtre du palais Royal? Was kann man da anders wollen und müssen als genießen mit allen Sinnen und allen Vibrationen einer tausendfach angeregten Menschenseele? — Und machen uns Fremden nicht die Pariser selbst dieses Genußleben vor, wenn sie da rennen und reiten und fahren und kutschiren und gaffen, laut und leise, ernst und lachend, applaudirend oder revoltirend, — thun sie etwas anderes als genießen?

Irrthum, ungeheurer Irrthum! — All dieses Kommen und Gehen ist doch nur, wenn auch manchem Tausend von Menschen, Männern und Frauen, der Ausdruck eines gewissen geschäftigen Müßigganges eigen ist, eine aus einer vollen, ja der allervollsten Thätigkeit resultirende Fluctuation. Diese hin- und hergehende Agilität, dieses fast eidechsenartige Aufundniederhuschen der Individuen ist vielleicht nicht der massenhafte Menschenstrom von London, der Morgens in einer bestimmten Richtung zur Arbeit hintreibt, und gegen Abend in derselben Gegend von der Arbeit zurückfließt, — in Paris, sage ich, ist es nicht diese einheitliche Massenbewegung Londons, welche die Straßen belebt, es ist vielmehr die in das Unglaubliche individualisirte Circulation durch einander, von der man umwirbelt wird, — aber doch haben die Meisten dieser scheinbar ganz planlos kommenden und planlos gehenden Menschen wirklich etwas zu thun, — wirklich thun sie etwas, und ihr scheinbares bewegliches Nichtsthun ist ein nothwendiges Moment ihres Thuns. — In Paris wird, — ich sagte es



Digitized by Google

schon früher —, ungeheuer viel gethan, gearbeitet, tüchtig, schnell, flink gearbeitet vom Morgen bis in den Abend und in allen nur möglichen Handwerken und geistigen Thätigkeiten. Ja, ich behaupte es dreist, der Pariser ist der fleißigste Mensch von der Welt, der normalste Arbeiter.

Auch nach dieser Richtung hin die Volksbewegung zu betrachten, wäre höchst interessant. Wir müßten aber da eine Menge großer und kleiner Officinen durchsuchen, — Schuster, Schneider, Schmiede, Menuisiers und Ebenisten, Goldschmiede und Papparbeiter, Stickerinnen und Hutmacherinnen, — nun mein Gott, die ganze Welt müßten wir in all' ihren kleinen Fächern, Schiebladen und Pappschachteln aufsuchen, wenn wir Pariser Arbeit und Pariser Arbeiter kennen lernen wollten, um vor ihnen die allergrößte Achtung zu gewinnen. „C'est tout comme chez nous", würden wir vielleicht sagen, — oder vielleicht nicht unbedingt sagen; denn allen Ernstes glaube ich, daß man bei uns in Deutschland nicht so emsig, nicht so fleißig arbeitet, wie in Paris.

Lassen wir das aber dahingestellt sein! Wir wollen den Parisern nicht weiter folgen in ihren Werkstätten und in ihren Werktagen, und keine Pariser „Werke und Tage" in Hesiodischer Weise schreiben. Sonntag soll es sein, Sonntag und Festtag in Paris unter dem schönen französischen Himmel, ganz nach Art der Romanze:

„Quand tout renait à l'espérance,
Lorsque l'hiver fuit loin de nous,
Sous le beau ciel de notre France,
Quand le soleil devient plus doux,
Quand la nature est reverdie,
Quand l'hirondelle est de retour" etc.

Und an solchem Sonntag, an solchem Festtag, unter solchem Himmel, in solcher von Natur und Kunst gleich liebevoll um-

Digitized by Google

rahmter Pariser Welt ist es eine Wonne, ein Zauber, der wirklich erlebt, oft, vielfach erlebt werden muß, wenn er seine volle Geltung gewinnen soll und behaupten im Herzen selbst noch des Ausländers, des Fremden, des Deutschen. — Ja an solchem Sonntag der allgemeinen Freude, des allgemeinen heiteren Lebensgenusses begreift man es, daß so ein ganzes Familienhaus die liebe lange Woche recht eigentlich „viribus unitis“ arbeitet, thut und schafft, um den Sonntag und für den Sonntag verdient zu haben, um recht eigentlich Himmel und Erde zu genießen. Im Osten und Westen bin ich gewesen, im Süden und im Norden, — aber an Sonntagswonne habe ich Niemanden es dem Pariser zuvorthun gesehen. In England, in London büßt man den Sonntag in Sack und Asche hin, um dem lieben Herrgott ein frommes Herz zu zeigen, — in Frankreich, in Paris sucht man nach kurzem Morgengottesdienst demselben lieben Herrgott den ganzen Tag etwas vorzujubeln, als ob er ein ächter „Pater familias“ wäre, der an Nichts mehr, als an der Freude seiner Kinder Freude finde. Wenn erst einmal der Tunnel zwischen England und Frankreich fertig ist, und man am Sonntagmorgen im todten London in den Eisenbahnzug steigt, um im fidelen Paris am Sonntagnachmittag auszusteigen, man wird seinen Augen und Ohren nicht trauen. Zu den beiden Seiten des Kanals sind sie doch Christen, und beide Menschheitsfractionen haben doch einen und denselben Sonntag! — Sonderbar sind sie doch, diese Katholiken und diese Protestanten. Und doch glaubt Jeder allein Gott recht zu dienen!

Wenn die Osterglocken läuten über Paris! Am Ostermorgen möchte ich jede Christenseele in einiger Nähe von Notre Dame einlogirt wissen! — Noch ist es nicht Tag; noch regt sich Niemand im Quartier! Da erwacht um 3 oder 4 Uhr der ungeheure Bourdon oben im Thurm von Notre Dame.

Digitized by Google

Da brummen seine langsam sich wiederholenden tiefen Baßtöne längs beider Seineufer hin und wecken sich ein ganzes Glockenmeer wach. Nun S. Severin, nun S. Sulpice, nun S. Eustache, nun noch der „Carillon“ neben S. Germain l'Auxerrois! Das ist ein so ernster, bald so fröhlich werdender Glockenjubel des Auferstehungsmorgens, daß man vor Freude nicht zu bleiben weiß. — Nur in Venedig, am Marcusplatz wohnend, erlebte ich einen gleichen Ostermorgen.

Und nun werden auch die Menschen wach, aber nicht um auf dem Markt und im Gewerk des Lebens zu hantieren und zu feilschen. Nun kommen von da und da her reinlich und zierlich geputzte Schaaren, — die Einen wallfahrten nach S. Sulpice, aus der ihnen schon die mächtige Orgel entgegenbraust, — oder sie suchen S. Eustache auf, weil dort eine gesungene Messe gehalten wird; auch S. Roch ist ihnen lieb, wo vor drei Tagen der Heiland ins Grab gelegt ward. Die Madeleine empfängt eine vornehme Finanzwelt, — kurz, die Menge der Gläubigen, die so hin- und herströmen, ist unendlich, Alle feierlich aber doch froh bewegt, denn der Herr ist auferstanden! Und wirklich muß man das in einer großen, weiten, katholischen Kirche erleben. — Früher war große Parade am Ostersonntag. Wie es jetzt damit ist, weiß ich nicht. Aber es mag wohl noch so sein.

Und da nun die Menschheit einmal im Festornat ist, so sucht sie an solchem Festtage besonders die Museen auf. Nun, man ist da freilich am genaueren Betrachten etwas behindert, aber man hat dafür einmal gleichsam in Salonform eine ganze Menschheit zu betrachten. Täppisch und ungehörig trifft man Nichts. Einfach und schlicht gehalten bewegt sich vieles umher. Aber das Meiste ist festornatlich angethan; man ist in einer großen, unbefangen sich bewegenden Gesellschaft, sei es im Luxemburgpalast, sei es im Louvre, — bald umrahmt

Digitized by Google

von wonnigen Bildern, bald hinwandelnd zwischen den herrlichen Marmorwerken. — Wer einmal so einen Tag erlebte in seinem vollen Glanze, wird ihn immer mit Freuden, ja ich möchte fast sagen mit Entzücken in der Erinnerung wieder erleben.

Und nun erst gar am Nachmittag, am Osternachmittag, „quand le soleil devient plus doux", wie es im Normandieliede heißt!

Der „Stille Freitag" und der Ostersonntag bilden, scheinbar einander ähnlich in Paris, dennoch wunderbare Gegensätze, zu deren Beobachtung man nach den Champs Elysées hinwandern muß.

Von der kirchlichen Weihe am Stillen Freitag habe ich schon oben andeutend geredet. — Ganz profan wird der Tag aber außerhalb der Kirche, in den Champs Elysées. Dort ist der sogenannte Tag von Longchamps. Er ist entstanden aus einer ehemaligen Kirchweihe des nahen Ortes von gleichem Namen. Aber jetzt ist weder an Kirche, noch Weihe mehr zu denken. — Die langweilige Festlosigkeit des Charfreitags aber mußte doch etwas weniger fühlbar gemacht werden. So entstand und entwickelte sich mehr und mehr die weitberühmte Corsofahrt am „Stillen Freitag" durch die Elyseischen Felder.

Aber auch sie ist von der Providenz abhängig. Je früher Ostern, also auch der „Stille Freitag" fällt, je weniger Jahreszeit und Wetter an dem Tage freundlich sind, desto ungenießbarer ist die Corsofahrt, im ungekehrten Falle aber desto großartiger und buntfarbiger die ganze Geschichte. — Noch mehr hat die politische Stimmung Einfluß. Das Königthum, das Kaiserthum mit all' seinen Satelliten und Parasiten ist absolut nothwendig zur Corsofahrt am „Stillen Freitag". Die wirkliche Republik mit einem im Hintergrunde

Digitized by Google

lauernden Communismus, ein nüchternes Septenat mit seinen sieben mageren Kühen und der absoluten Abwesenheit aller ausländischen Pharaonen — sie dienen nicht dazu das Fest von Longchamps glänzend zu machen. — Prachtvoll erlebte ich die Corsofahrt zur Zeit von Louis Philipp. — Wie kamen da all' die glänzenden Equipagen über den Carrouselplatz herangerollt, zumal von der Rue Rivoli her, um in die breite Mittelallée der Elyseischen Felder einzubiegen und dann immer rechts fahrend bis zum Triumphbogen der Étoile hinunter zu coquettiren und auf der anderen Seite wieder zurückzukehren, während die Mittelbahn für die Fürstlichkeit, für Reiter und Reiterinnen offen gelassen wurde! — Da gleißt und glänzt und paradirt und coquettirt aber auch Alles. — Edle Rosse, prächtiges Zaum- und Sattelzeug, Kutschbock mit Franzen und Nationalfarben und Wappen, ein imposanter Kutscher mit seinem Amanuensis, Beide bis zur förmlich starren Würde inthronisirt wie zwei Memnonen, — und nun erst gar hinter ihnen die Herrschaften selbst, die Unaussprechlichen! Ernst, Würde, Macht, Göttlichkeit würden annähernd die Ausdrücke sein, die man auf sie anwenden könnte. Hinter ihnen dann wieder die Dienerschaft, — groß, imposant!

Doch das ist immer noch nicht der Hauptkern des Corso. Der steckt ganz wo anders. Der „Stille Freitag" ist in Paris dazu bestimmt, die Frühlingstoilette festzustellen; und die Fahrt in die Champs Elysées ist die Parade, auf der die große Parole ausgetheilt wird. All' die herrschaftlichen Damen sind nur Illustrationen zu dieser großen Parole, die von der Göttin Mode gegeben wird. Im Dienst dieser einen einzigen Göttin bewegen sie sich alle umher, all' die Staatswagen und Potentatinnen. — Einige Wagen waren wirklich herrlich damals zur Zeit meiner Studien. Am auffallendsten war der König von Neapel mit seinem Gefolge, — ein einzelner Reiter vor-

Digitized by Google

auf, das herrliche Vierspann mit rothen Vorreitern, Bedienten, Kutschern, so waren zwei Wagen in ganz gleicher Art! „Le voilà le gros de Naples!“ rief ein respectwidriger „gamin“, und man lachte von Herzen; wirklich war der König etwas gros, und damals war der genannte Stoff ja auch „en vogue“. Eine Menge Reiter und Reiterinnen, ächte Adjutanten der „Mode“, die heute den Ton angab, galoppirten auf und ab. — Imposant machten sich neben ihnen die berittenen Municipalgarden, die überall Ordnung hielten und viel hin- und herflankiren mußten, nicht weil absichtliche Unordnungen vorkamen, sondern weil die Ordnung wirklich schwer aufrecht zu erhalten war.

Zu beiden Seiten der Avenue strömen denn auch Tausende von Fußgängern auf und ab, ein Chaos, was sich gar nicht analysiren läßt, obwohl man alle nur denkbaren Sprachelemente zu hören bekommt. Aber bei solchem Strom giebt es wirklich keine Individuen mehr, es giebt nur noch Massen, Fluthen, Wellen und Wogen von Menschheit, und damit muß man sich begnügen.

Und wenn man nun bis zum Bogen der Étoile geströmt oder geflößt worden ist wie ein Stück Treibholz auf dem Amazonenstrom, und sich dann umwendet vor der mächtigen Halle, — der Anblick! Die ganze Bodenconfiguration der Champs Elysées bildet einen leichten Eindruck, eine Art Sattel von einer halben Meile Länge. So kann man denn den ganzen Strom von Wagen und Fußgängern vollkommen gut übersehen, bis das Auge endlich an dem fernen Abschluß der Scenerie, an den Tuilerien, haftet. — Ja, das ist ein wunderbarer Anblick! Ueber Hunderttausende schaut man hinweg, die von dem ersten Grün des Frühlings, wenn der „Stille Freitag“ nicht gar zu früh fällt, umgeben und überdacht sind. So einen Anblick kann fast nur Paris gewähren. „Was

Digitized by Google

kraucht da in dem Busch herum?" würde auch wohl hier jener Landwehrmann staunend gefragt haben.

Und doch macht sich dieses Treiben in großem Style, abgesehen davon, daß es am „Stillen Freitag" eigentlich scandalös profan ist, noch viel gemüthlicher, wenn es erst rechter wirklicher Frühling geworden, wenn es erst wirklicher Sommer ist, und nun ein Jeder im Vollgenuß seines Daseins kommt und geht nach Lust und nach Belieben, und nicht gezwungen ist, immer nur Wagen und Lakaien und so einen „Gros de Naples" anzugaffen. — Man fange da nur einmal mit dem Tuileriengarten an! — Alles, was Paris nur Elegantes und Vornehmes, besonders Reizendes und Zierliches hat, das wallt und wogt und webt da umher unter den Bäumen und um die Bassins und Statuen, Herren und Damen, Jung und Alt, daß es unmöglich ist, irgendwo in der Welt einen reizenderen Anblick zu haben. Alle Nationen treffen dort zusammen zum großen Volksjahrmarkt, — der Engländer gurgelt und tätscht die Sprache von Albion, die Russen schnurren ihre Consonanten ohne alle Spur eines Vocales, spanisches Gelispel und Gezischele hört man nah und fern; alle Augenblicke schlägt eine deutsche Rede gleichmäßig an Ohr und Herz; — aber immer sind es — denn man ist ja nun einmal in Paris — die Französinnen, die mit all' ihrer Anmuth, Fröhlichkeit und Unbefangenheit prädominiren. Kinder, junge Mädchen, junge Mütter, — nirgends sind sie mehr zu Hause, als im Tuileriengarten am Sonntagnachmittag! Den haben sie sich erobert durch eine lange, gewiß mühevolle, gewiß entbehrungsreiche Woche, — und nun ist diese lange Woche beendet, nun sind diese Mühen abgethan, nun haben diese Entbehrungen nie existirt, — nun sind diese lieben Gottescreaturen selbst die Schwalben geworden, die da hin- und herzwitschern: nun sind sie selbst die Blüthen, die „sous ce beau

Digitized by Google

ciel de notre France“ die Sonnenstrahlen des Daseins einschlürfen und es keinem Schmetterling übel nehmen, wenn er um sie herumflattert! — Ja, es giebt nur einen Tuileriengarten und für ihn nur eine einzige Mädchenwelt!

Aber diese freudige Volksbewegung, diese fröhliche Sommerbewegung kann es an den längeren Tagen auch nicht einmal mehr im Tuileriengarten aushalten; er ist den Leuten doch zu eng. Und nun fluthen sie hinaus aus dem unteren Ausgang, der von den beiden herrlichen Gruppen des Mercur und der Fama bezeichnet ist, beim Obelisken vorbei, um die muthwilligen Fontainen herum, — sie selbst wie neckische Fontainen in sprudelnder Laune, und suchen die Champs Elysées wieder auf, wo sie am Eingang schon wieder mit den von der Rue Rivoli und den von der Rive gauche kommenden Fröhlichen zusammenströmen.

Da ist es ganz anders unter den Bäumen. Die eleganten Equipagen mit den Vornehmthuern sind nur Zuthaten, sind nur Nebensachen. Heute ist die ambulirende Menschheit sich allein Zweck und Ziel in des fröhlichen Sommerdaseins verwegenster Bedeutung. — Wie oft sind wir „juvenes“ aus dem Latium auf dem linken Seineufer mit den Fröhlichen dort fröhlich auf- und abgewandelt, und immer gab es was Hübsches, Reizendes, Interessantes und oft Urkomisches dort zu sehen, zumal wenn eine besondere Gelegenheit, Königs Namenstag oder Julitage, sich hinzugesellten. — Auch wir ließen da die herrlichen Equipagen mit den Vorreitern in blauem Sammet oder in weißem Atlas und mit den niedlichen Gesichtern der Insassinnen vorbeijagen, und ergötzten uns an den Specialitäten.

Es wimmelt da von Seiltänzern, Charlatans aller Art; Musikanten u. s. w., — man möchte den Verstand verlieren. — Wir gehen einmal in eine Fechtbude. Da tritt eine Amazone

Digitized by Google

auf und fordert Jeden auf Stoß heraus. Es kommt ein junger Ouvrier, der, wenn auch nicht brillant, doch sehr nett und ungemein zierlich stößt, etwas „farceur“ dabei, aber das gehört dazu. — Das Mädchen ist lange nicht so gewandt, fällt ungeschickt aus, parirt mittelmäßig, wird aber doch applaudirt. Dann kommt ein Mann mit Holzsäbeln. Wieder ein junger Arbeiter stellt sich ihm, und Beide klopfen unter vielen Luftsprüngen, Wendungen und Krümmungen auf einander los, — man kann nichts Patenteres sehen. Der junge Arbeiter zieht aber doch den Kürzeren, trotz aller Grazie und des schulgerechtesten Anstandes. — Für einen Deutschen ist immer das Stockfechten am interessantesten. Die Stöcke sind etwa 5 Fuß lang und $^3/_4$ bis 1 Zoll dick. Der Fechtbudenmeister fordert wieder heraus und findet sogleich wieder einen Gegner, einen jungen Arbeiter. Und nun entwickeln beide Fechter eine fabelhafte Gewandtheit; oft sieht man die Stöcke gar nicht; besonders ist dann wohl der junge „ouvrier“ des Teufels, so gewandt und graciös, als ob er bei dem ersten Fechtmeister seine Schule gemacht hätte. Oft deutet er den Hieb nur an, z. B. auf den Kopf, ohne ihn auszuführen, so daß man die Ueberlegenheit des Fechtenden anerkennt. Ueberhaupt macht sich das ungemein zierlich und ritterlich, daß jeder Fechtende, wenn er der Getroffene ist, mag auch das Publicum das gar nicht merken, durch eine kleine Verbeugung oder Handbewegung dem Sieger den kleinen Vortheil selbst anzeigt und zugesteht. — So wird das ganze Stockfechten mit all' seiner Wildheit, mit all' seinen Volten und Sprüngen zur allergewandtesten und zierlichsten Körperbewegung. Ob nicht aber doch bei aller Ritterlichkeit im Vermeiden eines treffenden Schlages manches bläuliche Fleckchen mit nach Hause genommen wird, darf kaum bezweifelt werden.

Unmittelbar neben solcher Fechtarena ist dann wohl eine

Digitized by Google

andere Speculation, — eine junge Belgierin von 16 Jahren, die 315 Pfund wiegt. Eine dicke Schwedin wiegt noch mehr; die ist aber auch schon älter. Wenn die besehen und verschwunden sind, kommt das Extrem: Zwei Kerle kommen und führen einen Todtentanz auf. Sie haben das Gesicht wie einen Schädel gemalt; sie sind so mager, lang und schlackerig, daß man schwören möchte, sie seien Skelette; der Eine kann so perfect mit den Zähnen und Händen klappern, und hat dazu seine mageren Füße bis halb zum Knie herauf so vollkommen knochenartig gemacht, denn Fleisch ist an dem ganzen Kerl nicht, daß man mit Entsetzen zusieht und an Goethe's Gedicht denken muß: „Es schauet der Thürmer um Mitternacht herab auf die Gräber in Lage."

Und nun die Voltigeurs, Feuerfresser, Degenverschlinger, Dudelkasten, — die Schlachtenaufführungen der Soldaten, besonders afrikanische Schlachten, wozu man alle denkbaren Spahis, Zuaven, Zephiren, viele mit ihrer Katze auf dem Tornister paradirend, herangeschleppt hat, — die Tanzböden, die 6 bis 8 Orchestertribunen mit voller Blasmusik haben! — Man kann es stellenweise gar nicht aushalten, freut sich, wenn man aus dem Tumult heraus ist, und geht doch, weiß es Gott, am folgenden Tag wieder hin. — In einer Art von Verzweiflung schrieb ich mir in mein Tagebuch (26. Juli 1836): „Heute Abend waren wir wieder dort. Welche Menge wogt doch auf und ab in den Champs Elysées! Und doch gehen erst morgen die Festtage an. Man weiß vor Skandal und Lärm und Gedudel und Gequicke gar nicht zu bleiben; es ist gradezu entsetzlich. Alles, was es nur Erdenkliches giebt an Charlatanerie und Marktschreierei, hat seine Bude aufgeschlagen, und man möchte glauben, die große Nation habe ihre Narrenhäuser aufgethan für die Julitage."

Und doch liefen wir alle drei Julitage hinaus in die Im-

Digitized by Google

possibilität. Am Abend des dritten Julitages wäre es aber doch fast rathsam gewesen, zu Hause zu bleiben. — Unter vielen anderen öffentlichen Bauten war an dem Tage auch der berühmte Triumphbogen an der „Étoile“ eingeweiht worden, und der Bogen prangte ganz freistehend, zum ersten Mal in der vollen Pracht seiner aufgedeckten Verzierungen, von denen wir gleich etwas sagen werden. — Ungeheure Menschenmassen strömten dorthin. Es wurden große Militairpantomimen aufgeführt, der Feldzug in Egypten dargestellt mit Pyramidenluxus und Wüstenbildern. In der Nähe des riesigen Triumphbogens war es zum Erdrücken voll. Der ganze Platz war mit einer Balustrade umgeben, auf welcher 96 Fahnen mit eben so vielen Namensschildern gewonnener Schlachten paradirten. Ueberall hingen rothe und weiße Lampen; acht Orchester quälten sich der Reihe nach ab, das Publicum mit Musik zu morden. — Oben vom Bogen der „Étoile“ wehte eine Unzahl von Tricoloren herab; Alles war überladen mit Glanz, Farbe, Fahnen. Wahrhaft imposant machte sich die Aussicht aus dem Bogen heraus bis zu den Tuilerien hin. Millionen Lichtflammen illuminirten die ganze „Avenue“ bis zum Concordienplatz. Der bewölkte Himmel glühte dunkelroth; es muß von fern ausgesehen haben, als brennte Paris ab. In wundervoller Herrlichkeit strahlte von drüben her die Illumination des Invalidenhauses mit dem Dom; man sah einen Feeenpalast aus lauter blitzenden Perlenschnüren. — Meine Schlußnote des Abends lautet (29. Juli 1836): „Der Regen hätte nur nicht sein müssen, aber doch machte er sich komisch. Die Frauenwelt bekam ein Originalansehen; sie wurden Alle in ihren dünnen weißen und hellrothen Kleidern, die für die Hitze der Julitage berechnet waren, bis auf die Haut naß. Je blühender und voller die Schönheit war, desto mehr sah sie aus, wie eine aus dem Wasser gezogene Katze.

Digitized by Google

Mehr als einmal konnte ich nur mit Mühe mich des Lachens erwehren, wenn die schöne Welt, bis zum Knie beinahe das leichte Festtagsröckchen aufgeschürzt, mit wahrer Todesverachtung durch den lauwarmen Brei wadete und dem lieben Herrgott mit seinem aufgeweichten Erdboden muthwillig Trotz bot."

Auf dem „Pont de la Concorde" fing es nun an zu knattern und zu ziſchen, als ob dort ein Vulkan aus der Seine aufſtiege. Die ganze Brücke ſpie Funken; Raketen, Schwärmer und Leuchtkugeln in allen Farben ziſchten wie wilde Teufelsbrut durch die Luft und praſſelten nur deſto mehr, je mehr der Regen zunahm. — Auf der Rive gauche waren Kanonen aufgefahren, aus denen mit merkwürdiger Schnelle faſt wie ein Lauffeuer ſchauderhaft geſchoſſen ward. Die ganze Erde erbebte und ſtöhnte förmlich, es war ein vollkommenes Schlachtgemälde, glücklicher Weiſe ohne Verwundete; denn das weithin ſich ziehende Schreien war der Applaus von Hunderttauſenden. Von allen Paläſten antwortete das Echo. Der ganze Quai d'Orsay ſchien zu brennen und zu glühen; es ſah oft wirklich ſchrecklich aus. Zweimal ziſchten dazu ganz purpurrothe Roſen durch das dampfende und donnernde Chaos hindurch, ſo daß Himmel und Erde in Lohe aufzugehen ſchienen. Das Schlußſtück war wirklich furchtbar. Eine ungeheure Anzahl von Raketen, Schwärmern, dreifarbigen Leuchtkugeln ſchoſſen ganz momentan gleichzeitig und divergirend empor, die Batterien gaben ein Pelotonfeuer, das Volk ſchrie, man rannte gegen einander an, denn der tolle Spuk drohte dem Menſchenchaos auf die Köpfe zu fallen — — und das Feuerwerk, die Julitage, das ganze dreitägige Feſt war aus, zu welchem noch zu guter Letzt alle vier Elemente redlich contribuirt hatten. Ein freundlicher Nachthauch trieb jetzt die ganze undurchdringliche Schicht von Pulverdampf über den Concordienplatz und die Champs Elysées hin, und nun fingen die Hunderttauſende an

Digitized by Google

zu husten! Links und rechts, hüben und drüben ward gehustet, — gehustet und geniest. Und wer nicht gezwungen war zu husten und zu niesen, der nieste und hustete freiwillig mit aus zarter Rücksicht für das große Ganze.

Und am nächsten Tage brachte der Charivari die Verlustlisten, nicht von Menschenleben, sondern von Toiletteſtücken der Frauenwelt, all' die zarten Sachen und Sächelchen vom kleinen Hut an bis zu den Schuhen und Strümpfen hinunter, in welche die holde Frauennatur verschämt und anmuthig sich einzuschleiern pflegt. Unaussprechliche Necessitäten standen in der Charivariliste.

In ähnlicher Weise ward damals der Louis-Philipps-Tag (1. Mai) gefeiert, aber viel maßvoller, gewissermaßen aristokratischer. Das Feuerwerk war auf dem Concordienplatz selbst. — Innerhalb einer halben Stunde wurden nach annähernder Schätzung etwa 10,000 Raketen, 300,000 dreifarbige Kugeln und 100,000 große weiße Leuchtkugeln in die Nacht hinausgeworfen, während das feste Feuerwerk an den Gerüsten gar nicht unterbrochen ward. Das Schlußstück allein, was keine drei Minuten dauerte, sollte aus 5000 Raketen, 20,000 Schwärmern und 40,000 bunten Leuchtkugeln bestanden haben. Allerdings war es förmlich betäubend. — Das Grundwesen aller französischen Feuerwerke ist eben das, daß in möglichst kurzer Zeit möglichst viel abgebrannt und möglichst viel Knallfeuer gemacht werde.

Aber solche Tage, obwohl sie Alles bieten, was an Volksbewegung in den Champs Elysées nur vorkommen kann, erscheinen mir doch immer wie Excesse, wie Lustdelirien, wie allgemeine Orgien, und wir können sie gern entbehren. Grade an den Sonntagen, wenn in den genannten „Feldern" gar nichts Besonderes „los ist", grade dann ist ihre Volksbewegung am interessantesten, am anmuthigsten, weil am maßvollsten.

Digitized by Google

Das wandelnde Publicum, und die auf gemietheten Stühlen sitzende Gesellschaft sind dann wohl die einzigen Factoren des reizenden Sommerdramas, des beginnenden Sommernachtstraumes. Man weiß nicht, ob die Wandelnden die in langen Reihen dasitzenden Herren und besonders Damen als Ausstellungsgegenstände ansehen und sich daran freuen, oder ob die Sitzenden ihrerseits das spazierengehende Publikum für eine Festcolonne halten, die nur deswegen aufmarschirt, um gesehen zu werden.

Allerdings machen die meisten Spazierengehenden beim Triumphbogen der „Étoile“ Halt und kehren dort wieder um, als ob er die gewaltige Meta des Pariser Stadium wäre, neben welchem die berühmte Rennbahn von Olympia von verschwindender Kleinheit ist. — Wir aber müssen diese riesige Meta, den Triumphbogen der „Étoile“, uns etwas genauer ansehen.

Wirklich riesig ist der „Arc de triomphe de l'Étoile“. Aber doch paßt hier das Adjectiv nicht zu dem Substantiv. Das Riesige ist immer im Verdacht, unschön zu sein. Der bezeichnete Bogen aber ist wunderschön, mächtig, imposant, und dabei großartig schön gelegen! „Welch ein kühner Gedanke — so steht der Bogen skizzirt in meinem Tagebuche —, welche wundervolle Ausführung einer großen Architecturidee! Der ganze Bau ist 133 Fuß hoch, 138 Fuß breit, 68 Fuß tief. Die mittlere Arcade ist 93 Fuß hoch, der edelste Bogen, den man sich nur denken kann, bei einer Spannung von 45 Fuß. Die beiden Seitendurchgänge sind 50 Fuß hoch und 26 Fuß breit, so daß man den Bogen beinahe einen Janusbogen nennen könnte. Die herrlichsten Stuckarbeiten zieren den Bau; es ist die sinnigste Zartheit mit der imposantesten Pracht und Allmacht vereint, die man nur dann fassen kann, wenn man dort steht, wo sich jener weite Linden-



Digitized by Google

kreis um den Bogen herum ausdehnt. Wir sahen durch den Bogen hindurch, durch die Elyseischen Felder! Der Himmel war mit grauen Wolken bezogen, die eilend dahinsegelten, so daß man die wildflatternde lichtfarbige Tricolore auf der Kuppel der Tuilerien scharf erkennen konnte" u. s. w. — Alle Sculpturen, sowohl die größeren, hervortretenden, wie auch die Basreliefsfelder und Friese sind meisterhaft gearbeitet, — das Eine oder das Andere manchmal etwas unruhig, — nun, es ist die „gloire" der Franzosen damit ausgesprochen, und die darf schon etwas unruhig laut sich geberden!

Im Jahr 1806 von Napoleon angefangen zur Verherrlichung des ersten Kaiserreiches, blieb der Bau manchmal etwas liegen, bis Louis Philipp ihn weiter führte und im Jahr 1836 vollendete, so daß er am 1. Mai eingeweiht wurde. — Er ist ein Bogen von ganz eigener Art, und hat kein vorausgehendes Muster, dem er nachgebaut wäre. Wenn wir uns aber doch nach einem Vorbild in Paris umsehen sollen, so könnten wir, „si parva licet componere magnis", etwas an die Porte S. Denis denken. — Mit dem Arc du Carrousel, dem Septimius-Severus-Bogen, wollte Napoleon offenbar die römische Kaiseridee nach Paris bringen und einheimisch machen. Mit dem Triumphbogen am „Stern" wollte er an die Porte S. Denis, an den „Ludovicum Magnum" erinnern, den er ja in so vielen Dingen gern copirte, aber freilich in demselben Maßstabe, wie der Napoleonsbogen am „Stern" den Ludwigsbogen am Boulevard S. Denis in allen Dimensionen übertrifft.

Ehe wir der festlichen oder sonntäglichen Volksbewegung vom berühmten Triumphbogen an der „Étoile" weiter westlich folgen, müssen wir aber doch noch einer Anlage gedenken, welche zwar auch von solcher Volksbewegung berührt wird, aber doch in viel geringerem Grade, und selbst auch nur von

Digitized by Google

einer gewissen aristokratischeren Gesellschaft, so daß diese Anlage viel weniger populär ist. Ich meine den noch innerhalb der Ringmauern von Paris liegenden Parc de Monceaux. — Wenn ich aber damit die Champs Elysées ein- für allemal verlassen will, so muß ich doch noch zweier Stätten Erwähnung thun, die eine gewisse Rangstellung dort eingenommen haben. — In den Elyseischen Feldern liegen noch, und zwar links von dem Hauptweg der Industriepalast, und rechts davon der Elyséepalast. Mit wenigen Worten können wir beide abthun.

Als die große Industrie-Ausstellung in Paris zur Zeit des eben durch Verrath geborenen und in Blut getauften zweiten Kaiserthums aufgekommen war, ward das Palais de l'Industrie von 1852 bis 1855 erbaut aus Stein, Eisen und Glas. Im Jahr 1855 sah ich es von außen fertig, aber noch uneröffnet, eine ungeheure Längsfaçade von ungefähr 800 Fuß, die Seitenfaçaden ungefähr 400 Fuß. Bei aller Ausdehnung ist das Riesengebäude das monotonste und langweiligste von Paris, vielleicht zweckmäßig zu Ausstellungen, aber nicht im mindesten vergleichbar mit dem Sydenhampalast in London, oder anderen ähnlichen Constructionen in London. — Wenn man es doch von vornherein stehen lassen wollte, hätte man etwas ganz anderes erreichen können. Sehenswerth ist es immer. Seit der berühmten Ausstellung von 1855 dient es zu allen möglichen Zwecken und Schaustellungen von Gesellschaften und Unternehmungen', die sonst kein Local finden können. Auch allerlei permanente Expositionen finden sich dort. — Wohl kann man sagen, daß mit diesem Palast die ganze unberechtigte Farce des zweiten Kaiserthums anfing, in einer Zeit, wo man wirklich an eine neue Dynastie glaubte, und die Welt den Pharaonen vom Seinestrand wirklich anbetete. Seltsame Geschicke! Als ich 1855 dort vorbeiging,



Digitized by Google

stand eine lange Menschenavenue dort, — Er sollte kommen! Als ich 1870 im October vor der Wilhelmshöhe stand, sollte er wiederkommen; derselbe Mann war wieder der Brouillard von Straßburg geworden und schrieb sich wieder mit einem kleinen e. — Aber die Welt hat er doch eine Zeit lang regiert, das ungeheuerste Schauspieler-Kunststück, was die Providenz je zugelassen hat.

Nun das Palais de l'Elysée-Napoléon auf der rechten Seite der Champs Elysées, an die Rue du Faubourg Saint-Honoré anstoßend, im Jahr 1718 für einen Herzog von Bouillon erbaut, dann 1776 erweitert, später von der Republik eingezogen, endlich von dem ersten Napoleon wieder eingerichtet als eine Art von Lieblingsbesitz, und darum auch von dem dritten Napoleon besonders auserwählt, der ja alle Traditionen des ersten Kaiserthums wieder aufweißen und firnissen ließ! Wirklich erinnert das Elysée-Napoléon an einen jener Paläste in der Rue de Lille, die mit einem Vorhof an der Aristokratenstraße anfangen, und mit einer Terrasse am Quai d'Orsay endigen, — korinthische Säulen, Trophäen, Wappen, ein schöner Garten, sonst nichts Besonderes. Gebe nur Gott, daß nicht noch einmal dort ein Napoleonsschwindel losgelassen werde. In Paris aber ist leider auf politischem Felde Alles möglich.

Diese Allesmöglichkeit auf politischem Felde treffen wir nirgends besser als im Park von Monceaux. Er liegt wenige Minuten nordwestlich vom Elyséepalast. — Philipp von Orleans, Egalité, ließ sich im Jahr 1778 diesen Park einrichten, welcher, als sein Besitzer um einen Kopf kürzer gemacht worden war, ebenfalls verkleinert ward. Neueren Datums hat er noch mehr Terrain hergeben müssen für das neue Stadtviertel, was sich dort wie ein Wunder erhoben hat, eine wirklich mächtige, unbegreifliche Umänderung, welche in

Digitized by Google

dem Boulevard Haußmann ihre Gipfelung findet. — Der jetzt kleine Park ist für das vornehme und reiche Quartier ungefähr das, was die Buttes Chaumont für das Arbeiterquartier sind, ein romantischer Spaziergang mit vielen anmuthigen Spielereien, Felsen, Grotten, einem Fluß, und vor Allem mit einem großen ovalen Wasserbassin von corinthischen Säulen eingefaßt und „La Naumachie" genannt, — kurz, ein hübscher Tummelplatz, auf dem man der Natur Glacéehandschuh angezogen hat. Das steht aber der reizenden Coquette ganz wundervoll, wenn sie auch selbst darüber lachen mag.

Und nun gehen wir vom Park von Monceaux südwestlich die Avenue de la reine Hortense hinunter dicht bei der russischen Kirche vorbei, deren vergoldete Kuppeln prächtig glänzen, und sind nach wenigen Minuten wieder beim mächtigen Triumphbogen des „Sternes" angelangt.

Sonst war dieser Triumphbogen wirklich der Abschluß einer großen Volkswelle, der ganzen Sonntagsfluth von Menschen, welche längs der Champs Elysées dahertrieb. Heute hat sich auch diese Stelle merkwürdig verändert. Statt einfacher Baumalleen und Wege, die hier sternförmig auseinanderstrahlten und zu einzelnen Ortschaften und Villen führten, gehen dort zwölf Avenues auseinander in prächtiger, gleichmäßiger Architectur, alle diese Avenues benannt nach Familiengrößen aus dem Hause Napoleon oder nach gefeierten Schlachten (Josephine, Jena, Roi de Rome, Eylau, Impératrice, Eßling, Prince Jerome, Wagram, Reine Hortense, Friedland), während die Fortsetzung der Champs Elysées über den Bogen hinaus Avenue de la Grande Armée genannt wurde, eine schreckliche Schicksalsironie; denn trotz Jena, Eylau, Eßlingen, Wagram und Friedland zogen vor wenigen Jahren unsere Truppen, unsere große Armee längs der Avenue de la Grande Armée in das ausgehungerte Paris hinein, die furchtbarste Demü-

Digitized by Google

thigung, die je einer Nation nach der allerfrechsten Herausforderung zu Theil geworden ist, und die sie auch nie wieder verwinden wird.

Wer Paris im Jahr 1836, wo eben der Triumphbogen am „Stern" eingeweiht wurde, kennen gelernt hat und nun die Gegend dort wieder sieht, der begreift diese colossale Veränderung unbedingt nicht. Alles ist großartig, ja! — Aber wie reizend, wie hochpoetisch, wie aristokratisch-ländlich war es früher dort! Wenn man vom Concordienplatz aus längs der Seine westlich und südwestlich schlenderte dem Quai d'Orsay gegenüber, dem Champ de Mars gegenüber mit der wuchtigen Jenabrücke, und dann nach Passy kam, nach Auteuil, wo Landhäuser zwar prächtiger Art — denn hier ist ja eine aristocratische Gegend — sich hinzogen und aufwärts stiegen, aber doch immer einen ländlichen Zug bewahrten, welchen reizenden Anblick gewährte das nicht von unten auf, wenn man längs des Flusses ging, welchen großartigen Anblick hatte man über Paris hin, wenn man etwas aufwärts stieg. Kaum konnte der Montmartre eine großartigere Ansicht bieten. Man sah weiter, ja! Man sah mehr, Alles, ja! Aber doch sah man den Fluß nicht dahingleiten in seinem weiten wundervoll umrahmten Bogen! Ja, Paris hat dort eine Stadt mehr gewonnen, eine große „Gloire" mehr gegründet, aber die Anmuth dort hat es vollkommen eingebüßt. Mir wenigstens ist aus alter Zeit ein vornehm-liebliches Bild von Passy und dem Seineufer in der Erinnerung geblieben, ein Echo von jenem Zusammenfluß der Seine und Marne im Südosten von Paris, welches sich beim Austritt des Stromes aus der Stadt im Südwesten (Point du jour) noch einmal vernehmen ließ.

Doch wir sind noch am Triumphbogen. Wir folgen der Avenue de la Grande Armée ein kleines Ende und erreichen

Digitized by Google

nun den wirklichen Ausgang der Stadt, die Porte de Neuilly, und die dann folgende Avenue de Neuilly, welche uns dann endlich wieder zur Seine führt. Für den, der den Lauf des Stromes nicht kennt, macht das Wiederbegegnen desselben hier eine seltsame Wirkung. Man muß nämlich daran denken, daß die vom Pont Jena südwestlich fortfließende Seine außerhalb der Stadt urplötzlich einen so starken Bogen macht, daß sie fast rückläufig zu werden scheint, nordwestlich fließt und so die Avenue de Neuilly schneidet. Hier ist sie von einer Brücke überbaut, der Brücke von Neuilly, einer zweitheiligen Brücke; denn unten in der Seine ist eine Anspülung, eine Bank, zu einer langen Insel geworden, oder zu mehreren, die ehemals die „îles du roi" genannt wurden, lieblich grün waren, mit hängenden Weiden besetzt, und von unendlich idyllischem Ansehen, aber auch leicht überschwemmt von der etwas höher steigenden Fluth des Stromes. Hier lag ehemals zur Seite ein Schlößchen, Louis Philipps Lieblingsaufenthalt, das so berühmte Schloß von Neuilly, was im Vandalismus der Revolution von 1848 niedergerissen ward. — Mir hat auch diese Stelle auf der Brücke von Neuilly eine hochpoetische Reminiscenz gelassen. Paris lag hinter mir; im Westen sank die Sonne tiefer, und blinkte im Strom. Unten in den Weiden der „Königsinseln" zwitscherten die Grasmücken, und aus dem Garten des Schlosses von Neuilly zogen anmuthig vom Winde getragen die Töne der Militärmusik über die Gegend hin. — Peu de chose, mag man sagen! Ja, aber doch war es ein reizendes Idyll! Und doppelt reizend war es in der Nähe der mächtigen Stadt, welche man eben erst auf längerem Spaziergang verlassen hatte.

Aber hoch berühmt ist diese Avenue de Neuilly im Volkstreiben geworden, und zwar schon seit langer Zeit. Alles das, was hier nach links hin von dem oben angedeuteten

Digitized by Google

Seinebogen umschlungen wird, bildet das bekannte Bois de Boulogne, sonst und jetzt ein vollständiger Characterzug von Paris und von seinem Volke.

Als solcher Characterzug hat das „Boulogner Holz" seine Geschichte und seine Geographie sogar; denn wirklich ist aus dem ehemaligen einfachen und stellenweise tief einsamen Walde eine ganze Landschaft, ein Aquarium unter freiem Himmel, eine Tropenwelt, eine Palmenwelt gemacht worden.

Verrufen wie der Wald von Bondy, bildete dieser Wald in unmittelbarer Nähe von Paris ein unheimliches Quartier für alle möglichen Schnapphähne und Banditen, bis das allmälig entstehende Versailles jenseits des Waldes eine strengere Bewachung der verschiedenen Wege durch denselben bedingte. Die Romantik der Seinegegend zog dann sogar verschiedene französische Herrscher hierher; es entstanden allerlei Lustschlösser, von denen die reizende Muette noch Zeugniß ablegt, heute der Privatbesitz der Wittwe Erard, freilich ohne ein eigentliches Schloß. Statt der Banditen belebten nun die französischen Hofcourtisanen den Wald, besonders den südlichen Theil desselben, während in den dichteren Baumparthieen noch immer Platz genug blieb für enragirte Journalisten, echauffirte Officiere und eifersüchtige Ehemänner, um sich gegenseitig blutig zu hauen oder vollkommen todt zu schießen. Und mancher Misanthrope mag eine so einsame Stelle gefunden haben, daß er acht bis vierzehn Tage an einem Ast hing, ehe die öffentliche Wachsamkeit den von Niemand vermißten Junggesellen auffand, — anderer Lebenssituationen nicht zu gedenken, die eine noch größere Einsamkeit als Duelle und Selbstmorde bedingten.

Krieg und Friede brachten im Bois de Boulogne alle nur möglichen Variationen mit sich. Ebenso wie Gott dafür sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, ebenso sorgten

Digitized by Google

mannigfaltige Kriegsevenements dafür, daß die im Frieden erwachsenden Bäume von der Erde verschwänden. Die verschiedenen Einnahmen von Paris von den Alliirten und die Lagerungen der fremden Truppen auch auf dieser Seite der Seinestadt brachten mannigfache Baumverwüstungen hervor; nichtsdestoweniger aber ward dadurch der Wald wirklich freundlicher, indem er große Lichtungen und Klärungen bekam, die dann wohl zu Verschönerungen benutzt wurden. So war das Bois de Boulogne denn eine mit allen denkbaren Variationen von Natur und einfacher Kunst dotirte Gegend im Jahr 1836, wo ich inmitten der frohbewegten Volksmenge gar oft Sonntags mich dorthin begab, sei es, daß der schöne Tag unter dem blauen Himmel Frankreichs an und für sich die Leute lockte, oder daß sie, diese ewig jubelnden Menschen, specielle Absichten hatten auf die reizenden Punkte Madrid und Bagalette, auf Boulogne, die nette Stadt, mit dem auf dem anderen Seineufer liegenden S. Cloud oder gar auf Versailles etwa im Beginn des Mai, wenn dort die Wasser sprangen und Hunderttausende die ganze Gegend belebten!

Ja, damals S. Cloud und Versailles! Meine Wanderungen dorthin gehören zu meinen schönsten Lebenserinnerungen! Von Versailles muß ich besonders reden weiter unten. Nur des schönen S. Cloud will ich hier gedenken, des anmuthig am Park anliegenden Schlößchens, — denn groß war es gar nicht. Wie war es dort herrlich, wenn die schäumenden Wasser treppenartig herunterfallend von der Höhe liebliche Undinenmelodien sangen, oder wenn der mächtige Wasserstrahl des großen Springbrunnens über 120 Fuß hoch emporsauste zwischen den düsternden Kastanien und anderen Riesenbäumen, um sich dann auf seiner enormen Höhe nach allen Seiten hin in Millionen Tropfen und Schaumelemente aufzulösen! Wundervoll blühten die Kastanien dazu, und mit dem Wasser

Digitized by Google

um die Wette rauschte es hoch oben in den grünen Bäumen. Aber boshaft neckend machten sich dann wohl Najaden und Dryaden geltend. Wenn die Bäume recht rauschten, ward der über ihren Wipfeln herausquellende Wasserstrahl vom Winde zur Seite getrieben; der mächtige Guß breitete ein herrliches, überreichliches Sturzbad über Hunderte aus. Aber im Winde und Sonnenschein trocknete so etwas gar schnell wieder, und eigentlich schmollte und grollte Niemand über den Muthwillen der Lympha loquax im Kastanienwald von S. Cloud, sondern man lachte allgemein über die Taufe.

Wer der Belagerung von Paris gefolgt ist, wird wissen, was aus dem aristokratischen Idyll von S. Cloud geworden ist. Ich mag es nicht aussprechen. Auch wollen wir uns vorläufig nur das Holz von Boulogne ansehen und seine Geschichte erzählen. Wenn man eben aus Paris heraus ist und den Triumphbogen hinter sich hat, den Alles überragenden, so wende man sich links. Dort wird der Spaziergänger bald ein trübes ernstes Trauermonument entdecken, welches den Fall eines edeln Jünglings bezeichnet und das ernste und erste Zeichen vom Fall des ganzen Hauses Orleans geworden ist. — Als der junge Herzog von Orleans, Ferdinand, — unter den wackeren Prinzen des Hauses der wackerste, — am 13. Juli 1842 nach Neuilly hinausfuhr, gingen ihm die Pferde durch, — er sprang aus dem Wagen, schlug um, blieb besinnungslos liegen und starb in einem benachbarten Hause, an dessen Stelle die Kapelle des heiligen Ferdinand gebaut ward, das Innere ernst aber schön geschmückt mit Kunstwerken in Farben und Marmor, ein Wallfahrtsort für Paris bis zum Jahr 1848, wo die Revolution die Orleans verjagte. Aber auch seitdem und trotz aller von da an beginnender politischer Krämpfe ist die Stätte immer geheiligt und heilig geblieben, mögen auch zuweilen die zum Bois de

Digitized by Google

Boulogne hinausschwärmenden Pariser, die sich an jedem Sonnenstrahl gierig erfreuenden Eintagsfliegen, nur ganz momentan den Ernst der Stätte innehalten. Der Prinz Ferdinand und die deutsche Prinzessin Helene werden ja doch für immer die Hochgeachteten und Geliebten von Paris bleiben. Kein politischer Umsturz, kein Zeitenwandel wird die theuren Todten jemals der Vergessenheit überliefern.

Als Napoleon III. grade nach dieser Gegend hin Alles neu schuf und wirklich eine neue Welt hervorrief, wurde auch das Bois de Boulogne gänzlich umgeformt. — Die Stadt bekam den Park zum Geschenk unter der Bedingung, mittelst bedeutender Summen denselben würdig zu verschönern und zu erhalten.

Und nun ist eigentlich das ursprüngliche Bois de Boulogne ganz verschwunden. Nur einige wenige Hauptstraßen sind geblieben; sonst hat sich die Gartenkunst der ganzen Gegend bemächtigt und einen der großartigsten Parks der ganzen Welt daraus gemacht. — Da dieser Park eine ganze langgestreckte Gegend bildet, so hat er auch ganz verschiedene Zugänge und aus der Stadt heraus ganz verschiedene Verkehrsmittel, mindestens zwei Eisenbahnstränge, eine Pferdebahn, eine Menge Omnibus und andere Vehikel. Unbedingt aber ist der Weg zu Fuß für Jeden, der recht genießen will, der schönste.

Das nördlichste Ende des ehemaligen Boulogner Gehölzes, also am leichtesten von der Avenue de Neuilly erreichbar, hat die bedeutendste Umänderung erfahren. Dort ist unter dem Namen Jardin d'acclimatation eine Art von Jardin des plantes im vornehmsten Styl angelegt worden. — Die reizendste Tropenwelt wuchert dort in prachtvollen Treibhäusern; fremde Thiere aus allen Weltgegenden, zumal solche Thiere, welche sich für die Menschheit nutzbar machen lassen, werden in großartiger Weise gehegt; ein prachtvolles Aquarium bietet

Digitized by Google

alles nur Denkbare dar aus dem geheimnißvollen Wasserleben in vierzehn verschiedenen Bassins, — kurz, alle Thierklassen im vollsten Sinne des Wortes sind vertreten und bieten sich dem Publicum dar in bester Form und vornehmster Einfassung, wofür ein Eintrittsgeld genommen wird; denn die Erhaltungskosten sind enorm. — Und damit ist es denn auch ausgesprochen, daß die großartige Anlage nicht für das Volk ist, sondern für eine gewisse subaristokratische Menschheit ausschließlich und allein. — Alle Vornehmheit des Jardin d'acclimatation wird nie den biederen Jardin des plantes verdrängen; in letzterem ist wirklich Alles, und dieses Alles gehört Allen in der bestbewachten und geleiteten Weise.

Und nun das übrige Gehölz, das ehemalige Boulogner Gehölz! Man hat Seeen gegraben, Inseln angelegt, Felsenpartheien geschaffen, Cascaden sich darüber hinstürzen lassen, Chalets gebaut, wundervolle Bosquets gebildet. Alles ist geklärt, vornehm herausgeputzt, prächtig, herrlich, großartig angelegt, eine Feeenwelt, so weit die Menschheit auf künstlichem Wege Feeen machen kann und dieselben an das Pariser Klima zu gewöhnen im Stande ist.

Ja, da im Westen, im Südwesten von Paris ist eine wunderbare Welt zu sehen! Hinter Passy und Auteuil Sevres und Meudon! Hinter dem Bois de Boulogne die Stadt Boulogne, — noch einmal S. Cloud, und die ganze Strecke bis nach Versailles hin, — nach allen Seiten hin liegen im sinnigen Grün, zwischen anmuthigsten Parkanlagen lachende Ortschaften, Villen aller Art, Kunst und Natur in wundervollster Verschmelzung, wirklich eine gar nicht zu sagende Zauberwelt, die man sehen muß!

Aber wer kann Alles sehen wollen? Wir wollen uns auf einen einzigen Ort beschränken, und in diesem Orte das Schloß und den Park besuchen. Der Ort heißt Versailles.

Digitized by Google

Und mit dem einen Orte und dem einen Worte ist gar viel gesagt, vielleicht Alles gesagt, was die vollendetste Royauté nur sich herausnehmen konnte zu bauen unter dem Motto: „L'état c'est moi!“ Und dieser Etat ist kein geringerer als die vom blausten Himmel überwölbte Belle France.

Digitized by Google

# XI.

## Verſailles.

Es war im ſchönen Monat Mai, — freilich im Jahr 1836. Aber das ſtört mich nicht. Vielmehr dient mir eine Notiz aus meinem Pariſer Tagebuch von jenem Jahr, um Gegenſätze hervorzuheben, die allerdings ihre hohe Bedeutung haben.

Alſo im Mai war es, vielleicht von allen Monaten dem wonnigſten in Paris, während er bei uns im Norden Deutſchlands, um mich eines Wortes von Heine zu bedienen, ein grün angeſtrichener Winter iſt. — Und nun war der Tag ſogar ein Sonntag, der im vollſten Sonnenglanze begonnen hatte und nach allem Anſchein heiter bleiben wollte. War es ein Wunder, wenn Paris ſich nach und nach in Bewegung ſetzte? — Und doch war dieſe Bewegung am 8. Mai unbegreiflich. Wirklich Alles bewegte ſich; ein Exodus, wie der der Juden durch das Rothe Meer, ergriff alles lebende Weſen der Stadt; Alle wanderten hinaus, Mann, Weib und Kind. Und warum? Und wohin?

Nun, die großen Waſſer in Verſailles ſollten den Nachmittag ſpringen! Wer konnte da zu Hauſe bleiben?

Digitized by Google

Damals hatte Paris noch keine Eisenbahnen, auch keine Pferdebahn. Der Exodus mußte demnach zu Wagen, zu Roß oder zu Fuß gemacht werden. Viele Wagen, namentlich mit der vornehmeren Welt, fuhren zur Barrière de l'Etoile hinaus, um dann schräg südwestlich das ganze Boulogner Holz zu durchschneiden bis nach S. Cloud, vielleicht ein kleiner Umweg. Das eigentliche Volk dagegen, das Fußvolk, das Omnibusvolk, das Volk der Miethwagen aller Art ging und fuhr der Seine nach, die wirklich dem Menschenstrom gleich geworden und mächtig angeschwollen war, so daß das parallel neben einander hinquellende Chaos wirklich imposant aussah. In der That war die Reihe der Fuhrwerke eine ununterbrochene; aber auch so betäubend war das Volkstreiben, daß ich außerhalb der (damaligen) Barrière rechts abbog, um auf kleinem Umwege noch ein Ende durch das Holz nach S. Cloud zu wandern. Auf dem kurzen Wege war es seltsam stille. Nur einmal traf ich ein Wirthshaus, und seltsamer Weise mußten die Bauern hier nach einem Dudelsack einen baskischen Tanz in der tollsten Ungebundenheit tanzen! Ich glaubte mich wirklich hundert Meilen fern von Paris, und starrte die pyrenäische Culturimpossibilität mit stummer Verwunderung an.

An der Brücke von S. Cloud, vierzehn stattlichen Bogen, verschwand momentan jeder romantische Waldeinsamkeits-Anstrich im Staub und Treiben der von Neuilly herabkommenden Menschenmasse. Aber man kann durch den schattigen Park gehen. An seinem Eingang traf ich sogar einen deutschen Bekannten und tüchtigen Zoologen aus Königsberg, der an der sicilianischen Küste Mollusken gefischt hatte. Und nun entstand unter dem düsteren Laubdach des herrlichen Parks von S. Cloud ein lebhaftes zoologisches Gespräch zumal über den Aristoteles und dessen wundervolle Anatomie der Cephalopoden, bei welcher Gelegenheit wir mehr als einmal in

Digitized by Google

Waſſer hineinpatſchten; denn an vielen Stellen war die geſchwollene Seine in die Wege des Parkes hineingedrungen und hinderte vielfach die Paſſage unter den Bäumen. — Am Ausgang der herrlichen Waldeinſamkeit des Parkes geriethen wir wieder in den ungeheuren Menſchenſtrom. Hier liegt die Stadt Ville d'Avray; und vorſichtigerweiſe, wie man uns in Paris gerathen hatte, gewannen wir den Garten eines Wirthshauſes, in welchem wir unſer Mittagsmahl einnahmen. Denn in Verſailles war, wie man uns geſagt hatte, nicht leicht etwas zu bekommen. Der Garten war natürlich voll von Gäſten. Seltſam ſind doch dieſe Pariſer von einfacher Stellung! Sie brauchen nur eben ihre Stadt, und deren Etiquette zu verlaſſen und auf dem Lande zu ſein, ſo ſind ſie von der wundervollſten Zuthulichkeit. Die ganze Geſellſchaft im Garten, von der die Meiſten ſich vielleicht noch nie vorher geſehen hatten, fraterniſirte in der ſeltſamſten Weiſe mit einander. Es lag gar nichts Zudringliches in der Annäherung, noch weniger etwas Ungeſchicktes, nein! Nur die Freude an dem ſchönen Himmel, an dem grünenden Garten und dem gemeinſamen Feſt machte die Gemüther dieſer Menſchen aufgehen. Mir fiel wirklich, als wir mit herzlichen Händedruck auseinandergingen, die Frage des ſchwäbiſchen Dichters ein: „Wann treffen wir uns, Brüder, auf einem Schifflein wieder?“

Noch einmal trennte uns ein Richtweg über einer leichten Waldhöhe von dem unter ihr rollenden und brauſenden Exodus, — dann aber kam Verſailles wirklich!

Nicht zu ſagen war die ungeheure Invaſion des hübſchen, durchweg gut und ſelbſt ſehr vornehm gehaltenen Ortes. Auf dem Menſchenſtrom, oft faſt untergehend in ihm, ſchwamm man dem Schloſſe zu, deſſen Analyſe wir gleich weiter unten geben wollen, und trieb um dasſelbe herum dem Park zu,

Digitized by Google

um dort einen mächtigen Anblick zu genießen. Von der imposanten Schloßterrasse herab übersieht man den ganzen Park, heut zunächst den mittleren sich in die Tiefe und Ferne ausdehnenden Rasenplatz, die mächtigen Wasserbassins, die grünenden Wiesen, die schlanken Alleen, die schimmernden Marmorstatuen, — und die Hunderttausende von Menschen im frischesten, frohesten Leben.

Um 4 Uhr begann dann auch das Feeenleben der Fontainen, wie es wohl nur Versailles hervorzuzaubern vermag, die Menge jener fröhlich hüpfenden, tändelnden oder hochauf zum blauen Himmel zischenden und brausenden Schaumsäulen, so gaukelnd, so muthwillig, daß man vom Staunen ins Lachen und vom Lachen ins Staunen hin- und herbewegt wird.

Die beiden mächtigen Bassins oben auf der Terrasse begannen das Wasserconcert. Eine Menge kleiner Strahlen überboten sich im wundervollen Wassertumult und trieben tolles Spiel mit und gegen einander. — Einige Stufen weiter hinunter ist das Latonabecken. In der Mitte steht die von den lycischen Bauern verhöhnte Göttin mit ihren beiden Kindern, ringsum die Bauern in allen Metamorphosen und Uebergangsstadien von Mensch bis Frosch und Wasserungethüm. Und nun spucken sie alle Wasser im sprudelnden Concert. — Dann aber regt es sich auch links und rechts in den Büschen, Alleen und auf den Kreuzwegen, überall sprudelt und schäumt es. Kämpfende Thiere in grünen Nischen scheinen sich in Wasserstrahlen aufzulösen, ein reizender Marmorportikus, zu einem Kreise gerundet, läßt aus 28 Schaalen leichte Fontainen emporsteigen. Und da rechts liegt gar ein eherner Riese in einem Bassin, dem — freilich unästhetisch genug —, ein ungeheurer Wasserschwall aus dem Hals stürzt, Enceladus ist es, einer jener Giganten, von denen Camoens singt:



Digitized by Google

„Ich war ein Sohn der wilden Erdenhorden,
Mit Aegeus, Enceladus, den Giganten“ u. s. w.

Um den Wilden herum sprudeln 34 kleine Fontainen und wandeln die schaurige Wassereructation — unmöglich kann man doch sagen: Wasseraufrülpsen — in ein tändelndes Scherzo um. Weiterhin ein Blumenkorb, aus dem eine dichte, zischende Schaummasse hoch in das Grün der Bäume hinaufsfährt! — So sangen allüberall die Sprudel wie Zaubergetön und bildeten den ganzen Park um in einen lieblichen, traumhaften Märchengarten, — die Gruppen selbst schienen sich nach Leben zu sehnen in all' dem Leben ringsher, und auf Erlösung zu harren.

Und nun noch ganz unten als Abschluß des Najadenreiches jene Neptuns- oder Apollogruppe, Delphine, Tritone, ein ganzes Fabelreich aus Bronce, was machte das für einen Wassertumult! Wir standen zufällig so, daß die Sonne ihre Strahlen grade in den Fontainen reflectirte. Alles spie Wasser; aus der Muschel am Vorderwagen des Gottes fuhr eine dicke, dreigetheilte Wassergarbe zischend in die Luft; an den Seiten wiederholte sich die Garbe. In diese schneeweiße Wassermasse schien nun die Sonne von dem reinsten blauen Himmel hernieder und zog einen herrlichen, brennenden Regenbogen drüber hin. Unter diesem blitzenden Prachtgewölbe hindurch blickte man immer weiter hin durch die Baumwände und über den grünen Rasen aufwärts, der mit Tausenden von Menschen in den bunteſten Farben bedeckt war. Immer mehr hebt sich das Terrain zu einer geneigten Fläche bis zu der schönen Latonagruppe und der mächtig breiten Freitreppe, welche mit Menschen dicht besät einen imposanten Anblick bot. Zahllose Uniformen der mannigfaltigsten Art, blitzende Helme und türkische Turbane, Armenier, Griechen, ein Chaos der anmuthigsten Frauen und Tausende von Repräsentanten des blödsinnigen

Digitized by Google

Fracks waren in malerischer Pyramidenabstufung aufgestellt. Ganz oben am Ende des wunderbaren Bildes lag nun endlich das große, wahrhaft majestätische Schloß selbst. Ueber seiner Mitte flatterte die französische Tricolore, eine ungeheure Flagge, die von unserem Standpunkt hinter den springenden Wassern gesehen, sich bald in die Regenbogenfarben einhüllte, bald über, bald unter ihnen sich wiegte, — das war der Anblick, der uns jenseits des Neptunbassins zu Theil ward, das frischeste Leben, was ich je sah, die zauberhafteste Pracht, die nur eine glühende Fantasie sich zusammenträumen kann, ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht"!

Da schwiegen die Wasser, und auch die Menschenmassen flutheten heraus aus dem Park. Langsam erreichte man den Ausgang aus dem Schloßthor. Aber durch die Stadt war nicht zu kommen; Tausende von Wagen hielten überall, freilich in der besten Ordnung, aber um so undurchdringlicher. Man meinte, den Tag wären 4000 Wagen nach Versailles gekommen. Gewiß waren es nicht weniger.

Auf demselben Wege kehrten wir wieder heim. Fast schrecklich hätte ich diesen Rückzug der ganzen Pariser Welt nennen mögen. Man hat eben doch keinen Begriff davon, wenn das Volk einer Millionenstadt von einem allgemeinen Feste zurückkehrt, von dem Wasserfest von Versailles, dem Hauptfest der Stadt Paris.

Von allen Volksscenerien ist mir dieser Maitag 1836 doch der großartigste geblieben. — Nur bei den Suezfesten, diesen wunderbaren Wüstenfesten, erlebte ich im November 1869 Unbegreiflicheres, und das Rothe Meer ist mir unvergeßlich. Aber in der Wüste blühte und grünte keine Gartenwelt von Versailles, und die überall rauschenden, tosenden und kosenden Fontainen unter französischem Himmel blieben fern vom Lande



Digitized by Google

der Thutmosen und der Rhamessiden. Und doch, — jene Fata Morgana am Timsahsee!!

Und nun, nach fast vierzig Jahren, kam ich wieder nach Versailles, im Anfang des August 1875.

Nun, es war kein Maitag, es war kein Tag der springenden Wasser, es war kein Sonntag. Und Frankreich war nicht mehr das Frankreich von 1836; es hatte schreckliche Geschichten seitdem erlebt.

Es führen zwei Eisenbahnen nach Versailles, die eine im Süden der Stadt Paris, also auf der Rive gauche, die andere auf der nördlichen Hälfte beginnend, aber ziemlich im Innern dieser Hälfte, in der Rue S. Lazare. Die nördliche Bahn schickt alle Stunde um die volle Stunde einen Zug ab, die südliche ebenso um die halbe Stunde, so daß man alle halbe Stunden mit der Eisenbahn nach Versailles fahren kann außer einer Menge anderer Fahrgelegenheiten.

Der Nordweg ist etwas weiter, aber viel schöner als die Südbahn. Man muß links sitzen. — Unter und über einer ganzen Reihe von Eisenbahnhindernissen gelangt der Zug in das Freie, welches nördlich von der Stadt ziemlich prosaisch sich anläßt, aber immer reizender wird, je mehr die Bahn sich westlich und südlich wendet. Bei Asnières kommt man über die Seine; bei Courbevoie hebt sich die Bahn und geht bald am Mont Valerien bei Surêne durch. Einen herrlichen Anblick gewährt hier das Boulogner Holz, der Triumphbogen am Stern und die ganze Stadt, während die Seine unten in dem grünenden Grunde fließt. So kommt man nach S. Cloud, wo man bald die andere aus Paris — Rive gauche — kommende Eisenbahn im Grunde entdeckt. Beide Bahnen laufen parallel nebeneinander hin, und vereinigen sich endlich dicht vor Versailles!

Also wieder Versailles dachte ich! Und jenes farbenreiche,

Digitized by Google

lebensvolle und unaussprechlich großartige Bild vom Jahr 1836 stand wieder vor mir.

Aber die Stadt war still und fast vereinsamt; der Himmel war mit grauen Wolken dicht behangen, und zeitweilig stäubte ein feiner Regen hernieder. Als wir zum Schloßhof kamen, schwankte auf halbem Flaggenstock die Tricolore, die 1836 so stolz flatterte, hoch oben auf der Zinne der Bourbonenburg. Wer konnte denn plötzlich gestorben sein? Um Wen trauerte die Republik Frankreich?

Um sich selbst, um Ehre, um Ruhm, um Weltstellung, um Alles, worauf Frankreich sonst so stolz war. „Heute vor fünf Jahren war die Schlacht von Weißenburg", war die Parole unseres Besuchstages von Versailles, und Oede, Vereinsamung und Todtenstille die Parade auf dem Schloßplatz, auf welchen einst Ludwig XIV. mit übermüthiger Selbstzufriedenheit herab geprahlt hatte: „L'état c'est moi!"

Je einsamer es aber war, um desto besser konnte man Schloß und Garten betrachten.

Es giebt gewiß in der ganzen Welt kein Schloß, dessen Vorderseite und Hinterseite solche Gegensätze bilden, wie das Schloß von Versailles. — Die Vorderseite ist das Non plus ultra von architectonischer Unruhe. Ganz am Ende eines ungeheuer tiefen Schloßhofes ist eine ganz schmale Façade von einem Erdgeschoß mit zwei Stockwerken, an welche sich zu beiden Seiten eine Menge Schloßparcellen anlehnen, alle scheinbar ohne Plan angebaut, oder aus muthwilliger Confusionslaune hingeworfen. Mindestens acht Mal auf jeder Seite ändert sich der Bauplan und bildet bald größere, bald kleinere Baulichkeiten, die, statt in einer Linie zu bleiben, jedesmal mehr nach vorn und auseinander treten, ein wunderliches Zickzack in rechten Winkeln, aus dessen einzelnen Stücken man wirklich nicht klug wird. In der Mitte der rechten Seite

Digitized by Google

(für den Ankommenden) ruht auf dem einen Theil der Baulichkeiten ein evidentes Kirchendach; es bezeichnet die Schloßkapelle.

So läßt sich denn die Stadtseite der Burg von Versailles — wirklich liegt das Schloß nach Art einer Burg auf einer sanftansteigenden Erhebung —, gar nicht beschreiben und gewiß nur sehr schwer abzeichnen oder im Gedächtniß behalten. — Ich nannte schon früher einmal den Palast Pitti in Florenz. Nun, wer die schroffsten Gegensätze in der Architectur sehen will, der lege einmal zwei Bilder nebeneinander, eins vom Palast Pitti, eins vom Schloß von Versailles, beide von der Stadtseite aufgenommen. Ja, das sind zwei ganz enorme Gegensätze.

Wie aber staunt man, wenn man von dem unermeßlichen Schloßhof aus durch das Schloß geht und nun die Gartenfaçade des Palastes sieht, den schroffsten Gegensatz zur Stadtseite! Tritt man bis an den Rand der immensen Terrasse, wo diese mittelst der breiten Freitreppe in den Park hinabsteigt, so hat man von dort aus, wenn man sich gegen das Schloß zurückwendet, eine Façade vor sich, deren Länge von links nach rechts über hundert Fenster in einer Reihe zeigt. Das bietet aber eine mit einem Blick gar nicht abzusehende Länge, die um so ausgedehnter erscheint, als man es kaum bemerkt, daß das Mittelstück dieser unabsehbaren Façade, etwa ein Fünftheil der ganzen Länge, hervorspringt auf die Terrasse.

Diese mächtige Ausdehnung ist der Grund geworden, daß man an der Gartenfaçade des Schlosses von Versailles allerlei zu tadeln gefunden hat. Besonders machte man ihr den Vorwurf einer großen Monotonie, aber bestimmt mit Unrecht. Einmal ist sie gar nicht monoton, bestimmt aber paßt eine gewisse Harmonie, ein Ausdruck von Frieden

Digitized by Google

ganz vortrefflich zu dem grünenden weithin sich ausdehnenden Park.

Monoton ist sie nicht, weder von unten nach oben betrachtet, noch von links nach rechts besehen. — Von unten nach oben betrachtet, bietet das Schloß vom Garten gesehen eine dreifache Gliederung. Das ganze Erdgeschoß besteht aus einem derben, quadratisch gehaltenen Unterbau mit Arcaden und Bogenfenstern, welcher selbstverständlich ganz schmucklos ist. Darüber erhebt sich ein prächtig hohes Stockwerk ebenfalls mit Bogenfenstern, über diesem ein zweites halb so hohes mit einfach viereckigen Fenstern. — Das mittlere Stockwerk ist prächtig geschmückt auf seiner ganzen Längsausdehnung. In harmonischen Zwischenräumen sind die Fensterintervalle entweder von freistehenden corinthischen Säulen oder von corinthischen Pilastern gebildet. Auf dem Gesimse der ersteren stehen prächtige Statuen, die sich auch in einigen Nischen zwischen einigen Fenstern befinden. Das Dach über dem Schloß ist mit einem sauberen Geländer eingefaßt. — Nein, diese Façade ist nicht monoton; sie ist — ich sage es noch einmal — ungemein zart gegliedert und gefällt desto mehr, je mehr man sie analysirt. — Daß aber eine so ungeheure Façadenausdehnung imponirt, ist ganz selbstverständlich.

Und so macht denn auch die Terrasse nach dem Garten hinwärts einen großartigen Effect. Sie trägt zwei große Bassins, aus deren Fläche zur Zeit der springenden Wasser eine Menge Strahlen empor- und auseinanderspritzen. In regelmäßigen Zwischenräumen sind auf den Einfassungen dieser Bassins große Broncefiguren, manche in Gruppen, angebracht, Erzwerke, die zum Theil zu den besten Meisterwerken in dieser Art gehören. Auch in unmittelbarer Nähe des Schlosses sind einige Erzfiguren aufgestellt. — Beim Anblick der so mächtigen, und so herrlichen Terrasse mit einem solchen Schlosse

Digitized by Google

bleibt doch wohl ein Jeder mit Staunen stehen, und fragt sich nachdenkend: „Wo in der Welt mag sich Aehnliches finden?“

Die Sammlungen im Schlosse werden erst um 11 Uhr geöffnet, so daß man, wenn man etwas frühe nach Versailles kommt, sich auch noch den Park ansehen kann.

Welche tiefe Melancholie lag heute, vierzig Jahre nach jenem Fest der Najaden und Dryaden vor den froherregten Blicken der hunderttausend aus Paris hergekommenen Zuschauer, — welche tiefe Melancholie lag heute auf dem Park! Kaum den einen oder anderen Spaziergänger trafen wir! Kein Wasser sprang, nirgends regte sich auch nur eine einzige Fontaine. Ganz verlassen und von Niemandem gehuldigt standen die herrlichen Statuen, Götter und Göttinnen, Helden und Heroiden, überall umher im Grünen, auf Kreuzwegen und längs des breiten, sanft absteigenden Rasenplatzes! Die edelsten Kunstdenkmale des Alterthums, von den bedeutendsten Meistern copirt, prangten überall weißschimmernd auf dem frischgrünenden Hintergrunde der herrlichen Vegetation, — und kein Auge sah sie an! — Und als wir nun zuletzt noch die schlafende Ariadne aus dem Vatican, das große, göttliche Weib, in ihrer herrlichen plastischen Lagerung antrafen, da schien es mir, als ob sie selbst, eine todte Königin, das leblose, das königslose, das machtlose Versailles bedeutete und im bitteren Schmerze über Weißenburg und Wörth erstarrt und zu Marmorstein geworden wäre.

Ja, es giebt ein Weh, was uns selbst bei unseren erbittertsten Feinden so wehe thut, daß es uns Thränen auspressen könnte. Und solch ein Weh empfand ich um Frankreich, als ich an jenem Tage vom Park von Versailles in das Schloß hineintrat, um einmal seine alten vornehmen Hallen und seine neuangelegten Sammlungen, seine Bildergallerie zu

Digitized by Google

durchwandern. — Kaum zweihundert Jahre alt sind die Königshallen, und doch sind schon mindestens drei Dynastien in Atlasschuhen, mindestens vier Revolutionen in Stallknechtsstiefeln durch sie hindurchgeschritten, der auswärtigen Feinde gar nicht zu gedenken, die hier zu verschiedenen Zeiten eingedrungen sind und ihr Hauptquartier aufschlugen.

Und nun mag man sagen, was man will, dieses Mene tekel upharsin, was hier an jeder Wand angeschrieben steht, desto vernichtender, je prächtiger die Wand ist, ist das Imposanteste, was im Schloß von Versailles zu sehen ist. Und wir werden es noch oft lesen müssen auf unserer Wanderung durch die Königsburg. Nur ganz kurz darf ich auf die Entstehung und die Geschichte von Versailles hindeuten schon an dieser Stelle, um damit den Wandel aller irdischen Größe anzuzeigen.

Schon im Anfang des elften Jahrhunderts gab es hier ein Oertchen Versailles mit einer Ritterburg. Aber erst Ludwig XIII. erwarb 1627 die Gegend und baute sich daselbst ein Jagdschloß. Im Jahr 1660 endlich ward Ludwig XIV. der Schöpfer des heutigen Versailles. Schon im Jahr 1664 konnte der Prachtbau des Schlosses, wenn er auch noch lange nicht vollendet war, eingeweiht und bezogen werden. Versailles blieb nun für ein Jahrhundert königliche Residenz. Die Kirche ward erst 1690 angefangen und erst nach zwanzig Jahren vollendet. Ein unbeschreibliches Prachtleben begann; bis auf 100,000 Seelen wuchs die Stadt. Der Bau des Schlosses durch Mansart und die Anlegung des Parks durch Le Nôtre haben 400 Millionen Francs gekostet. — Ueber ein halbes Jahrhundert ward hier der Gott Louis le Grand, die geheiligte Perrücke von Frankreich, die Incarnation des Königthums und der sanctionirten Liederlichkeit von Frankreich, von der Welt angebetet.

Digitized by Google

Aber der alte Sünder ward krank und immer kränker; bald lag er im Sterben, und in banger Erwartung standen die Volkshaufen unter den Schloßfenstern ihres Monarchen. Da ward es denn am 1. September 1715 aus den Fenstern proclamirt: „Le roy est mort, vive le roy.“ Auf den vierzehnten Louis folgte der fünfzehnte, ein zum Unglück, zur Verführung und allen nur denkbaren Ausschweifungen bestimmter Knabe. Während seiner Minorität blieb das Schloß von Versailles stille. Der Regent Orleans schwelgte im Palais Royal, mit ihm und für ihn regierte der verrufene Kardinal Dubois. Mit der Selbstregierung des fünfzehnten Ludwig begann in Versailles ein Leben, welches in der Geschichte hingerichtet ist. — Dieser König baute für die Pompadour das Theater im Schlosse, dessen Beendigung die berühmte Maitresse nicht mehr erlebte. Eine furchtbare Bedeutung sollte dieser Komödienraum gewinnen. Hier feierte Ludwig XVI. mit der deutschen Kaisertochter seine Hochzeit. Aber hier war auch, nachdem in Paris schon eine volle Revolution mit Blutvergießen ausgebrochen war, jene verruchte Orgie am 1. October 1789, welche den Truppen vom Hof gegeben ward, um sie zum Kampf gegen das eigene Volk zu animiren, ein verfluchtes Fest! Und mitten in diesen Bacchanal, was geschah? „Tout-à-coup on annonce le roi: le roi entre en habit de chasse; il entre avec la reine, qui conduit par la main le prince-royal, encore alors appelé le dauphin. La reine s'avance jusqu'au bord du parquet avec son fils: elle le prend dans ses bras et fait le tour de la table“ etc.

Und damit war das Mene tekel upharsin für die unglückliche Frau gesprochen und geschrieben!

Schon am 5. Oktober zogen die „dames de la halle“, damals die Furien des beleidigten Volkes, inmitten eines Volkshaufens von 30,000 Intransigenten nach Versailles, nachdem

Digitized by Google

Lafayette vergebens versucht hatte, das Verhängniß abzuwenden. — Es erfolgte ein gräßliches Bivouac. Am 6. ging eine Deputation dieser Weiber in das Heiligthum des Louis „le grand“, — der König tritt auf den Balcon und verspricht nach Paris zu kommen. Auch die Königin zeigt sich zwischen ihrer Tochter und ihrem Sohne, grade als ob die Unglücklichen um Mitleid, um Gnade betteln wollten, denn in der Nacht vorher hatten sie entfliehen wollen, — „la reine, qui a le temps de se sauver échevelée, demi-vêtue, dans l'appartement du roi. Que cette Mégère ne périssait-elle alors! Mais le ciel est juste: elle méritait l'échafaud, elle a eu son salaire.“ — So schrieb ein Zeitgenosse und Genosse der Revolution.

Und wirklich brach der Hof und der Haufe, die Tausende mit ihren Gefangenen, auf nach Paris!

„Le roi arrivant à Paris! Quelle image pompeuse cette seule expression retraçoit autrefois! Combien de temps et par combien de precurseurs était annoncé le monarque! — Mousquetaires noirs, mousquetaires gris; grands et petits gendarmes; chevaux légers, gardes-suisses, gardes-françaises; gardes-du-corps; pages de la grande et de la petite écurie; grandsofficiers de la couronne; grand veneur et sa suite; grande fauconnerie; vol de la chambre, vol du cabinet etc. etc. Toutes ces troupes dorées, tous ces satellites, aussi fastueux qu'inutiles, chamarrées d'uniformes brillants, traversant au bruit des trompettes et des instruments guerriers un peuple muet d'étonnement, de respect et de crainte, ou quelque fois rompant ce silence par des ‚vivat‘ stupides et mercenaires; de nombreuses et magnifiques voitures traînées par des coursiers superbes, qui sembloient aussi insolents de leur parure que les esclaves même du despote: quelques uns des chars remplis de ces orgueilleux esclaves; d'autres

Digitized by Google

destinés à la famille du prince, mise de bonne heure, par tout cet éclat asiatique, dans l'impossibilité de se croire de la même nature que les autres hommes, — enfin, dans le plus resplendissant de ces chars le prince lui-même, recevant d'un air distrait tous les hommages, ayant l'air de dire au peuple: Vois tout ce que je te coûte! Tu es encore trop heureux que le luxe qui m'environne soit le prix de tes sueurs et de ton sang. — Heureux en effet le peuple quand toute cette magnificence n'annonçait pas un acte d'autorité arbitraire, un lit de justice oppressif, une nouvelle violation des faibles restes de notre liberté, un nouveau pas fait vers la consommation de la ruine nationale."

Warum ich dieses lange Citat aus meinen Revolutionsblättern abschreibe? Nun, es ist ein Stück Versailles darin! So lebten sie in Versailles bis zur Revolution von 1789. Aber Louis Capet ward von den Fischweibern und dem „Volk" abgeholt! Es war der Anfang seines Weges — zum Schaffot!

Und nun war Versailles keine Residenz mehr. Die Stadt mit 100,000 Einwohnern kam auf 30,000 Seelen herab, und selbst das seines besten Schmuckes beraubte Schloß schien dem Verfall geweiht. Die Republik benutzte es einestheils zu einem Invalidenhaus, anderestheiles zu einer Gemäldesammlung. Selbst Napoleon I. wußte nichts Besonderes mit der Erbschaft des vierzehnten Ludwig anzufangen, — ebenso wenig die nach ihm kommende Restauration.

Louis Philipp endlich faßte den Gedanken, aus dem Schloß ein Institut zu machen, was wir etwa eine „Ruhmeshalle" nennen würden. Um allen Partheien und Partheiungen gerecht zu werden, ließ er von 1833 — 1837 mit der größten Prachtliebe und mit der unbefangensten Gerechtigkeit für alle Zeiten der französischen Geschichte Illustrationen und Monu-

Digitized by Google

mente herstellen und dieselben den schon im Schlosse vorhandenen Gemälden und Sculpturen anreihen, wie z. B. den großen Schlachtenbildern von van der Meulen aus den Zeiten vom Louis le Grand. Grade die beiden Ausstellungen im Louvre von 1836 und 1837, die ich in meiner Studienzeit sah, hatten, wie ich schon oben sagte, der concurrirenden Künstlerschaft ein herrliches Feld eröffnet. Vieles kam auch aus dem Luxemburgschloß hinzu, — und so entstand denn eins der nationalsten Kunstmuseen der Welt, das Musée de Versailles, wofür der König die Summe von 17 Millionen Francs hergegeben haben soll.

Grade wie der Louvre, so ist auch das Schloß von Versailles ein würdiger Kunsttempel geworden. Die nach den Orleans eingetretenen Zeiten haben Nichts darin alterirt. Merkwürdig ist es, daß Napoleon III. im Jahr 1855 noch einmal in dem für den sechszehnten Ludwig so verhängnißvollen Opernsaal der englischen Fürstenfamilie ein Fest gab, und daß endlich im Schloß von Versailles der König von Preußen zum deutschen Kaiser gemacht wurde.

Irgendeinen noch heute bemerkbaren Eindruck oder irgendwelche Folgen hat die „invasion prussienne“ in Versailles nicht gelassen, ich sage: die preußische Invasion; denn es herrscht eine unendlich zärtliche Liebe für Preußen in Frankreich. Alles Gewaltige, zumal was an einen möglichen Vandalismus gränzt, ist das Werk der „Prussiens“. Wir werden das noch einmal in höchst komischer Weise in S. Denis sehen, wo ich eine Lanze „pour le roi de Prusse“ brechen mußte.

Und nun betreten wir die herrlichen Museumsräume des Schlosses von Versailles, — nicht jeden einzelnen, nicht alle, denn ihre Zahl ist so groß, die Illustrationen zur Geschichte Frankreichs von Clovis' Zeiten bis zu den Schlachten am Malakoffthurm sind so ausgedehnt, so zahlreich, daß doch eben

Digitized by Google

ein ganz besonderes langausgedehntes Studium dazu gehört, um sie kennen zu lernen. Nur auf einige wichtigere Räume kann ich aufmerksam machen, nur die bedeutendsten Bilder nennen, deren Anzahl sich bis dreitausend belaufen mag.

Frankreichs Soldatenruhm führt uns zuerst in die „Schlachtengallerie". Diese Galerie des batailles ist ein immenser, aber ziemlich kalter Raum voll Prunk und Pracht. Er ist eben zu groß und zu einförmig mit Schlachten geschmückt, als daß er Auge und Herz erwärmen könnte. Seine Länge ist 400 Fuß, seine Breite 50 Fuß. Außer einer Menge Büsten berühmter Soldaten mögen hier gegen vierzig große Schlachten hängen, jede einzelne prachtvoll gemalt, jede einzelne ein Meisterstück; viele von ihnen sah ich vor vierzig Jahren in den Ausstellungen. Hier wetteifern Steuben mit Ary Scheffer, Horace Vernet mit Delacroix, Fragonard mit Larivière, Gerard mit Chopin, lauter Namen ersten Ranges, zumal als Maler vielfacher Bewegung in zahlreichen Menschengruppen, also besonders Schlachtenmaler. Manche dieser Namen haben wir schon im Louvre getroffen. Ary Scheffers „Schlacht bei Zülpich unter Clodwig" ist vor Allem imposant, ein gewaltiger Schrei nach Gott mitten im Schlachtengetümmel. Und daneben Steubens Schlacht von Poitiers unter Carl Martell, ein herrliches Tableau. Aber auch die anderen Rahmen enthalten Prächtiges. Vor Allem indeß muß hier Horace Vernet genannt werden mit seinen drei Schlachtenbildern von Jena, Friedland und Wagram. Diese Gemälde, in ihrer Art vollendete Meisterstücke, sind durch Stiche hinreichend in Deutschland bekannt geworden und wir haben sie ohne Groll betrachtet.

Diesem größten Schlachtensaale reihen wir den prächtigsten des ganzen Schlosses an, der für uns die herrlichste Friedensbedeutung hat, die Grande galerie des glaces, eine imposante

Digitized by Google

Halle mit Statuen und Bildern von Lebrun, mit Vergoldungen und Spiegeln bis zur prunkenden Ueberladung geschmückt, neben welcher die Aussicht über den Park hin eine erquickende Ruhe bringt. — Solche gewölbte Halle ist der ächte Abdruck der Zeit eines Louis quatorze, blendende Pracht und bestechende Ueberladung, die vielleicht eine Million gekostet haben mag. Und doch ist der Apollosaal im Louvre, der am meisten Aehnlichkeit mit der „Spiegelhalle" von Versailles haben mag, wohl kunstsinniger und vielseitiger, — die schönste Halle, die ich gesehen habe. In dieser glänzendsten Prunkhalle des Schlosses von Versailles ward König Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser erwählt und damit ein furchtbares Mene tekel upharsin dem französischen Uebermuth auf die Wand geschrieben. — Mögen die Worte, die bei der Gelegenheit aus Priestermund gesprochen wurden, für immer beherzigt werden von Deutschen und Franzosen, damit Franzosen und Deutsche Gott allein die Ehre geben, was zu beiden Seiten des Rheins nicht immer geschehen ist.

Mit dieser Spiegelgallerie sind eine Reihe Prunkzimmer verbunden, die gewissermaßen einem heidnischen Cultus angehören, Salons des Apollo, des Mercur, des Mars, der Diana, der Venus u. s. w., in denen allen sich prächtige Kunstwerke, Bilder von van der Meulen, Grazien von Pradier, ein Maitressenportrait u. s. w. befinden, auch Louis le Grand mannigfach in Marmor dargestellt. Und hinter derselben Spiegelgallerie die Privatgemächer desselben Louis le Grand, erst ein Staatsrathszimmer, dann vor Allem des Königs Schlaf- und Sterbezimmer, welches ganz in dem Zustand geblieben ist, wie die Leiche es verlassen hat. Das große Bett des Götzen Louis quatorze ist, fast wie ein Altar, mittelst eines Gitters vom Zimmer geschieden, das Zimmer selbst pompös mit Bildern, Farben, Gold, Marmor verziert.

Digitized by Google

Und doch brach unter den Fenstern dieses Reliquienbehälters der Scandal von 1789 aus, als die Weiber von Paris kamen und den König holten. Hier in der Nähe sind auch die Zimmer der Marie Antoinette, aus denen sie bei derselben Gelegenheit in der Nacht vor dem 6. October in der oben angegebenen Toilette zum König lief und entfliehen wollte. — Daran stößt denn wieder der berüchtigte Saal de l'œil de bœuf, nur von einem ovalen Fenster beleuchtet, in dem tausend Intriguen, Liebschaften und Gemeinheiten im vornehmsten Styl angezettelt wurden, so daß dieses Gemach lange Zeit eins der verrufensten in der Welt war. — Unter einer Reihe von Sälen in dieser Schloßgegend ist einer merkwürdig wegen drei großer Napoleonsbilder; eins ist von Gros, dem Pantheonsmaler: „Die Schlacht von Abukir", zwei von David, zwei eminent sorgfältige Bilder: „Napoleons und Josephinens Krönung" und „Die Adlervertheilung an die Armee", zwei großartige Farcen, wie Napoleon I. dergleichen ungemein liebte und gern darin die Hauptrolle spielte. Ein anderer großer Saal (unten im Erdgeschoß), oder vielmehr deren ein Dutzend illustrirt die Napoleonszeit noch mehr, die Salles des campagnes von 1796—1810, denen sich dann noch ein besonderer Marengosaal anreiht, in dem sich denn auch das hochausgezeichnete Bild von David befindet: „Napoleon auf dem S. Bernhard", mir von allen Napoleonsbildern das imposanteste.

Nun noch ganze Säle voll französischer „grands hommes", voll „amiraux, maréchaux et connétables", — wer kann sie alle ansehen, wenn man kein Franzos ist?

Dann kommt die illustrirte Julirevolution und die „Gloire" des Königs Louis Philipp, von der Mehreres auf der Ausstellung vor vierzig Jahren war! Mit freudiger Bewegung sah ich in dem Saal (zwei Treppen hoch), in dem die Or-

Digitized by Google

Leans'sche Familie in großen Einzelnporträts gleichsam monographisch dargestellt ist, auch die Prinzessin von Joinville, Donna Francisca von Brasilien, die Schwester des Kaisers Dom Pedro II. von Brasilien und der Prinzessin Donna Januaria (Gräfin von Aquila) — drei Geschwister so reich an allem Edlen und Guten und so hochverehrt von Allen diesseits und jenseits des atlantischen Oceans.

Auch Napoleon III. hat seine Illustration in Versailles in verschiedenen Bildern. Vor Allem aber herrlich ist das Bild der Kaiserin von Frankreich, die im Sturm des Lebens eine zauberhafte Rolle gespielt hat, wie fast nie eine Frau, und die mit ironischem Lächeln sich sagen darf, ihr habe die Welt mehr gehuldigt, als irgend einer geborenen Kaiserin. Wie bezeichnend war nicht jene, in allen Zeitungen großgedruckte Depesche: „Schwalbach, 20. September. Der Kaiser von Rußland trifft morgen auf einige Stunden zum Besuche bei der Kaiserin von Frankreich hier ein, in Begleitung seines Generaladjutanten Grafen Adlerberg." Das war im Jahr 1864. Und welcher Fürst und Zeitgenosse darf sagen, er sei nicht hingegangen, um ihr zu huldigen?

Und wer weiß, ob sie nicht noch einmal wieder einzieht in Paris und als Kaiserin-Mutter von neuem der ganzen Welt Hochachtung und Ehrfurcht abnöthigt.

Denn in Versailles und für Versailles ist nun einmal Alles möglich. Grade wie dort mehr denn irgendwo anders der Wandel im Leben der Großen dieser Erde, der Humboldt'schen „Weltelephanten", in Marmor gehauen, in Farben gemalt, in Gold eingefaßt ist, grade so zeigt dieser Wandel auch, daß auch die Niedrigen, die Erniedrigten, die in Sack und Asche Trauernden wieder erhoben werden können, daß sie wieder stark werden und auffahren wie die Adler.



Digitized by Google

Und damit sei es denn genug der Wanderung durch Park und Schloß von Versailles mit all' dem Mene tekel upharsin des allmächtigen Gottes.

Schon der heidnische, und doch so fromme Sänger des Alterthums hat es gesagt: „Kommen wird einst die Zeit, wo Priamus' Veste vergehn wird, Priamus selbst und Priamus' Volk, des lanzenberühmten."

Aber die Pariser Eintagsfliegen, zumal wenn sie in Versailles umhersummen im Sonnenstrahl des Augenblickes, glauben das nicht, oder sie denken nicht daran. Noch weniger denken die „Weltelephanten" daran! Sie lassen sich besingen und feiern, und lassen sich bei Lebzeiten Monumente setzen. Und wenn sie zusammenkommen und ihre imposanten Rüssel zusammenstecken, so nennen sie das welthistorische Momente, und diese Momente erinnern immer noch etwas an das Bild oben: „Le roi arrivant à Paris!" Das ist furchtbar komisch. Und Hegel mag Recht haben mit seinem Scherzwort: „Aus der Geschichte lernen wir, daß wir noch nie Etwas aus der Geschichte gelernt haben."

Nun, wer aus der Geschichte von Versailles noch immer Nichts gelernt hat, dem wollen wir noch eine andere Geschichte mit Illustrationen erzählen. Wir wollen das in einem getrennten Kapitel thun. Und doch kaum! Leben und Leiche, König und Königsgruft, Versailles und S. Denis hängen so innig zusammen, gehören so intim zu einander, daß wir sie auf unseren Wanderungen wirklich nicht trennen können.

Ehe wir uns aber trennen von Versailles, muß ich wenigstens mit Namen aufführen die beiden Trianons, die berühmten und berüchtigten Lustschlösser im Park von Versailles, unten rechts von dem sogenannten großen Kanal, einem künstlichen See, — Grand Trianon und Petit Trianon, das erste für die Maintenon gebaut, das zweite für die Dubarry. — „Unglück"

Digitized by Google

und „Liederlichkeit“ könnten sie eben so gut heißen. Ueberall ist auch hier das Menetekel tief eingehauen in alle Pracht und findet sich wiederholt in allen Sammlungen, die dort von Maitressen, unglücklichen Prinzessinnen, vertriebenen Herzoginnen und enthaupteten Königinnen hinterlassen sind.

Doch versäume man nicht, die Schlösser zu besehen, wenn man doch einmal in Versailles ist. Ich bin nie dazu gekommen; immer zog mich das großartige Bild „Versailles“ ab von so manchen Details, die dort sind oder gar in der Nähe liegen.



Digitized by Google

# XII.

## S. Denis.

„In Rheims sind unter Gottes Gnade siebenhundert Jahre hindurch Frankreichs Könige gekrönt worden!“ — so bemerkte ich im Anfang meiner Wanderungen. Aber fast noch einmal so lange Zeit sind sie alle in S. Denis begraben worden. Das ist ein imposantes, erschütterndes „memento mori“.

Die Kathedrale von S. Denis ist die älteste Kirche in Frankreich, wenn auch ihre Form und Ausdehnung manchen Wechseln unterworfen gewesen ist. Sie bezeichnet wirklich die merkwürdigste Stätte in und bei Paris. Darum muß jeder Reisende, der Paris besucht, unbedingt S. Denis kennen lernen.

Als der römische Präfect von Paris Sisinnius Fesceninus im Jahre 275 den heiligen Dionysius oder S. Denis, den ersten Bischof von Paris, mit dessen beiden Glaubensbrüdern Rusticus und Eleutherus auf dem Berge nördlich von Paris, der seitdem Mont martre genannt wird, hatte martern und mit dem Schwert hinrichten lassen, ging der fromme Bischof, nach der Legende von Engeln geleitet und sein eigenes Haupt in den Händen tragend, unverdrossen bis zu dem nahen Dorfe

Digitized by Google

Catuliacum, wo er mit seinen beiden Diaconen von einer frommen Frau auf deren Grundstück bestattet ward. Auf der heiligen Stätte erhob sich alsbald ein kleines Oratorium, und damit war die Kirche von S. Denis gegründet, also grade vor 1600 Jahren, und kein Sturm der Zeiten, wie viel er auch gestört haben mag, ist im Stande gewesen, die Gebetsstätte zu zerstören, von jeher einen Wallfahrtsort für die unter den Heiden lebenden Christen. — Besonders soll schon die heilige Genoveva aus Nanterre vielfach dorthin gewallfahrtet sein, und man will wissen, daß die erste Erweiterung des primitiven Oratoriums daselbst von ihr besorgt und von ihr benannt worden sei.

Dagobert I. und sein Freund, der heilige Eligius, erweiterten und verschönerten den alten Bau, und fügten ihm eine Benedictinerabtei hinzu, die allmälig eine der berühmtesten im ganzen Lande ward. — Unter den Aebten von S. Denis ist ein- für allemal Suger (1081—1151) der größte gewesen, ein Mann aus dem Volk, der 1121 zum Abt erwählt ward, ein eminenter Staatsmann, der auf die Geschicke von Frankreich und auf die der ganzen damaligen Christenheit entschiedensten Einfluß gehabt hat.

Suger war es, der im Jahr 1140 mit ganzer Macht einen Neubau der alten Dagobertskirche vornahm. Es war damals, zur Zeit der Kreuzzüge, ein wunderbarer Geist unter dem Christenvolk. Aus einer sehr belehrenden kleinen Monographie über S. Denis vom Abbé Testory (1870) entnehme ich mehrfache Notizen über die Kirche und zunächst Sugers Zeiten und seinen Kirchenbau: „Les matériaux furent pris dans une nouvelle carrière découverte près de Pontoise; les vassaux de l'église, les habitants des seigneuries voisines, nobles ou roturiers, venaient s'atteler aux chariots pour trainer les pierres et les colonnes taillées dans la

Digitized by Google

carrière et les transporter de Pontoise à Saint Denis; les enfants, les vieillards et les malades eux-mêmes voulaient faire partie du pieux attelage. Le jeune roi Louis VII, la reine Eléonore et plusieurs prélats et seigneurs posèrent les premières pierres; les assistants jetèrent des pierreries en grand nombre dans les fondations. Une foule d'artistes et d'ouvriers se réunit à Saint-Denis pour y travailler pour l'amour de Dieu." So konnte denn der Neubau schon am zweiten Sonntag des Juni 1144 eingeweiht werden. Alle nachfolgenden Zeiten suchten nun noch an der Kirche nachzuhelfen, zu schmücken, zu restauriren. Sie ward ein wundervoller Bau, und umsomehr, je mehr die Zahl der Monumente und Königsgräber sich in derselben mehrte. Bis zur Revolution zählte die Kirche 167 Grabmonumente.

Sollte man es denken, daß sogar hier vierzig Jahre einen mächtigen Unterschied machen? — Heute fährt man mit der Eisenbahn von der Gare du Nord in zehn Minuten nach S. Denis; alle Stunden geht ein Zug, denn die Stadt ist jetzt 18,000 Einwohner groß und hat einen außerordentlichen Verkehr mit Paris.

Vor vierzig Jahren wanderte ein streng gläubiger Christ nur zu Fuß nach S. Denis. — Wir thaten das am 22. September 1836 ebenfalls vom Quartier latin aus.

„Mit vieler Gewandtheit schlugen wir uns die Rue S. Denis herauf, über die Boulevards, durch die Rue du faubourg S. Denis bis zur Barrière hin am Ende der Stadt. Himmel, das ist ein Ende! Man möchte zuletzt beinahe an einem kommenden Ende verzagen und Paris für endlos halten. Dazu das Gerenne in der entsetzlich langen Straße, es ist ächt parisisch. (Damals gab es noch keinen Boulevard Sebastopol). Wenn man die Häuser hinter sich hat, so hat man schon den halben Weg nach S. Denis zurückgelegt und sieht nun die Kirchthurmspitze

Digitized by Google

in der Chaussée stehen; aber eine lange Chaussée soll erst noch durchlaufen werden, die schnurgrade und langweilig ist. — Ein Wagen jagt den andern; der Weg ist außerordentlich lebhaft; vielleicht ist nirgends so viel Communication mit Paris wie eben von dieser Seite. — Wir gingen sogleich zur Kirche. Das Portal war wegen einer großen Restauration ganz mit Balken bedeckt und man konnte kaum hindurchsehen. Von den zwei Thürmen ist nur einer ausgebaut, dem anderen fehlt die Spitze."

„Ich hatte mir eine alte, finstere, ziemlich kleine Kirche gedacht, verfallen und einigermaßen rumpelig, und in dieser Erwartung traten wir ein. — Aber welch eine Kirche, welch ein Gotteshaus! Von allen Kirchen, die ich bis jetzt gesehen (1836), ist nur in Metz der Dom, der mir noch mehr imponirt, wenn er mich auch kaum mehr überraschte. Man kann kaum ein einfacheres, edleres Schiff sehen, als das von S. Denis. Kein Bild, keine Statuen hemmen den göttlichen Aufschwung der einzelnen Bogen; Alles ist so rein und ungeschmückt wie die Gottheit selbst. Die Seitenschiffe stehen im herrlichsten Verhältniß zu den Mittelbogen; sie sind ebenfalls ohne unnützen Anhang. Das Kolorit ist hell weißlich-grau. Die Glasmalereien der Fenster um den Altar sind wunderschön, oben lichter, unten in den brennendsten Farben, so daß der Altar, der ausgezeichnet ist und zu dem breite Marmorstufen hinaufführen, mit einem Farbenschimmer übergossen ist, der mit der Sonne kommt und schwindet und einen wunderbaren Effect macht. In einem oberen Fenster sind die in Glas gemalten Portraits der Könige von Frankreich, links davon die Königinnen, rechts die Prinzen, die sich dem geistlichen Stande bestimmten. Die Glasmalereien der beiden Rosen im Querschiff sind ebenfalls herrlich; sie sind nicht so brennend, wie in Notre Dame, aber so licht, so rein; man

Digitized by Google

möchte sie nicht den rothen Rosen, sondern den weißen vergleichen oder den Lilien. — Lange, lange sahen wir das herrliche Schiff und die Fenster an und weideten uns am Totaleindruck, den dieser wahrhaft rührende Tempel macht. Dann besahen wir die Einzelnheiten mit noch anderen Fremden, geleitet von einem Kirchenwächter."

„Im Seitengange links sind zwei herrliche Denkmale aus Marmor, erst das von Ludwig XII. und Anna von der Bretagne, mit Heiligen und allegorischen Figuren, oben auf dem Denkmal die Figuren der beiden Todten, — das Ganze ein Meisterstück der Sculptur, zum Theil etwas verstümmelt. — Dann das Denkmal Heinrichs II. und seiner Gattin, eine herrliche Arbeit; oben auf demselben knieen die Fürstlichkeiten. — Auf der anderen Seite ist das Denkmal von Franz I. und seiner Gattin Claudia; die Basreliefs an demselben sind ausgezeichnet hübsch und fein. — Im Mittelraum der Kirche ist ein Stein, unter dem Ludwig XVIII. begraben liegt. Unter diesem Stein liegt immer der letztverstorbene König so lange, bis sein Nachfolger den Platz einnimmt. Zwei kleine aber sehr schöne Altäre sind links und rechts, mit kleinen Säulen aus dem 8. Jahrhundert, mit Kerzen und Krucifixen, deren zwei, aus der Zeit des heiligen Ludwig; der Altar links hat ein schönes Blatt: „Michael bekämpft Satan", und Mosaikarbeit. Der Hauptaltar ist ausgezeichnet prächtig. Im Gange hinter demselben sind mehrere hübsche Kapellen und ein zu einem Sarg ausgehöhlter Stein, klingend wie eine Glocke. Den Stein hatte sich Pipin der Kleine zum Sarg bestimmt und schon bei Lebzeiten darin zur Buße seiner Sünden oft gelegen. Aber er schläft in einem anderen Sarge."

„Nun stiegen wir in die unterirdische Kirche hinab. — Mensch, der du da hineintrittst, sei andächtig und stille, und dein Gedanke sei Gott, und dein Sinn auf den Tod gerichtet,

Digitized by Google

denn du mußt sterben, wie alle Söhne und Töchter von Capet und Valois auch gestorben sind. Und ihr Sarg ist nicht größer, als der deine auch sein wird! — Ja, diese Gewölbe sind ungeheuer ernst, — ernster, mahnender, erschütternder als Alles, was bisher an meiner Seele vorbeigegangen war. Zuerst der Sarg Chlodwigs I., des ersten christlichen Königs der Franken, seine Gattin ihm gegenüber u. s. w."

So zählt mein Studentenbericht vor vierzig Jahren all' die Merovinger, all' die Karolinger, Capetinger, Valois und Bourbonen auf, die da unten lagen. Zuletzt war da noch die Leichengruft, die sich Kaiser Napoleon I. für seine Dynastie bereitet hatte, mit zwei ehernen gewaltigen Flügelthüren, — Alles leer! Wir kommen darauf noch zurück. Ganz am Ende der Krypten flackert eine kleine Lampe neben zwei Särgen, in denen die beiden letzten Fürsten von Condé liegen sollen.

Wie wonnig war dagegen die Aussicht oben vom Thurm herab, auf den wir damals hinaufstiegen, bei der großen Glocke vorbei (22,000 Pfund schwer, ein Geschenk des fünften Karl von Frankreich)! Erst dicht unter uns das nette S. Denis, damals mit 6500 Einwohnern, jetzt 18,000; — die schöne Kirche, all' die freundlichen Häuser, besonders das ehemalige Kloster! — Früher wohnten dort im großen, altmodischen, aber sehr stattlichen Hause 80 Benedictinermönche. Das Gebäude bildet ein Viereck mit großem Mittelhofe; ein schöner französischer Park mit Rasenplätzen, Alleen und Bosquets lehnt sich daran. Dann trieben dort die Jacobiner ihr Wesen. Ein Hospital war es auch einmal. Jetzt ist es wieder eine Art von Kloster, ein Fräuleinstift für die Töchter der Ritter der Ehrenlegion mit 500 Pensionairinnen. Wir sahen von unserem Thurm herab die Mädchen in einer Art Ordenstracht, schwarz und weiß, wie Nonnen, im Park umherspazieren. Die Erziehung soll, soweit solche Massenerziehung zu übersehen ist,

Digitized by Google

ausgezeichnet sein. Daß aber manche Anecdoten, die selbst bis zu Lustspielen ausgesponnen worden sind, über die Mädchen von S. Denis curstren, ist begreiflich.

Herrlich war auch die Fernsicht vom Thurm herab. Ueberall in der Ebene Gärten, Felder von Alleen durchzogen, freundliche Dörfer und nette Städte, dort im Norden Montmorency, dort im Südosten Vincennes, die wundervollen Biegungen der Seine, ganz in der Ferne an den Bergen der Wallfahrtsort S. Prie, — vor Allem aber die Kuppeln von Paris, das Pantheon, die Invaliden, der Triumphbogen, — nun, solch ein Panorama unter blauem französischen Herbsthimmel will gesehen sein. — Wir gingen zurück.

Vor der Stadt stiegen die übermüthigen Studenten trotz der Wanderung von drei Meilen noch auf den Montmartre hinauf, den damals so malerisch außerhalb der Stadt gelegenen, um das Andenken des wackeren S. Denis noch einmal zu ehren und noch einmal ein belebtes Weltpanorama zu überschauen.

So meine Studentenwallfahrt nach S. Denis vor vierzig Jahren. Anno 1875 fuhren wir mit der Eisenbahn hin. Alles war eben anders geworden.

Dieses Mal lag die herrliche Kirchenfaçade unverdeckt da, ungefähr 130 Fuß breit, mit drei prächtig verzierten Portalen. Doch waren die Thürme ganz anders. Der eine war vom Blitz getroffen worden und niedergebrannt. Dann hatte man ihn wieder aus Stein aber zu schwer aufgebaut, wodurch die Basis gelitten haben soll. Aber doch machte das Kirchenmonument einen imposanten Eindruck.

Auch das Innere der 338 Fuß langen und ungefähr 90 Fuß hohen Kirche zeigte sich wieder in voller Erhabenheit, nur war mir doch gar zu Vieles restaurirt und so neu gemacht, daß man kaum glaubte in der so alten Kirche zu sein,

Digitized by Google

an der alle Geschicke Frankreichs, seine politischen Kriege und seine geistlichen Fehden, seine Revolutionen und aller Umsturz seiner Dynastieen vorbeigegangen sind.

Grade in Bezug auf letztere, auf Revolutionen und Umsturz von Dynastieen müssen wir noch einmal den Königsgräbern von S. Denis einige Momente weihen. Nicht alle Fürstenleichen, die in S. Denis schlummern, sind dort gleich nach ihrem Tode beigesetzt. Gar manche, die in anderen Kirchen bestattet waren, wurden erst später in die Krypten von S. Denis gebracht. Und wie viele, die dort beigesetzt sind, sind von ungeheurer Schandthat herausgerissen und umhergeworfen worden!

Um nun aber alle noch vorhandenen Särge und Monumente zur Anschauung zu bringen, hat man in ganz neuer Anordnung dieselben, soweit sie ausgestellt werden können, im Chor vor dem Hauptaltar und zu beiden Seiten desselben aufgestellt. — Die Zahl dieser Sarcophage und Monumente beläuft sich heutigen Tages auf fünfundfünfzig, und wirklich kann man kein großartigeres „campo santo" sehen, wie diesen Raum vor dem Altar von S. Denis. Der älteste Todte ist natürlich Clodwig selbst. Erst im Jahr 1807 fand man in Paris seinen Sarcophag und brachte ihn nach S. Denis; der älteste aber gleich nach seinem Tode hier begrabene Merovinger ist Dagobert, Sohn des Chilperich und der Fredegunde, 580 in S. Denis beigesetzt, dieser Fürstensohn ja nicht zu verwechseln mit Dagobert I., der 638 starb, ein Blutmensch, der 10,000 Bulgarenfamilien, welche vor den Hunnen zu ihm geflüchtet waren, ermorden ließ.

Die angedeuteten 55 Grabmonumente oben in der Kirche von S. Denis, die ich vor vierzig Jahren fast noch alle in den Krypten unten stehen sah, sind nicht chronologisch, sondern eher in einer Art von Symmetrie zu beiden Seiten aufgestellt.

Digitized by Google

Und so hat auch der Abbé Testory sie in seinem belehrenden Werke behandelt. — Manche Fürsten, namentlich Merovinger, haben nie einen bemerkenswerthen Grabstein gehabt. Auch der Sarg Karls des Kahlen ist verschwunden. Großartige Mausoleen, z. B. von Philipp August (1223) und Louis VIII. (1226), wurden unter Karl VI. in den Kriegen mit den Engländern zerstört, und durch Kupfergedenktafeln ersetzt, die dann auch im Jahr 1793 verschwunden sind. — Dem Grabmal Karls VIII. (1498) mit prächtig vergoldeter Bronce ging es nicht anders; die Revolution schmolz es ein „pour faire des gros sous ou fabriquer des pièces d'artillerie".

Von Bourbonen sind 4 Könige, 5 Königinnen und 45 Prinzen und Prinzessinnen in S. Denis beigesetzt. — Nach der Restauration kamen noch 10 Bourbonen hinzu; die Restauration setzte selbst dem sechszehnten Ludwig und seiner Gemalin Marie Antoinette unten in den Krypten zwei Statuen. — Charles X. und Louis Philipp starben im Exil.

Das Gräßlichste geschah mit S. Denis im Jahr 1793. Der Nationalconvent befahl die Königsgräber von S. Denis zu zerstören. — In drei Tagen wurden 51 Särge und Monumente demolirt. Des vierten Heinrichs Leiche, die noch vollkommen conservirt war, blieb einige Zeit für die Neugierigen ausgestellt. Dann wurden die Leichen in Gruben geworfen, der Kirchenschatz geplündert und das Blei sogar vom Kirchendach abgerissen. — Napoleon I. ließ, da er sich selbst die Kirche zu seinem Mausoleum ausgesucht hatte, Alles möglichst wiederherstellen. Louis XVIII. setzte die Arbeiten fort, und im Jahr 1817 wurden die Fürstenreste von drei Dynastieen wieder zusammengesucht und in ein Grab nördlich von der Kirche gelegt. Zwei schwarze Marmortafeln enthalten die Namen Derer, die „einst die Mächtigen dieser Erde waren", 25 Könige, 17 Königinnen und 71 Prinzen und Prinzessinnen „du sang royal".

Digitized by Google

Immer bleibt es unmöglich, die Zahl aller hohen Häupter anzugeben, die im Ganzen in S. Denis begraben sind. — Vor der Revolution soll ein alter Benedictiner die Zahl über dreihundert taxirt haben. In allen Theilen der Kirche sah man Monumente. — Seit dem dreizehnten Jahrhundert kamen noch einige wenige Männer von Verdienst hinzu, ihrer doch nur zwölf, Duguesclin, Louis de Santerre und Turenne u. a. m. Turenne ist dann nach dem Invalidendom versetzt worden.

Ehe wir einige Blicke auf die höchst merkwürdigen Sarcophage und Monumente werfen, die man jetzt, wie ich schon sagte, oben in der Kirche aufgestellt zeigt, müssen wir doch noch einmal in die Krypten hinuntersteigen und ganz in die Worte des Abbée Testory eingehen: „In diesem Augenblick zeigt die Krypte eine vollständige Unordnung. Ihre einst so graciösen Kapellen sind zerstört und ohne Altäre, und ihre Thüren öffnen sich nur, wenn man irgendwelche Baumaterialien herausholen, oder ein Fragment alter Sculptur aufsuchen will. Die Centralkrypte grade unter dem Altar wurde in Eile bei dem unvorhergesehenen Tode Heinrichs IV. eingerichtet.“ Hier lagen alle Bourbonen fortan bis zu 54 Särgen so dicht, daß nicht ein Sarg mehr hinein konnte. Da machte die Revolution so gräulich Platz. — Dennoch sind noch wieder zwölf Bourbonensärge hinzugekommen, die von dem enthaupteten Königspaar, welches man wieder auffand auf dem alten Kirchhof der Madelcine, wo die Chapelle expiatoire steht, — ferner von der Adelaide und Victoire de France, Ludwigs XV. Töchter, die im Exil starben, — des Königs Ludwigs XVIII., des Herzogs von Berry und zweier Kinder desselben, und der beiden letzten Condés, wie ich schon oben angab. Dazu kamen noch zwei ältere Särge, — Louis VII. und Louise von Lothringen, Gemalin von Heinrich III. Diese Särge stehen alle

Digitized by Google

auf Rosten von eisernen Stangen, damit sie sich besser halten. Ils sont recouverts de draps mortuaires, que le temps et l'humidité ont mis en lambeaux. Ja, „lambeau“ ist Alles da unten in der Krypte!

An den tragischsten „lambeau“ hat der wackere Testory, der dieses Wort erfunden hat, aber gar nicht gedacht, als er es im Jahr 1870 drucken ließ. — Als ein getreuer geistlicher Satrap von S. Denis unter dem Perserkönig Napoleon III. bespricht er die Napoleonskrypte und endet mit der Bemerkung, daß diese noch keinen Sarg einschließe: denn „Napoléon I. repose sous le dôme des Invalides et le roi de Rome est toujours en Autriche. — Demandons à Dieu pour le bonheur et la prospérité de la France que ce caveau reste vide longtemps et longtemps encore.“

Diese letzten mit gesperrter Schrift im Buch (S. 63) Testorys hervorgehobenen Worte einer gewissen Proskynese sind, wie Alles in S. Denis, zu einem furchtbaren Menetekel geworden. Oui, ce caveau restera vide longtemps, toujours vide! Denn Napoleon III., der „pour le bonheur et la prosperité de la France“ noch lange leben sollte, fiel uns um dieselbe Zeit heimtückisch und wahnsinnig an, und ward geschlagen und gefangen genommen und von seiner Nation ausgethan, — und starb im Exil. Nicht einmal das Caveau von S. Denis ist ihm gegönnt gewesen. — Möge der erste Napoleon immerhin unter dem Invalidendom ruhen bleiben. Möge der Herzog von Reichstadt immer „en Autriche“ bleiben, und der dritte Napoleon in England ungestört schlummern „longtemps encore pour le bonheur et la prosperité de la France“.

Mit Wehmuth aber schaut wohl Jeder, der mit Wohlwollen und Liebe Frankreichs gedenkt, und in die Mitte der

Digitized by Google

Todtenmonumente vor dem Altar von S. Denis tritt, sich um nach der Stelle, an der sonst Frankreichs Siegeszeichen, sein Palladium hing, die so berühmte Oriflamme! Was war sie, wo ist sie geblieben?

Die Oriflamme soll dem Kloster S. Denis vom Himmel geschenkt worden sein. Richtiger ward sie vom König Dagobert an S. Denis geschenkt, und selbst von Karl dem Großen geführt. Ein alter französischer Schriftsteller sagt von ihr: „Cet étendard est d'un sendal fort épais, fendu par le milieu en façon de gouffanon, fort caduque, enveloppé autour d'un bâton de cuivre doré et un fer long et aigu au bout.“ Die Fahne war roth und mit Gold durchstickt und hing neben dem Altar der Kirche. Sie ward in alten Zeiten dem Heer zur Schlacht vorangetragen. Zuletzt erschien sie auf dem unglücklichen Schlachtfeld von Azincourt, 25. October 1415. — Im Jahr 1793 war nur noch die Fahnenstange mit einigen Läppchen des Zeuges vorhanden, und diente einem Kinde zum Spielzeug. Doch soll das schon eine falsche Oriflamme gewesen sein. Die ächte ging verloren vor Damiette, als Ludwig IX. dort im Kreuzzuge focht. Die Oriflamme, welche vom Hause d'Harcourt zu den Zeiten des dritten Heinrich († 1586) geführt ward, war wohl eine nachgemachte.

.Der größte Augenblick in der Geschichte von S. Denis hängt mit dieser Oriflamme zusammen. Der heilige Bernhard predigte den zweiten Kreuzzug! — „Dieu le veut!“ rief Frankreich. Der König Louis VII., die Königin Eleonore, alle Edlen und eine Unzahl gemeinen Volkes nahmen das Kreuz. Der Papst Stephan III. kam nach Paris; er selbst und der Abt Suger überreichten bei der Osterfeier 1147 in S. Denis dem König die Oriflamme. Suger blieb als Regent von Frankreich zurück. Er that für den Kreuzzug, was in Menschenkräften lag, aber er zehrte sich auf in Kummer und Arbeit,

Digitized by Google

und starb am 12. Januar 1151, von seinen Zeitgenossen „père de la patrie“ genannt. — Ebenso empfing der heilige Ludwig die Oriflamme vor dem Altar in S. Denis, als er gegen Egypten zog (1248). Nach diesem unglücklichen Zuge folgte der noch unglücklichere gegen Tunis (1270), und Philipp der Kühne brachte den heiligen Ludwig im Sarge mit nach S. Denis, dazu seinen eigenen Vater, den König von Navarra, und seine Gattin Isabeau mit dem todten Kinde, bei dessen Geburt sie selbst gestorben war, — dazu einen Sarg mit dem Grafen von Nevers. In langem Zuge trug König Philipp selbst mit seinen Großen den Sarg des heiligen Ludwig auf den Schultern von Paris nach S. Denis, — alle Ordensgeistliche zogen mit in langer Prozession; der Weg ist eine Meile lang.

Nach Verlust der Oriflamme ward auch S. Denis von den Engländern genommen. Dafür aber ward jene Hirtin von Domremy zu einer Heldin von Frankreich erweckt. Sie führte den König Karl VII. siegreich zur Krönung nach Rheims (17. Juli 1429) und nahm am 26. August, einen Monat darauf, auch S. Denis ein. „La pieuse héroine suspendit aux murs de la basilique son armure, qu'elle offrit à Dieu, à la Sainte Vierge et au saint patron de la France.“

Das sind einige Notizen aus guten und bösen Tagen von S. Denis. Wir wollen nur noch eine hinzufügen. Während die Könige von Frankreich in Rheims gekrönt wurden, wurden die Königinnen häufig in S. Denis gekrönt. So zuletzt noch die Marie von Medicis. Heinrich IV. soll nur mit großem Widerwillen seine Zustimmung gegeben haben zur Ceremonie am 13. Mai 1610. Die Gräber seiner Vorfahren erfüllten ihn mit Grauen und den trübsten Vorahnungen. Am folgenden Tage ward er von Ravaillac erstochen, und bald darauf in S. Denis beigesetzt.

Digitized by Google

Aber wir stehen vor dem Altar von S. Denis und müssen uns die Steinsärge und Steinmonumente etwas ansehen.

Zuerst nennen wir Clodwig, Clovis. Seinen Steinsarg fand man 1807 in Paris in der alten Genovevakirche, die er selbst gegründet hatte. Doch soll der Steinsarg aus dem zwölften Jahrhundert stammen, wahrscheinlich als Ersatz eines früheren von den Normannen zerstörten. Nach dem Bildniß oben drauf war Clovis ein kleiner gedrungener Mann.

Dann besehen wir die Särge von Fredegunde und Dagobert. — Fredegundens Sarg, der vielleicht, ja wahrscheinlich aus ihrer Zeit selbst stammt, ist höchst künstlich eingelegt und bunt zusammengesetzt, ein rechtes Unicum von altchristlicher Kunst. — Und doch ist sein Sarg, Dagoberts, noch wunderbarer, nach einer alten Legende, die an Dantes „divina comedia“ erinnert. Zufällig besitze ich eine Abbildung davon: „Dämonische Gestalten in einem Schiff haben den Dagobert gefesselt und wollen gewiß mit ihm zur Hölle fahren; Heilige in Bischofsgewändern erlösen ihn“. Die Basreliefs sind teuflische Imaginationen. Man sehe sie sich recht an, wenn man S. Denis besucht. — Eigenthümlich ist es, daß man auch in diesen alten Christenzeiten, die sich gewiß nicht viel um die antike Kunst von Rom bekümmerte, die Figuren grade wie auf altrömischen Särgen nach unten hin verkürzte, wie z. B. auf dem Sarge des Childebert, Sohnes und Nachfolgers des Clovis.

Ebenso interessant ist es, daß man auf den Steinsärgen selbst politische Combinationen andeutete. — Auf dem Sarcophag des zweiten Clovis ist neben dem schwachen König der gewaltige Karl Martell eingehauen, der in der furchtbaren Schlacht von Tours (732) das christliche Abendland von den Muselmännern befreite. — Auch ist das bemerkenswerth, daß sich die Helden jener Zeit selbst noch in der Kirche den Platz



Digitized by Google

wählten, der ihnen im Leben zukam. Pipin der Kleine, der mächtiger war als sein merovingischer Zeitgenosse, ließ sich neben der Thür der Kirche begraben, und erst der heilige Ludwig ließ den Sarg in die Kirche hineinbringen und dorthin setzen, wo er noch heute steht. — Nicht weit von ihm steht der Sarcophag seines Sohnes Karlmann.

Doch können wir unmöglich alle die 55 Todtendenkmale specificiren, die im Chor von S. Denis in der angedeuteten Anordnung auf beiden Seiten aufgestellt sind oder schon früher dort standen. Von den letzteren habe ich die schon angegeben, die vor vierzig Jahren meine Aufmerksamkeit besonders fesselten; die sind wirklich die bedeutendsten.

Damals ärgerten mich verschiedene Impietäten, die von verruchten Händen an diesen ebenso schönen wie ehrwürdigen Kunstdenkmalen ausgeübt worden waren. Und nun, nach fast vierzig Jahren sollte ich mich noch einmal daran ärgern. — Der Führer nämlich, der von der Regierung zur Demonstration der Gräber angestellt ist, und der uns mit einer Schaar anderer Besucher umhergeleitete, beging die Dummdreistigkeit, einige Zerstörungen unten in den Krypten, die ich schon 1836 gesehen hatte, den „prussiens“ vom letzten Feldzug zuzuschreiben. Ich redete absichtlich etwas lauter deutsch, um den Schlingel zu warnen. Als er aber bei einer anderen Verletzung eines Monumentes oben im Chor, die mir vor vierzig Jahren nicht entgangen war, noch einmal den dummen Schnack von den „prussiens“ anfing, und zwei sentimentale Französinnen mit Abscheu ausriefen: „Oh les scélerats“, da lief mir die Galle über; ich fuhr den Kerl ganz gehörig an, und erzählte ihm, daß ich die „sacrilèges“ schon vor vierzig Jahren als Student gesehen hätte. Der Mann hatte das wohl nicht erwartet, er ward verlegen, entschuldigte sich mit den Relevés des Abbé Testory, — kurz, er bekam Furcht,

Digitized by Google

als ich ihm gradezu sagte, ich würde mich über ihn in Paris beklagen. Und damit gingen wir fort, ohne daß Jemand etwas gegen mich zu sagen wagte. — Ich habe auch Wort gehalten; doch ward ich durch eine begütigende Zuschrift von der deutschen Gesandtschaft beschwichtigt. Und meine patriotische Seele war wirklich zufriedengestellt. Das war mein Kampf „pour le roi de Prusse“ mitten in Frankreich, obwohl ich kein Preuße bin.

Ich würde eine Wesentlichkeit der Kirche von S. Denis vergessen, wenn ich nicht ihrer Orgel Erwähnung thäte. Sie besteht, wenn ich nicht irre, aus 4500 Pfeifen und ist ein ganz bedeutendes Kunstwerk, welches in jener Gegend wohl nur von der Orgel in S. Sulpice übertroffen wird.

Und was ist nun die Moral von S. Denis?

Der wackere „Wandsbecker Bote“ Matthias Claudius erzählt einmal die Hinrichtung des unglücklichen letzten Hohenstaufen und schließt mit der Moral: „Man soll kein Hohenstaufe sein.“ — Und so möchte ich auch im Hinblick auf die Gräber von S. Denis sagen: „Man soll keine vornehme Person sein, weder ein Merovinger, noch ein Carolinger, weder ein Capetinger, noch ein Valois, weder ein Bourbon, noch ein Napoleonide, und zuletzt nicht einmal ein Orleans. — Denn im besten Falle werden die Todten mit ihren Särgen hin- und hergeschubbt, sind bald unten, bald oben, bald hüben und bald drüben, — in weniger gutem Falle werden sie aus den Särgen gerissen, und in Kalkgruben und Erdlöcher geworfen, und nachher wieder in geeigneten Kavelingen zusammen eingegraben. Im schlimmsten Fall kommen sie gar nicht einmal in den Besitz ihrer Todenstätte! Ihre eigene Nation expropriirt sie und bringt sie nicht nur um Thron und Krone, sondern selbst um das Todtengewölbe. Ein Bourbonenkönig liegt weggejagt im Ausland; zwei bis drei Napoleoniden sind



Digitized by Google

auch in der Fremde begraben. Und wer weiß, ob der Eine unter dem Dome der Invaliden seiner Stätte ganz sicher ist? Auch der Orleanskönig liegt außer Landes begraben. Und was noch kommen kann und kommen wird, das mögen die Götter wissen. — Beim Napoleonssarg im Invalidendom fällt mir immer der Phra Ramenka, Kaiser von Egypten, ein. Der war ein mächtiger frommer Mann und ward in seiner Pyramide (bei Ghizeh, westlich von Kairo) begraben. Schon hatte er manch Jahrtausend in seinem Dom geschlafen, da kam ein Engländer mit seinem Luftschiff den Nil heraufgefahren, und holte sich den Sarg des Ramenka, der eben so schön war, wie der Napoleonssarg unter dem Dom der Invaliden, nein, er war noch viel schöner —, aus der dritten Pyramide heraus und ging damit nach England. Aber an der spanischen Küste überfiel ein Sturm den fliegenden Holländer. Alles Schwere mußte in die See geworfen werden, besonders der Sarg des Ramenka. Die Mumie des Pharao aber wog kaum einige Pfund, und blieb am Bord, und kam glücklich nach England, wo sie im brittischen Museum von London umsonst zu sehen ist. — Und wer weiß, ob es dem Septenatslande, dem Lande der sieben mageren Kühe, nicht auch einmal so ergeht! Vielleicht kommt nach vielen Jahren einmal ein Yankee die Seine herauf und nimmt sich den Napoleon mit und macht sich mit den Särgen von S. Denis ein Museum, grade wie unsere Zeit es mit den alten Resten aus Mizraim ja auch gemacht hat. — Dagobert und Fredegunde, Fredegunde und Dagobert! Herrliche Museumsstücke müßten ihre Särge abgeben in so einem transatlantischen Museum! —

Wer aber ein reizendes Gegenbild den Todten- und Leichenschändungen von S. Denis gegenüber sehen will, dem rathen wir, wenn er ein guter Fußgänger ist, noch etwas weiter,

Digitized by Google

bis Montmorency zu gehen, der kleinen Stadt, aus der die großen Montmorencys herstammen. Dort steige er zur Kirche hinan und gehe links um dieselbe herum. Wenigstens konnte ich das im Jahr 1836, am 27. September. „Dort hat man eine Aussicht, die so recht laut und jubelnd ruft, daß es französisches Land ist, was man sieht. Kaum würde man in der That eine buntere, variirtere Gegend finden können, als diese hier. Ein breiter, herrlicher Grund dehnt sich vor den Blicken aus mit einer Menge prächtiger Landhäuser, Dörfer, Parks, Weinbergen, Pappeln, Trauerweiden und Kastanienhölzungen, und einem wunderhübschen See! Drüben dehnen sich mäßige Höhen aus. Links, ganz in der Ferne (zwei deutsche Meilen) erkennt man am blauen Himmel die Invalidenkuppel und den Triumphbogen — gradeaus die Höhen von Versailles und den Mont Calvaire. Wahrlich diese Landschaft ist das bunteste, lachendste und anlockendste Herbstgemälde, was man sehen kann, ein Bild der üppigsten Fruchtbarkeit und des Wohlstandes. Ich durchlief das Nest, das sich mit seinen Landhäusern recht stattlich macht, nach allen Dimensionen. In dem wirklich malerisch schön gelegenen Montmorency einsiedelte J. J. Rousseau, als er seinen ‚Emile' schrieb. Vom alten Stammschloß der berühmten Familie ist nichts mehr zu sehen."

„Ich stieg wieder hinab in die Ebene und verfolgte einen Fußsteig nach Enghien (mit Schwefelquellen), bekannt genug durch den 1804 erschossenen Herzog. Da ist ein herrlicher, ganz herrlicher See, rings von Parks und Gebüsch eingeschlossen, aus denen die stattlichsten Villen hervorragen — das Wasser so klar wie ein Krystall, die Ufer so dicht beschattet — Böte und Schwäne rudern darauf umher, — es erinnerte mich an Eutin, das freundliche Eutin mit seinem zauberischen See, und ich konnte mich lange nicht losreißen von Enghien; denn an heimische Erinnerungen knüpfte sich der französische

Digitized by Google

Himmel an und eine abundantere Vegetation, als sie unser Norden bietet. Die durchsichtigen Wellen werden mir wohl immer unvergeßlich bleiben, und ich werde noch lange und oft an die schattigen Ufer des hübschen Sees zurückdenken. Die Landhausbewohner in Enghien sind von der feinsten Pariser Gesellschaft; alles ist dort Eleganz, und die niedlichen Pariser Mädchen rudern mit Ballhandschuhen in den zierlichen Nachen umher."

„Von dort schlug ich die Chaussee nach Argenteuil ein, die sich etwas in die Höhe zieht. Wenn man oben ist, so hat das Auge die vollste, üppigste Aussicht auf den Seinegrund. Ganz links sind alle Kuppeln von Paris, dann die zierlichen, weiten Bogen der Seine, alle die freundlichen Oerter auf den Ufern derselben, Rebenhügel, Waldungen, Parks, Landhäuser, Windmühlen, es ist zum Todtlachen bunt und lustig. Dazu kam noch die Weinlese. Es wimmelte überall von Winzern. Die Aussicht und der ganze Eindruck kamen mir so unerwartet und letzterer war so schlagend, ja so majestätisch, daß ich ordentlich erschrak."

„Ich kam nach Argenteuil, berühmt durch Abélard und Heloise, einem Städtchen an der Seine von (damals) 6000 Einwohnern und mit einer Brücke über den Fluß, der hier recht breit und voll ist, dann nach Courbevoie mit hübschen Landhäusern, — endlich Neuilly u. s. w."

Wenn ich aber meine Leser an der Hand meines alten Pariser Tagebuches, an einem Tage und auf einem Spaziergang, zehn volle „lieues" habe laufen lassen, so müssen sie das nicht übel nehmen. Wären sie wirklich mit mir gewesen, so würden sie mir doch, wenn auch etwas abgemattet, zugerufen haben: „Ja, wir haben vieles Schöne, Ernste, Große und Himmlische gesehen, zumal den blauen Himmel selbst, dessen Herbsttinte wirklich wunderbar tiefblau ist!"

Digitized by Google

Ja, jener 27. September 1836 war ein göttlicher Tag für mich, so recht ein Tag „sous le beau ciel de notre France“!

Und doch ward ich später einmal sehr ernst an ihn erinnert!

Als unsere Heere nach dem letzten französischen Kriege nach Hause gekommen waren, erzählte mir ein junger Krieger, wie er in einer Mainacht 1871 hinter der Kirche von Montmorency stand und Paris in Flammen aufgehen sah. Das muß ein schrecklicher Anblick gewesen sein: „der ganze ferne Horizont von Osten nach Westen schien ein Feuermeer zu sein“.

Digitized by Google

# Schlußworte.

## Feuer, Flammen und Ende.

Die deutsche Kriegsmuse des letzten französischen Feldzuges, die sich von der unseres Theodor Körner oder gar von der des Schwedenkönigs Gustav Adolph wesentlich unterscheidet, hat sich unter anderen Schnurren auch der lateinischen Genusregeln bemächtigt und ein Spottlied auf Paris gemacht, welches mit den Worten endet:

Was ist dann, Paris, dein finis?
Ignis, lapis, pulvis, cinis!

Ja, in den entsetzlichen Maitagen von 1871 schien die große Babel an der Seine wirklich vom Feuer gefressen, in einen wüsten Steinhaufen verwandelt und zu Staub und Asche gemacht werden zu sollen. Aber auch hier trat das ein, was der Herr zum Propheten Jona gesagt hat (Jona 4, 11). Ihn jammerte der Stadt, und Paris wurde gerettet.

Man mache mir keine Vorwürfe, daß ich den Brand von Paris so furchtbar ernst nehme, daß ich ihn wie ein Weltunglück ansehe. Ich habe schon im Verlauf meiner Wande-

Digitized by Google

rungen gar oft darauf hingewiesen. Und doch kann ich nicht umhin, diesen ungeheuren Brand noch einmal zu betrachten, und seine Ausdehnung und Bedeutung nach dem Journal officiel vom 5. Juni 1871 an genau zu verfolgen mit Voraufschickung der Liste derjenigen Monumente, Paläste und Privathäuser, die vom Feuer der Commune in deren Schreckensherrschaft von 73 Tagen ganz oder theilweise zerstört worden sind:

| | | |
|---|---|---|
| 1. | Colonne de la place Vendôme . . . . . | 1 |
| 2. | Rue Boissy d'Anglas no. 31 . . . . . | 1 |
| 3. | Rue du Faubourg-Saint-Honoré no. 1, 2, 3 . . | 3 |
| 4. | Rue Royale no. 15, 17, 19, 21, 23, 16 . . . | 6 |
| 5. | Rue S. Honoré no. 422, 424 . . . . . | 2 |
| 6. | Ministère des Finances . . . . . | 1 |
| 7. | Les Tuileries . . . . . | 1 |
| 8. | Pavillon de la bibliothèque du Louvre . . . . | 1 |
| 9. | Palais-Royal . . . . . | 1 |
| 10. | Rue de Rivoli no. 33, 35, 37, 39, 79, 91, 93, 80, 82, 84, 86, 98, 100 . . . . . | 13 |
| 11. | Place du Louvre no. 1 . . . . . | 1 |
| 12. | Rue du Louvre no. 6, 8 . . . . . | 2 |
| 13. | Boulevard Sébastopol no. 9, 11, 13 . . . . | 3 |
| 14. | Rue Saint-Martin no. 8, 10, 12, 16, 18 . . . | 5 |
| 15. | Rue Saint-Bon no. 1, 3 . . . . . | 2 |
| 16. | Rue de la Tâcherie no. 2, 4, 5, 7, 8, 10 . . | 6 |
| 17. | Rue de la Coutellerie no. 2, 3, 5 . . . . . | 3 |
| 18. | Avenue Victoria no. 2, 4, 6, 3, 5 . . . . . | 5 |
| 19. | Théâtre-Lyrique . . . . . | 1 |
| 20. | Quai de Gesures ou Lepelletier no. 9, 4, 6 . . | 3 |
| 21. | Place de l'Hôtel de Ville no. 3, 7, 9 . . . | 3 |
| 22. | Hôtel de Ville . . . . . | 1 |
| 23. | Mairie du 4$^{me}$ arrondissement, rue Vieille-du-Temple | 1 |

Digitized by Google

24. Rue Saint-Antoine, no. 212, 214, 218 . . . 3
25. Eglise Saint-Eustache . . . . . 1
26. Palais de justice . . . . . 1
27. Nouvelle Préfecture de police . . . . . 1
28. Ancienne Préfecture de police . . . . . 1
29. Quai Voltaire, no. 13 . . . . . 1
30. Rue de Lille, no. 48, 50, 52, 27, 37, 39, 41, 43, 45, 49, 51, 53, 55, 61, 63, 65, 67, 69, 71, 81, 83, 85 . . . . . 22
31. Caisse des dépôts et consignations . . . . . 1
32. Partie de la caserne du quai d'Orsay . . . . 1
33. Conseil d'Etat . . . . . 1
34. Légion d'honneur . . . . . 1
35. Rue du Bac, no. 5, 7, 9, 11, 13, 4, 6 . . . 7
36. Rue de Grenelle, no. 1 . . . . . 1
37. Carrefour de la Croix-Rouge, rue de Sèvres, no. 2 1
38. Gare Montparnasse, très-endommagée . . . . 1
39. Boulevard Montparnasse, no. 5 . . . . . 1
40. Avenue Rapp, cartoucherie . . . . . 1
41. Rue Vavin, no. 1, 2, 18, 20, 54 . . . . . 5
42. Rue Notre-Dame-des-Champs, no. 52, 54 . . . 2
43. Rue Bréa, no. 1 . . . . . 1
44. Rue Delambre, no. 2, 4 . . . . . 2
45. Rue d'Enfer, maison du Bon-Pasteur . . . . 1
46. Les Gobelins, en partie . . . . . 1
47. Gare d'Orléans, en partie . . . . . 1
48. Port de Bercy, no. 10, 12, 13 . . . . . 3
49. Mairie et église de Bercy . . . . . 2
50. Place de la Bastille, no. 11, 6, 8, 10, 12, 14 . 6
51. Direction d'artillerie, rue de la Cerisaie . . . 1
52. Direction d'artillerie, place de l'Arsenal . . . 1
53. Grenier d'abondance, boulevard Bourdon . . . 1

Digitized by Google

54. Boulevard Contrescarpe, no. 2, 42 . . . . . 2
55. Place Mazas, no. 2 . . . . . 1
56. Quai de la Rapée, no. 81, 87, 90, 96, 100, 102 6
57. Rue Lacuée, no. 2, 4, 6 . . . . . 3
58. Rue Traversière, no. 1 . . . . . 1
59. Boulevard Mazas, no. 1, 4, 5, 14, gare . . . 5
60. Rue des Terres-Fortes, no. 15, 17 . . . . . 2
61. Rue de Lyon, no. 45, 47 . . . . . 2
62. Rue de Charenton, no. 1, 4 . . . . . 2
63. Rue du Faubourg-Saint-Antoine, no. 2 . . . . 1
64. Rue de la Roquette, no. 1, 3, 5, 7, 9, 11, 13, 15, 17, 23, 18, 20, 22, 24 . . . . . 14
65. Boulevard Beaumarchais, no. 1, 2, 3 . . . . 3
66. Boulevard Richard-Lenoir, no. 20 . . . . . 1
67. Rue Sedaine, no. 1 . . . . . 1
68. Rue d'Aval, no. 8, 9 . . . . . 2
69. Boulevard du Temple, no. 52, 54 . . . . . 2
70. Place du Château-d'Eau, no. 7, 9, 13, 15 . . 4
71. Boulevard des Amandiers, no. 2, 4, 6, et Magasins-Réunis . . . . . 4
72. Boulevard Voltaire, no. 2, 4, 20, 22, 60, 1, 3, 5, 25 . . . . . 9
73. Place Voltaire, no. 7, 9 . . . . . 2
74. Rue de la Folie-Méricourt, no. 115 . . . . 1
75. Quai de Valmy, no. 25, 27, 29 . . . . . 3
76. Rue du Château-d'Eau, no. 5 . . . . . 1
77. Rue de Bondy, no. 15, 17, 19, 21, 8, 32 . . 6
78. Théâtre de la Porte-Saint-Martin, no. 16, 18, 20 3
79. Rue du Faubourg Saint-Martin, no. 65, 67, 69 . 3
80. Villette, rue de Flandre, no. 1, Cadran-Bleu . 1
81. Docks de la Villette . . . . . 1
82. Greniers d'Abondance, rue de Crimée . . . . 1

Digitized by Google

| | | |
|---|---|---|
| 83. | Greniers d'Abondance, sur le quai de la Loire . | 1 |
| 84. | Rue Curial, ateliers des Petites-Voitures . . . | 1 |
| 85. | Rue de Crimée, no. 155, 156, 158 . . . . | 3 |
| 86. | Quai de la Loire, no. 84, 86 . . . . . | 2 |
| 87. | Rue Vera-Cruz, Grand café Oriental . . . . | 1 |
| 88. | Cours de Vincennes, angle du boulevard de Picpus | 1 |
| 89. | Boulevard Picpus, no. 106 . . . . . | 1 |
| 90. | Rue de Douai, no. 62, maison des Dames de Picpus | 1 |
| 91. | Place Saint-Georges, hôtel Thiers . . . . . | 1 |
| | Total | 238 |

„Mit der offenen Anzeige an Frankreich" — sagt das Journal officiel —, „daß die Mehrzahl der Paläste von Paris, die Tuilerien, das Palais Royal, das Hôtel de Ville, der Palast auf dem Quai d'Orsay ruinirt sind, mit dem offenen Geständniß, daß es unmöglich sei, sie wieder zu erbauen, wie sie vor der Feuersbrunst waren, ist es constatirt, daß unsere Museen, wo so viele Kunstschätze aufgespeichert sind, vor den Flammen gerettet wurden.

„Unsere schönen Marmorwerke, unsere großen Louvrebilder sind bewahrt worden. Wir haben Nichts verloren, absolut Nichts. Das Museum von Cluny, das Museum von Luxembourg, das Museum von Sèvres ist ebenfalls gerettet. Das erste hat behalten alle seine Schätze, seine Faiencen, seine Glassachen, seine Rüstungen, seine Edelsteine, seine Mobilien. Das zweite bewahrt uns unverletzt die Bilder der jetzigen französischen Schule. Das dritte endlich, nach Paris gebracht beim Anrücken der Preußen, ist durch ein Wunder den Communisten entgangen. Nur die Gobelins sind abgebrannt mit den herrlichen Teppichen, die sie enthielten.

„Außer den Bibliotheken des Louvre und des Palais Royal sind alle unsere Bibliotheken gerettet. Das Arsenal ist den Flammen entgangen, die den Grenier d'abondance ver-

Digitized by Google

schlangen. — Sainte Geneviève, die Bibliothek der Sorbonne, die schöne Sammlung des Herrn Cousin, die er dem Staat vermachte, — die der Normalschule, deren Hauptgrundlage ein Vermächtniß von Georges Cuvier ist, — die des Senates, der medicinischen Schule, des gesetzgebenden Körpers haben nicht gelitten. — Endlich ist der große nationale Bücherschatz in der Rue Richelieu ganz und unverletzt aus dieser schrecklichen Krise hervorgegangen. — Dasselbe Glück haben die nationalen Archive und die Druckerei gehabt.

„Die kirchliche Kunst hat fast Nichts verloren. Die Sainte Chapelle, dieses Wunder der Wunder, hat alle ihre Glasfenster unverletzt. Saint-Etienne du Mont, Saint-Germain des Prés, Saint-Severin, Saint-Eustache bleiben uns. Aber doch hat Saint-Eustache gelitten; die Glasfenster von Philipp de Champaigne sind verloren gegangen. — In Notre Dame war Alles bereitet zum Abbrennen. Die beiden Ambonen ganz am Ende des Chors sind verbrannt, aber die Flammen haben ihr Verwüstungswerk nicht eben weit getrieben. Sie haben das Monument respectirt. So ist Paris, trotz der Tuilerien, trotz des Hôtel de Ville und des Palais Royal, trotz des Palastes vom Quai d'Orsay und der Gobelins, so ist Paris noch immer Paris. Es kann, wie Frankreich selbst, durch Weisheit wieder auferstehen und groß werden."

So die Nationaltröstung im Journal officiel. — Aber es mochte sagen, was es wollte, Paris hätte noch Vieles behalten, — was hatte es verloren in den wenigen Maitagen?

Man hat es versucht, die Kosten anzugeben, die damals verloren gegangen sind, in folgender Weise:

| | |
|---|---|
| Ausgaben der Commune . . . . . | 54,500,000 Fr. |
| Hotel de Ville und Municipalitätsgebäude | 36,000,000 „ |
| Kirchen und Kasernen . . . . . | 2,000,000 „ |
| Theater . . . . . | 7,000,000 „ |

Digitized by Google

| | |
|---|---|
| Niedergebrannte Paläste und Monumente | 114,000,000 Fr. |
| Reparaturen dafür | 2,000,000 „ |
| Kriegskosten | 260,000,000 „ |
| Niedergebrannte Häuser | 78,000,000 „ |
| Beschädigte Häuser | 34,000,000 „ |
| Dörfer dicht um Paris | 70,000,000 „ |
| Eisenbahnen | 10,000,000 „ |
| Handel und Geschäfte | 200,000,000 „ |
| Zusammen | 867,500,000 Fr. |

Dazu bezahlte Frankreich noch 5000,000,000 Francs Kriegsentschädigung. Für immer schien das Land erschlagen zu sein.

Pauvre France!

Und was ist aus diesem „armen Frankreich" geworden, und wie sieht das abgebrannte Paris aus?

Nun, daß Frankreich seine Milliarden bei Heller und Pfennig an Deutschland bezahlt, und zwar fast noch prompter bezahlt hat, als das nöthig war, das ist allgemein bekannt. Ueber den Schaden, den Frankreich davon gehabt, und den Nutzen, den wir daraus gezogen haben, will ich Nichts weiter andeuten; wir wollen nur durch Paris wandern. Was haben wir da erlebt?

Nun, Folgendes! Vom 15. Juni bis 15. Juli, also wenige Wochen nach der Mordbrennerei, war die Mehrzahl der Privathäuser, welche theils oder ganz zerstört worden waren, wieder hergestellt, oder doch auf das Kräftigste in Angriff genommen. Auf alle Weise kam man von Seiten des Staates durch verständige Anordnungen zu Hülfe. Und sehr bald nach der Kalamität konnte ein geistreicher Franzos ausrufen: „Paris est redevenu Paris. Le commerce et l'industrie ont reçu de nombreuses commandes et ont repris leur ancienne activité, sinon leur prospérité passée. Les squares, les jardins

Digitized by Google

publics ont repris leur aspect accoutumé. Ni le siège ni la Commune n'ont pu en venir à bout. Cette ville prétendue frivole a resisté à la famine, au bombardement, à l'incendie, à la guerre étrangère comme à la guerre civile. On la croyait morte à jamais, couchée à terre; la voilà déjà qui se relève à demi sur le coude, promène autour d'elle son regard raffermi et secoue son linceul de ruines."

Wer mit mir im Herbst 1875 Paris durchwanderte, wird nirgends, die Tuilerien ausgenommen, eine Spur von Brand und Zerstörung entdeckt haben. Es wird ungemein viel gebaut, das ist das einzige Auffallende. Aber das Leben, das Treiben, der Handel, der Wandel, die Ordnung und Sorgfalt in Ueberwachung der Stadt, seiner Straßen, Plätze, Brücken, — diese frische Pulsation vom Morgen bis in die späte Nacht, wodurch sich die eigentliche Lebensthätigkeit bekundet, — das Alles ist unangetastet. — Nichts Verkommenes, nichts Verlumptes, nichts Gemeines sieht man in Paris. Das Volk sieht sauber und ordentlich aus, gleich als ob es eine allgemeine Verabredung wäre, sich nie wieder im Auslande ordinäre Anekdoten nachsagen zu lassen. — Alles geht seinen Weg und berücksichtigt jeden daherkommenden Passanten. Alles ist wieder Leben, Bewegung, Rührigkeit und Frische in den Gassen. Ueberall prangen wieder die berühmten Pariser Läden auf das Herrlichste in ihren Specialitäten, — ja es ist ein unbegreiflich elastisches Volk, das da an der Seine, unbegreiflich elastisch, lebenszähe und unverwüstlich, wie kein zweites Volk in irgendwelcher Hauptstadt.

Und noch Eins hat Paris und ganz Frankreich in Folge seiner Kalamität gewonnen, die allgemeine Sympathie der ganzen Welt. Woher das? Es ist unbegreiflich. — Aber das ist ein Thema, was ich nicht weiter ausspinnen darf; es

Digitized by Google

könnte mir übel ausgelegt werden, wenn ich Sympathieen für Frankreich verrathen wollte. Ich habe sie aber. Eine alte Dankbarkeit für Paris und liebe Rückerinnerungen dahin werden mich immer gefesselt halten. Es giebt eben nur ein Paris.

38

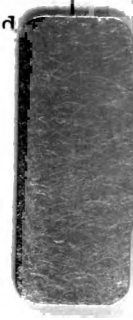
Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

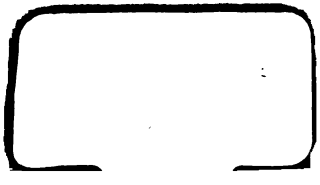
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be
the Library





Digitized by Google